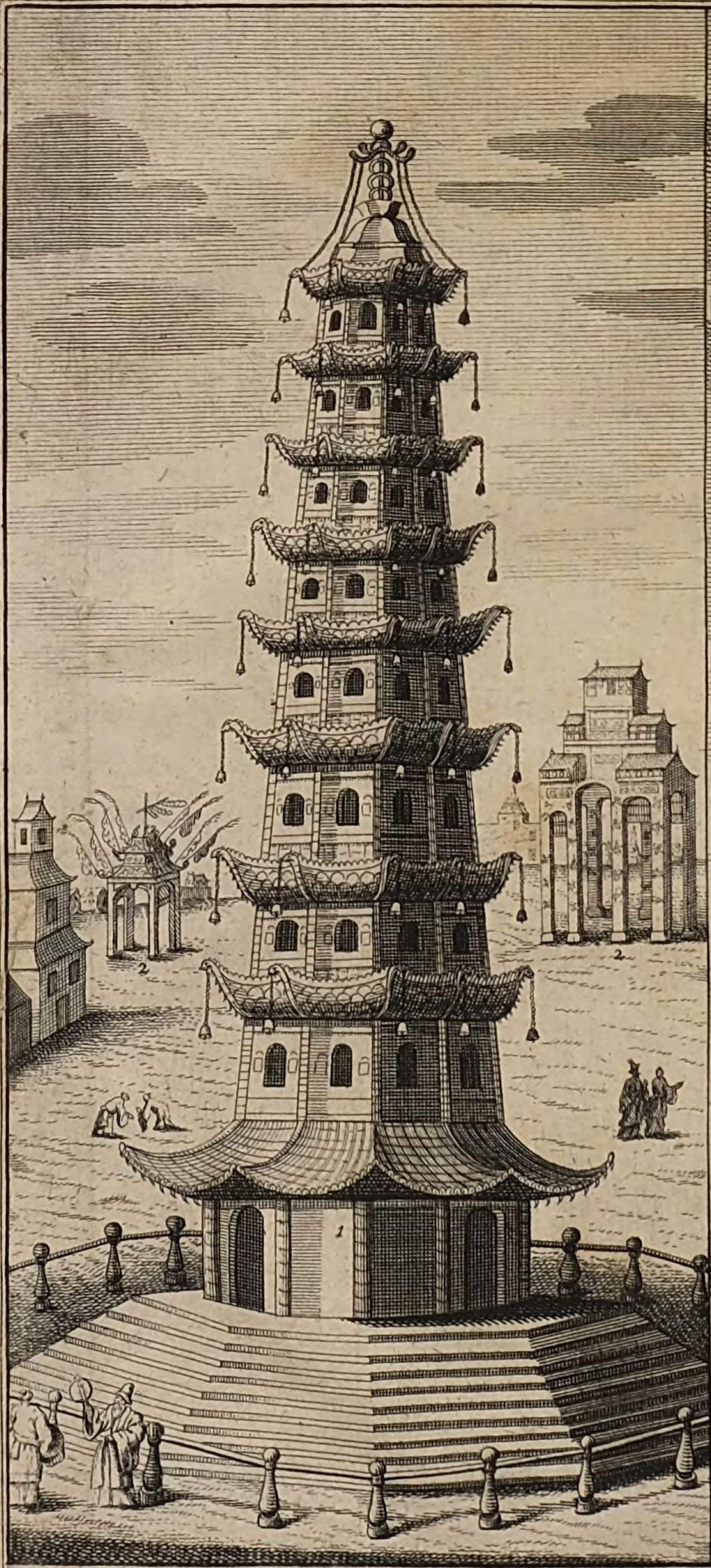
F. II. 4-7.

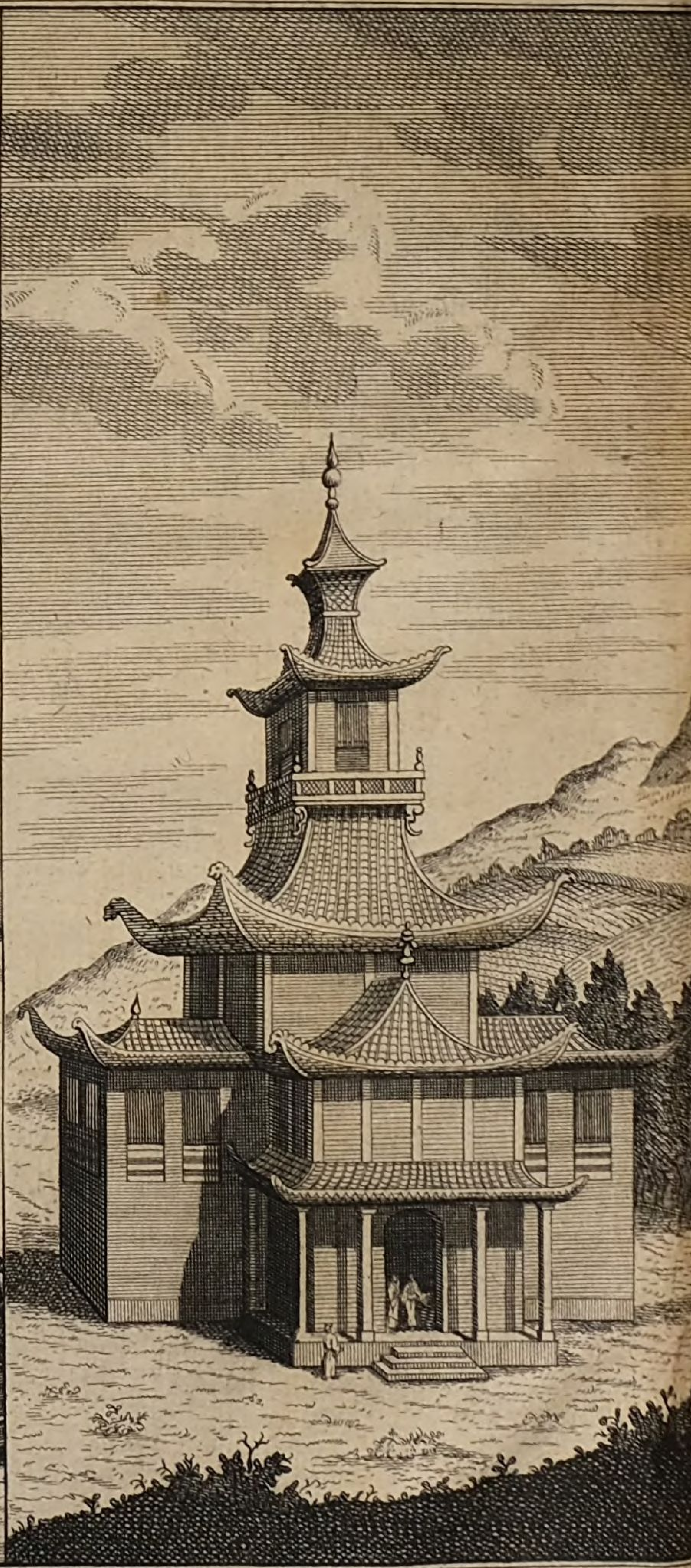
Const. 2 fl. 30 Xr.

Geogr. q. 3/1.

Bip.



1 Le Tour de Porcelaine. 2 Arcs de Triomphe.



Temple Chinois.

Die Heutige Historie
oder der
Gegenwärtige Staat
von
allen Nationen,
Worinn
Ihre Länder, Lage und Beschaffenheit, ihre Personen, Kleidung, Gebäude, Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, Religion, Policey, Künste und Wissenschafften, Handlung, Handwercke, Acker-Bau, Pflantzen, Thiere, Mineralien, und andre Merckwürdigkeiten ausführlich beschrieben werden,

Erster Theil,

Aus dem Englischen Original
des
Herrn Capitain SALMON
ins Teutsche getreulich übersetzt
Und mit den
Zugaben
des
Herrn M. van Goch, M. D.
aus der Holländischen Edition vermehret.

Joh. ~~Georg~~ Hoeffel

Verlegt von Jonas Korte, Buchhändler in Altona.
1732.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede
des Herren SALMONS.

DJeweil die Welt heutiges Tages eben so wenig von Reisenden und Historien-Schreibern mit Erdichtungen, als von Träumern und abergläubischen Leuten mit Erzehlungen von Gespenstern will äffen lassen: so stehet nicht zu besorgen, daß ein Versuch das wahre von dem falschen in den Reise-Beschreibungen zu unterscheiden, und die Gewisheit derjenigen Dinge, die man uns von frembden und entferneten Ländern erzehlet, recht ausfündig zu machen, bey unsern aufgeklährten Zeiten schlechten Beyfall finden werde. An abentheurlichen und übernatürlichen Mord-Geschichten werden unverständige Leute vielleicht einigen Geschmack haben: Verständigen aber kan nichts gefallen, als was der Wahrheit gemäs, und natürlich herauskommt. Ich habe mir dahero vorgenommen, eine ziemliche Menge von den bishero ans Licht gestellten Reise-Beschreibungen genauer zu untersuchen, und solche gegen einander zu halten, üm dasjenige, was mit der Wahrheit übereinstimmet, daraus zusammen zu suchen: verhoffe auch, daß niemand mich für gantz ungeschickt zu solcher Unternehmung ansehen werde, weil ich selbst verschiedene Theile der Welt gesehen, und mit vielen Völckern, von welchen ich schreibe, Verkehrung gehabt habe; auch dieses mein Werck zu dem Ende verfertige, damit ich den Zustand eines jeden Landes dadurch ich gereiset bin, gleich andern vernünfftigen Reisenden, entwerffen könne.

Die unvernünfftige und unbedachtsame Gewohnheit allerhand Reise-Beschreibungen ohne Aufmercksamkeit und weitere Untersuchung zu lesen, hat viele angereitzet, uns hinters Licht zu führen, und die frembden Völcker so zu beschreiben, als wenn sie eben so weit in ihrem Wesen und Ausbesserung ihres Verstandes, als den Ländern

nach darin sie wohnen, von uns unterschieden wären: da doch in der That die Natur der Menschen auf dem gantzen Erd-Boden meistentheils gleich geartet zu seyn befunden wird. Die Erziehung und die Gewohnheit können zwar einen grossen Eindruck in die Gemüther verursachen; wenn wir aber nur ein wenig darauf acht geben, würden wir leichtlich mercken, daß wir alle Abkömmlinge von einem Vater seyn, und daß ein jeder unter uns mit denselben Begierden und Gemüths-Bewegungen, als die andern begabet sey; wie nicht weniger daß kein Mensch etwas wildes und barbarisches von Natur an sich habe, sondern es erstlich recht lernen muß, wenn er ein solcher Unmensch werden soll. Es mag also wohl nichts mehr dazu beygetragen haben, daß die Welt vor barbarisch gescholten wird, als die böse Gewohnheit, eine jede weit abgelegene Nation dafür anzusehen.

Meine Absicht also wird dahin gerichtet seyn, daß ich das menschliche Geschlecht, so wie es in der That beschaffen ist, vorstellen, und die Vorurtheile aus dem Wege räumen möge, welche wir einer gegen den andern zu hegen pflegen. Möchte ich dabey so glücklich seyn, zu Wiederherstellung der gutwilligen Gemüths-Neigung der Aufrichtigkeit und des Mitleidens gegen einander (welches uns von Natur eingepflantzet ist, und uns selten verläst, es sey denn, daß man sich mit Fleis bestrebe selbiges ausrotten) etwas beyzutragen: so würde ich die schwere Arbeit, welche ich übernommen habe, mit unendlicher Lust und Vergnügen ausführen.

Von den Orientalischen Königreichen will ich den Anfang machen, und ferner mit der Sonnen-Lauff gegen Westen reisen. Damit auch das Werck von allgemeinem Gebrauch, und so wohl Handels-Leuten, als Gelehrten und Staats-Leuten nützlich seyn könne, will ich das gantze Buch in einer bequemen und durchgehends gleichförmigen Ordnung abfassen; und monathlich, bis ich mit allem fertig bin, ein klein Stück herausgeben, in welchem folgende Haupt-Stücke erscheinen werden:

1. Die Lage und Grösse eines jeden Königreichs oder Staats, die Provintzen, in welche das Land eingetheilet ist, nebst den Seen, Flüssen, Canälen und Quellen, die es bewässern.

2. Die Städte, Festungen, Palläste, öffentliche Gebäude, Häuser und Hausgeraht.

3. Das Genie, Temperament, Leibes-Gestalt, sonderbare Neigungen, äusserliches Betragen und Kleidung eines jeden Volcks, nebst dessen Umgang, Lebens-Art, Belustigungen, Hochzeiten, Visiten, Höfflichkeits-Pflichten, Wegen, Posten, Manieren zu reisen und zu befrachten.

4. Die Manufacturen und die Handlung im Lande und über See.

5. Das Land-Wesen, Acker-Bau, die Natur des Erd-Bodens, die Pflantzen, Thiere und Mineralien.

6. Die Gelehrsamkeit, Ehren-Aemmter, Künste und Handwercke, Sprache, Manier zu schreiben, Historie und Zeit-Rechnung.

7. Des Landes-Herren, Hoff-Staat, Einkünffte, Macht, Regalien, die Reichs-Folge, Gerichts-Höfe, Obrigkeitliche Bedienten, Gesetze, Gebräuche, Straffen, Geld, Gewicht und Maasse.

8. Der Gottesdienst, Tempel und Aberglauben.

9. Die Ehen, des ledigen und verehlichten Frauenzimmers, wie auch der Kinder und Sclaven Zustand.

10. Die Leichbegängnisse, Trauer, Gräber, und so ferner.

Der Leser wird verhoffentlich nicht übel deuten, daß ich sage, dergleichen Werck habe noch zur Zeit niemand unterfangen. In dem grossen *Atlant-Geographico* hat man nur verschiedene einander wiedersprechende Nachrichten zusammen getragen, ohne zu versuchen, ob man sie mit einander vereinigen könne, oder über die Ungläublichkeit der Erzehlungen, die man da findet, einige Anmerckungen zu machen. *Molls* giebt uns zwar eine kurtze Beschreibung von einem jeden Lande; die Nachrichten aber von den Sitten und Gebräuchen, und andern obbenanuten Stücken, sind so kurtz abgebrochen, als man sie in einem Wörter-Buch nur vermuthen kan. Die Sammlung von Reise-Beschreibungen, welche *Curchill* und *Harnir* ausgegeben haben, ist artig genung sortirt, aber mit vielen erdichteten und unnützen Erzehlungen ausgeputzt, welche den Leser wenig bessern, und eben so wenig vergnügen können. Man hat keine Anmerckungen über die vielfältige wunderbare und unglaubliche Nachrichten, die darin vorkommen hinzu-

)(3 gefüget:

gefüget: und was ein Auctor gewiß versichert, dem wiederspricht der andere, so daß, wo der Leser sich die Mühe nimmt, ein halb dutzend Blätter durchzugehen, er immer zweiffelhafftig bleiben muß, was er von den vornehmsten Sachen glauben solle.

Es wird dahero allem Ansehen nach derjenige seine Zeit nicht übel anwenden, der etwas beyträgt, die vielfältige Beschreibungen von fremden Ländern, mit welchen man uns bis anhero beladen hat, von dem unnützen Quarck, womit sie gemeiniglich angepfropfft sind, zu saubern, und eine deutlichere und vernünfftigere Vorstellung, als die vorigen gemacht haben, von den Sitten der auswärtigen Völcker, und dem rechten Grund der Staats-Regeln, nach welchen jeder Hoff regieret wird, zu liefern.

Endlich bitte ich mir Erlaubniß aus, unserm gegenwärtigen Seculo wegen seines genauen und reinen Geschmacks Glück zu wünschen, als welcher mich erst auf die Gedancken gebracht hat, dieses Werck zu unternehmen: wiewohl auch die Aufmunterungen zu dem Studio der heutigen Historie, welche Seine Königliche Majestät ohnlängst gegeben haben, mich ferner in der Meinung befestiget haben, daß ein Buch von dieser Art sehr nützlich seyn könne, zu welchem ich den Stoff schon eine Zeit lang bereit gehabt habe, ehe und bevor Ihro Majestäten Dero allergnädigste Absicht kund werden liessen. Ich kan folglich nicht anders, als mich glücklich schätzen, weil es sich so gefüget, daß ich auf ein Unterfangen verfallen bin, dessen sich der Thron selbst annimmt, und es allen anpreiset. Solches sehe ich billig als ein glückliches Zeichen eines erwünschten Fortgangs an: es mag aber solcher erfolgen, oder nicht, so soll doch meines Orts kein Fleis gesparet werden, damit das Werck selbst seinem Titul ein Genügen thue. Doch muß ich auch bekennen, daß man es mir mit recht zum Stoltz auslegen könte, daß ich mich ein solches Werck zu schreiben unterstehe, fals ich mich nicht des Beystandes einiger gelehrter und verständiger Männer zu erfreuen hätte.

Der

Der Heutigen Historie oder des Gegenwärtigen Staats aller Nationen,

Ersten Theils erstes Stück,
enthaltend
eine umständliche Beschreibung
des
Grossen Kaiserthums

CHINA,

wie auch der Königreiche

TONQUIN

und

COCHIN-CHINA,

aus dem Englischen Original
des Herrn Capitain SALMON
und mit den Zugaben
des Herrn M. van GOCH, M. D.
aus der Holländischen Edition vermehrt,
Ins Teutsche getreulich übersetzt
von
A. H. J. Theoph. Hoeffel. sr.

Verlegt von Jonas Korte, Buchhändler in Altona. 1732.

Vorrede des Ubersetzers.

Geneigter Leser,

DJe günstige Aufnahme / deren so wohl die Engelländer / als die Holländer des Herrn Capitain *Salmons* Heutige Historie / oder Gegenwärtiger Staat aller Nationen gewürdiget haben / macht dem Herrn Verleger gewisse Hoffnung / daß diejenige unter unsern Lands-Leuten / welche Liebhaber von wohlgeschriebenen / und zum

Lesen nicht minder anmuthigen / als nützlichen Büchern sind / sich seine Bemühung / ihnen dieselbe in unserer Mutter-Sprache zu liefern / nicht werden mißfallen lassen. In Engelland hat man dieses Werck schon zum vierten mal aufgelegt / und die zierliche und mit vielen artigen Zusätzen vermehrte Holländische Ubersetzung des Herrn Doctor *van Goch* hat ebenfalls das Glück gehabt / zum dritten mal unter der Presse zu liegen: woraus sattsam erhellet / daß dieses Buch den Geschmack vieler geschickten Kenner unter diesen sinnreichen und curiösen Nationen vollkommen / und wegen seines eigenen Wehrts und Güte so viele Käuffer gefunden habe. Der geneigte Leser wird bey Durchlesung desselben ohne mein Erinnern selbst sehen / daß dieses Buch einen zwar kurtzen, doch ziemlich vollständigen Auszug aus den neuesten und glaubwürdigsten Beschreibungen von den weit entlegensten Ländern in sich hält / mit welchen die Feder des Herrn Verfassers bis anhero beschäfftiget gewesen: welcher Auszug nicht nur der deutlichen und dabey aufgeweckten Schreib-Art halber anmuthig zu lesen / sondern auch der Nutzbarkeit wegen vielen andern Reise-Beschreibungen weit vorzuziehen ist. Uberflüßige / und zum theil offenbar falsche / zum theil auch unwahrscheinliche Erzehlungen sind wohlbedächtlich ausgelassen / und alles hingegen / was der Wahrheit gemäß / und aus glaubwürdigen Scribenten bewiesen werden kan / in einer Ordnung vorgetragen: so daß nicht leichtlich etwas vorfallen wird / das jemand von fremden Landen zu wissen begierig seyn möchte / davon er nicht in diesem Buch die sicher-

ste Nachricht finden sollte / die man noch zur Zeit hat haben können. Es wird also die Arbeit des Herrn *Salmon* nicht nur denjenigen zu Nutze kommen / welche ihres Berufs und Angelegenheiten halber genöhtiget seyn / sich einen richtigen Begriff von fremden Ländern zu machen: sondern auch solchen Personen zum angenehmen Zeit-Vertreib dienen / welche bey müßigen Stunden in Lesung artiger und curiöser Bücher eine unsträffliche Ergötzlichkeit suchen. Von diesem Buch lieffere ich anitzo dem Geneigten Leser zur ersten Probe von dieser teutschen Ubersetzung 3 Stücke / als den Gegenwärtigen Zustand von *China*, *Tonquin* und *Cochin-China*: und werde / wo derselben baldigen Abgang mich des gütigen Beyfalls verständiger Kenner versichert / mit dieser Arbeit / geliebts GOtt / also fortfahren / daß jede Messe wenigstens eben so viel / wo nicht mehr Stücke folgen können. Bey der Ubersetzung habe ich stets das Englische Original vor Augen gehabt / und bin von den Worten desselben nicht leichtlich abgegangen / ohne wenn die Eigenschafft der Teutschen Sprache solches erfodert hat. Die Holländische Ubersetzung des Herrn Doctor *van Goch* ist mir erstlich zu Gesichte gekommen / als das erste Stück von *China* schon völlig fertig war; dahero ich denn seine Zusätze nicht alle dem Text habe einverleiben können. Dennoch habe ich das gantze Werck mit dem Original des Herrn *Salmons* zusammen gehalten / und wenn die Zusätze nur in wenig Worten bestunden / selbige in den Text eingerücket: wenn sie aber weitläufftig waren / habe sie gröstentheils übergangen / etliche der merckwürdigsten aber / wozu mich das Beyspiel des Herrn Doctors ebenfals

angefrischet / ein und andere Materien / welche beydes der Herr *Salmon* und der Herr Doctor *van Goch* der Kürtze wegen nicht so umständlich ausgeführet haben / als die Curiosität des geneigten Lesers wohl zu erheischen scheinet / in etlichen Zugaben aus den beglaubtesten Nachrichten ausführlicher vorzustellen / als die Beschreibung von *China*, von den Schicksalen der Christlichen Religion im Lande / wie auch von *Confucio* und dem grossen *Lama*, in unten gesetzten Notis, als eine geringe Probe dem Geneigten Leser zur gütigen Beurtheilung zu überlassen. Wenn ich nicht hätte befürchten müssen / daß dieses erste Stück die Grösse / welche man jedem Stück zu geben sich vorgenommen hat / weit würde überschritten haben / wäre ich nicht ungeneigt gewesen / noch mehrere solche besondre Materien / als zum Exempel das *Mandarinen*-Spiel der Chineser / einige Anmerckungen über ihre Sprache / und dergleichen viele mehr / wie auch die Schicksale der Christlichen Religion in *Tonquin* und *Cochin-China* aus den mir zu Handen gestossenen Scribenten umständlich vorzustellen. In Betrachtung aber / daß dieses Werck auf solche Weise sehr weitläufftig werden würde / habe ich dienlicher erachtet / damit an mich zu halten. Wo aber der Geneigte Leser diese Proben meiner wenigen Arbeit in solchen Sachen sich günstig gefallen läst / dürffte mich solches leichtlich ermuntern / ob GOtt will / in einem besondern Anhang von allerhand ausländischen Merckwürdigkeiten dasjenige / was mir von dergleichen Dingen und insbesondere von dem Zustand der Christlichen Religion in allen Theilen der Welt bekannt geworden ist / mitzutheilen.

In

In der Beschreibung von *Tonquin* und *Cochin-China*, habe ich des Herrn Doctors *van Goch* Zugaben sorgfältig mitgenommen/ und von dem Text des Auctoris durch ein Signum citationis „ unterschieden: werde auch bey Fortsetzung der Arbeit ein gleiches thun. Weil aber der Herr Doctor sich unterweilen bey solchen Materien weitläufftig aufhält/ die seinem Lands-Leuten vielleicht sehr angenem seyn / uns Teutschen aber nicht sonderlich gefallen können/ als wenn er zum Exempel bey Japan umständlich erzehlet / in wie viele besondre Landschafften eine jede Provintz getheilet wird/ wie weit jede derselben sich erstrecket/welches Getreide/oder welche Früchte daselbst am liebsten wachsen / und was dergleichen Dinge mehr sind/die unsern Lesern nicht viel Nutzen noch Vergnügen bringen werden: so behalt ich mir die Freyheit bevor / aus dergleichen Passagen / deren doch nicht gar zu viele seyn werden / nur das nöthigste und curiöseste mit wenig Worten anzuführen. Ubrigens werde ich nichts hinzufügen/ es sey denn/ daß sich mit ein paar Worten eine mangelhaffte Nachricht ergäntzen/ oder eine dunckle Stelle erläutern liesse. In solchem Fall werde ich meine Anmerckungen in den Text selbst einrücken: aber mit zweyen Hacken [ ] von dem Original so wohl/ als den Zugaben des Herrn *D. van Goch* unterscheiden / wie schon diesmal bey *Tonquin* und *Cochin-China* geschehen ist. Sonst ist auch zwischen dem Herren *Salmon* und dem Herrn *D. van Goch* ein hefftiger Streit entstanden: indem jener die Holländer bey Beschreibung der Länder / in welchen sie den Engelländern den Vortheil in der Handlung abgelauffen haben / mit harten Worten angestochen / und dieser mit gleicher

Hitze darauf geantwortet hat. Unsers Wercks ists gar nicht, uns in diesen Streit zu mengen, dieweil wir als Frembde solche Sachen mit unpartheyischen Augen ansehen müssen. Damit auch der Geneigte Leser desto besser überzeuget werde, wie richtig wir die einmahl erwählte Neutralität bey diesem Feder-Krieg beobachten, werden wir allemal, wenn dergleichen Dinge vorfallen, beyder Herren Gegner Gründe richtig anführen, dem Geneigten Leser das Urtheil überlassen, welcher von ihnen das gröste Recht habe. Um auch nichts wegzulassen, was die Curiosität des Geneigten Lesers bey einem solchen Werck verlangen möchte, hat der Herr Verleger sich entschlossen eine gute Land-Carte vor jedes Stück stechen zu lassen, und zwar nach der saubern Holländischen Edition; daß man also verhoffentlich eine Sammlung von recht guten Speciel-Carten allhier beysammen haben wird. Mit andern Kupfern das Werck zu zieren, wird er auch nicht ermangeln, wenn nur etwas vorfällt, daß sonsten so bekannt nicht, und seiner Rarität wegen eingerückt zu werden verdienet, wovon auch etliche Proben in diesem ersten Stück erscheinen. Aber mit den bekannten Kupfern von Götzen, Tempeln, Kleider-Trachten u. s. w., die schon so offt nachgestochen sind, und doch den Originalien wohl wenig gleichen, das Buch unnöthig zu vertheuren, trägt er billig Bedencken. Endlich vermelde dem geneigten Leser zur Nachricht, daß ich die Chinesische Wörter allenthalben so beybehalten, wie sie im Englischen Original geschrieben stehen: wie auch daß alles, was von Meilen, Maas, Gewicht und dergleichen Dingen gesagt worden, nach dem Englischen Fuß zu verstehen ist, es sey denn ein anders ausdrücklich gemeldet. Schließlich weil Fehlen allen Menschen eigen ist, stelle ich mir gar nicht vor, daß mein Fleis bey dieser Arbeit mich unfehlbar gemacht habe: und ersuche dahero den Geneigten Leser freundlich, was er etwa irriges bemercket, nicht einen Unfleiß oder Nachlässigkeit, sondern der allen Menschen gemeinen Unmöglichkeit vollenkommen zu seyn, zu zu schreiben, und verharre hiemit

Des Geneigten Lesers

dienstwilligster

Der Ubersetzer.

Der

Der
Gegenwärtige Staat
von
CHINA.

Das erste Capittel.

Handelt von der Lage und Grösse dieses Kaiserthums. Von der letzten Revolution und die Vereinigung der beyden Königreiche. Von den Nahmens, Gegenden und Gräntzen der unterschiedlichen Provintzen, nebst den vornehmsten Flüssen, Canälen, Seen und Qvellen, von welchen diese Länder bewässert werden.

DIe grosse Tartarey und China sind itzunder mit einander vereiniget, und machen beyde ein mächtiges Kaiserthum aus, welches die gantze Ost-Seite von dem festen Lande Asiens in sich begreifet. Die südlichste Gegend von China lieget im 21sten Grad Norder-Breite, und der aller Nördlichste Theil der Tartarey, so demselben Kaiser unterworfen ist, im 55stem Grad; so daß die gantze Länge von

Nor-

Norden gegen Süden sich auf 34 Grad, oder 2040 Englische Meilen erstrecket. Wenn wir aber mit einigen die Länge im 60sten Grad gegen Norden, und gegen Süden in der Insul *Haynam* welche im 18ten Grad Norder Breite lieget, setzen wollen: so macht solches 8 Grad, oder 480 Meilen mehr aus; und wird folglich die gantze Länge dieses Kaiserthums von Norden gegen Süden 2520 Meilen austragen. In der Breite von Osten gegen Westen wird es auf mehr als 1000 Meilen an den meisten Oertern gerechnet, muß sich also der Umfang auf 7000 Meilen und darüber belaufen.

Der Strom *Yamur* (sonst auch *Amur* genannt) auf den 55sten Grad Norder-Breite war bis vor etlichen wenigen Jahren die Gräntze dieses Reichs gegen Rußland. Aber in einem gewissen Friedens-Tractat (a) zwischen dem Czaaren von Rußland und dem Kaiser von China, hat der Czaar sich anheischig gemacht, seine Festungen an dieser Revier zu rasiren, wie auch auf das Recht zur Perlen-Fischerey in derselben, und auf die Zobel-Jagd in der angräntzenden Gegend von China Verzicht gethan, welches vielleicht einigen Geographis mag Gelegenheit gegeben haben, die Gräntzen der Herrschafften des Kaisers von China einige Grad weiter nach Norden hinauf zu setzen. Weil wir aber nicht vernehmen, daß einiger Chinesischer Städte oder Völcker über den Fluß Yamur hinüber gedacht werde, so kan dieser Fluß annoch gar wohl für die Norder-Gräntze gehalten werden. In demselben Frieden war auch verabredet, daß die Revier Argun die Gräntze des Chinesischen Kaiserthums gegen Westen seyn, und die Stadt Argun, welche der Breite nach im 52sten, der Länge nach im 125sten Grad lieget, die äuserste Gräntz-Stadt der Rußischen Lande gegen diese Seite seyn sollte.

Bevor ich weiter in der Beschreibung dieses Kaiserthums fortfahre, muß ich eine kurtze Nachricht von der grossen Revolution geben, welche sich vor 80 Jahren in diesem Theil der Welt zugetragen hat, bey welcher auch nicht nur dasjenige Königreich, aus welchem die gegenwärtige Kaiserliche Familie herstammet, sondern auch viele mehrere Tartarische Königreiche mit China unter einem mächtigen Monarchen sind vereiniget worden.

Grosse Staats-Veränderungen eräugnen sich nicht leichtlich, wenn man nur einen eintzigen politischen Fehltritt thut; sondern es kömmt gemeiniglich eine zahlreiche Folge von allerhand Zufällen, die man nicht hat voraus sehen können, zusammen, und bringet endlich eine solche gewaltige Veränderung zuwege. Also soll es auch dem Bericht nach, mit der Staats-Verände-

rung

(a) Welcher Anno 1689. zu *Nipchoff* geschlossen wurde.

rung in China hergegangen seyn. *Xunchi* oder *Tsoute*, König von Niuche einem kleinen Tartarischen Königreich, so Nord-Ost von China lieget, beschwehrte sich über einiges Unrecht und Schaden, den die Chinesischen Kaufleute seinen Unterthanen zugefüget hatten, und da ihm die verlangte Satisfaction nicht gegeben ward, beschloß er Repressalien zu gebrauchen, und fiel daher in die Provintz *Leaotung*, welche ausserhalb der Chinesischen Mauer lieget, ein. Diesem Tartarischen Printzen sandte der Kaiser einen seiner Generalen, Nahmens *Usangey*, entgegen, und der Krieg ward eine Zeitlang mit abwechselndem Glück geführet.

Mittler weile entstund eine Hungers-Noht in unterschiedlichen Provintzen von China, und weil der gemeine Mann die ordentlichen Auflagen nicht abzutragen vermochte, fieng er an zu rebelliren. Der vornehmste Anführer der Rebellen war einer Nahmens *Lycungz*, welchem Widerstand zu thun eine grosse Armee auf die Beine gebracht wurde. Diese aber trat zu den Rebellen über: welche darauf auf die Haupt-Stadt *Peking* loßgiengen; und weil sie mit des Kaisers Verschnittenen correspondirten, welche damahls an der Regierung den grösten Antheil hatten, wurden sie von ihren verrätherischen Correspondenten in die Stadt gelassen, und drungen so gar in die äuserstеn Höfe des Kaiserlichen Pallastes hinein, ehe und bevor der Kaiser die geringste Nachricht von ihrem Anmarch hatte. Als dieser unglückseelige Printz sich verrahten sahe, resolvirte er mit 600 Mann von seiner Garde die bey ihm geblieben waren, sich durch die Rebellen herdurchzuschlagen, oder auch sein Leben bey Ausführung dieses Entschlusses zu zu setzen. Aber diese verliessen ihn gar bald schändlicher Weise. Worauf er sich mit seiner eintzigen Printzeßin in den Garten retirirte; und nachdem er an den *Lycungz*, das Haupt der Rebellen, einen Brief geschrieben, in welchem er ihn bat, seiner Unterthanen zu schonen, stieß er erstlich seiner Printzeßin einen Dolch ins Hertz, und erhieng sich hernachmahls selbsten. Die Kaiserin, der Gouverneur der Stadt, und viele andere Leute am Hofe, von beyderley Geschlecht, entschlossen sich, (entweder um dem Barbarischen Verfahren, so sie sich von den Rebellen vermuthen waren, zu entgehen, oder auch aus Liebe gegen den Kaiser) mit ihm zu sterben, und brachten sich selbst um. Der Usurpateur bestieg gleich darauf den Thron, und übete an den armen Bürgern zu *Peking* alle Arten von Grausamkeit aus.

Der Pater *Adam Schall* schreibet das Unglück dieses Kaisers hauptsächlich der Boßheit und Rachbegierde seiner Verschnittenen zu, welche er wegen ihrer im Anfang seiner Regierung verübten Schinderеyen zur Rechnung gezogen hatte. Diese nichtswürdige Leute hatten wieder eine Gelegenheit gefun-

den, das Ruder des Regiments von neuen in ihre Hände zu bringen: arbeiteten aber immerfort dabey an den Ruin ihres Fürsten. Sie unterdrückten seine Unterthanen, den Sold der Soldaten schlugen sie unter sich, und liessen keine Mittel unversucht, um den Kaiser bey seinen Unterthanen verhast zu machen. Zu gleicher Zeit unterhielten sie eine Correspondence mit den Tartarn seinen Feinden, lockten sie in das Land hinein, und versprachen zu ihnen zu stossen. So gefährlich ist es für einem Printzen, wenn er einiges Vertrauen in undanckbare Schelme setzet, welche immerfort meynen, daß sie hefftiger dadurch beleidiget werden, wenn man sie zur Rechnung ziehet, als sie durch einige Gnade verbunden werden können, welche ihnen nachmahls von einem gütigen Fürsten erzeiget wird.

Der Usurpateur ließ eine starcke Garnison in Peking zurück, und marchirete wieder *Usangey* den General des letzten Kaisers, der an den Tartarischen Gräntzen stand, führte auch des Generals Vater mit sich. Als er nun eine Stadt belagert hielt, in welche *Usangey* sich geworffen hatte, drohete er seinem Vater vor seinen Augen, den grausamsten Tod, den er ersinnen könnte, anzuthun, wo er sich nicht ergeben wollte, und vollenzog auch seine Droh-Worte unverzüglich. Der durch seines Vaters Tod, und seines Kaisers Ruin in Eifer gebrachte *Usangey*, machte Friede mit den Tartarn, und ersuchte sie um Hülfe wieder den Usurpateur. Sie giengen darauf beyde mit vereinigter Macht auf ihn loß. Er aber flohe nach Peking, verbrannte und plünderte die Stadt, bezahlte seine Völcker mit der Beute, und retirirte sich in die Provintz *Xensi*.

Die Bürger zu Peking, welche viel von dem Usurpateur hatten leiden müssen, sahen die Tartarn, als ihre Erlöser an, und baten sie inständigst um Schutz. Und also, sagt *Le Comte*, unterworffen sie sich niederträchtiglich einem verächtlichem Volck, welches für ihre eigene Unterthanen zu erkennen, sie sich vorhero würden geschämet haben.

Ich hege zwar gegen den Herrn *Le Comte* alle Hochachtung, aber darin irret er sich, daß die Chineser so balde sich unter das Joch ihrer Tartarischen Erlöser solten bequemet haben. Sie liessen sich nichts weniger träumen, als den *Xunchi* auf den Thron zu setzen. Weil aber *Usangey* Peking in den Händen der Tartarn ließ, unterdessen daß er den Rebellen *Lycungz* in der Provintz Xensi verfolgete; und das übrige Reich in unterschiedliche Partheyen getheilet war, indem sich etliche für einem Sohn des letzten Kaisers erklähreten; viele andere aber unter dem scheinbahren Vorwand, ihre Freyheit zu behaupten, sich selbst zu Regenten aufwarfen: so ließ *Xunchi* der die Haupt-Stadt schon im Besitz hatte, sich

sich selbst zum Kaiser erklähren, und lud alle Tartarn, die sich schon vordem in China niedergelassen hatten, wie auch alle kleine Tartarische Printzen aus seiner Nachbarschafft ein, sich nach Peking um da zu wohnen, zu begeben; alle Chinesische Einwohner aber trieb er mit Gewalt zur Stadt hinaus.

Als *Usangey* von seinem Zuge wieder den Rebellen *Lycungz* wieder zurück kam, ward er gantz bestürtzt, da er sahe, daß sein Alliirter der Tartar den Thron bestiegen, und die Kaiserliche Residentz gantz und gar mit Tartarn besetzet hatte. Er fing dahero an, mit ihnen hefftig zu expostuliren, daß sie das gute Vertrauen, so er in sie gesetzet, so schändlich gemisbrauchet hätten: sie liessen sich aber auf keinerley Art und Weise überreden, das herrliche Land zu verlassen, in welches er sie eingeführet hatte, und wieder in ihre rauhe Gebirge zu kehren. Da er aber sich selbst gegenwärtig nicht im Stande befand, sie aus *China* zu vertreiben, schritte er zu einem Vergleich mit ihnen, in welchen bedungen ward, daß er 2 oder 3 ansehnliche Provintzen behalten, und den Königlichen Titul führen solte, wenn er sie in den Besitz des übrigen ungestöhrt lassen wollte.

In diese disreputirliche Theilung willigte er, oder schiene vielmehr darein zu willigen, weil er eine bessere Gelegenheit abwarten muste, um die Familie des verstorbenen Kaisers wieder auf den Thron zu setzen. Er verfügte sich also in die Provintzen, so ihm zugelegt waren, und beflisse sich daselbst seine Kriegs-Macht zu vermehren, die Städte, über welche er Meister war zu befestigen, und sich einen Vorraht an Geld-Mitteln zu sammlen, in der Absicht, daß er dermahleinst den Tartarn die Kaiserliche Krone streitig machen wollte. Wie aber *Xunchi* von allen diesem Wind bekam, machte er Anstalten, sich ihm zu wiedersetzen, worauf es endlich zum Kriege zwischen ihnen ausschlug, welcher mit grosser Wuth geführet wurde. *Usangey* war anfangs sehr glücklich, und wenn er gelebet hätte, wurde er vermuthlich die Tartarn aus China herausgeschlagen haben. Als er aber starb, und einen Sohn nachließ, der nicht so gut im Kriegs-Wesen beschlagen war, als sein Vater, nächst dem auch die Jesuiten dem Tartarischen Kaiser in Giessung seiner Canonen assistireten, und solche weit brauch- und nutzbahrer machten, als sie bis dahin in China gewesen waren: gewann der Krieg ein gantz anders Ansehen, und der Rest der Chinesischen Provintzen ward auch von den Tartarn bezwungen. Da nun der Sohn des *Usangey* sich nicht im Stande befand, den Tartarn zu wiederstehen, wollte er lieber sich selbst umbringen, als in seiner Feinde Hände verfallen: und folglich ward *Xunchi* im Besitz des Kaiserthums China und der grossen Tartarey recht feste gesetzet; wessen er aber sich nur kurtze Zeit zu erfreuen hatte; indem er balde starb und ein Kind von sechs Jahren zum Nachfolger hinterließ. *Amavan* ein Oheim

des jungen Printzen, welchem Xunchi die Regierung, während der Minderjährigkeit seines Sohnes aufgetragen hatte, verwaltete das ihm anvertraute Ammt mit solcher Treue und Klugheit, daß die Chineser so wohl, als die benachbarte Tartarische Printzen sich seiner Regierung willig unterwarffen: und als sein Obeim sein mündiges Alter erreichet hatte, legte er die Regierung in seine Hände nieder, und fuhr blos und allein fort, ihm mit gutem Raht beyzustehen.

Weil die Tartarn den Chinesern an der Zahl bey weiten nicht gleich waren, sahen sie sich genöhtiget allerhand Künste zu gebrauchen, um sich im Reiche feste zu setzen. Unter andern zwungen sie die Chineser ihre Haare abzuschneiden, und sich nach der Tartarischen Mode zu kleiden, damit man nicht mercken mögte, wie wenig ihrer wären, gegen die Chineser zu rechnen. Es musten daher alle Chinesische Soldaten, und diejenigen ins besondere, welche unter ihnen Dienste nahmen, Tartarische Kleider anlegen, damit sie für Tartarn angesehen worden, und ihre neue Unterthanen in Furcht zu erhalten, dienen könnten. Hätte man diese List nicht gebrauchet, so würden die Chineser gewiß bald ihre Stärcke gemercket, und die Tartarn zum Lande hinaus geschlagen haben.

Was aber noch mehr beytrug, die Tartarn recht feste zu setzen, war dieses, daß sie die Chineser so wohl zu Civil- als Militair-Bedienungen zogen. Die Vornehmen, welche die gröste Liebe bey dem Volck hatten, machten sie zu Vice Roys und Gouverneurs in den Provintzen: und brauchten sie als Werckzeuge ihr eigen Vaterland unterwerffig zu machen. Sie liessen dem gemeinen Mann ein Drittel von den Auflagen nach, regierten die Nation nach ihren eigenen Gesetzen: und gleichwie *Henrich* der siebende in Engeland that, so befreyeten sie auch den gemeinen Mann von den Gewalthätigkeiten, welche die Grossen an selbigem ausübten: ja, den eintzigen Punct wegen der Haare und der Kleider ausgenommen, ließ es mehr, als wenn die Tartarn sich den Gesetzen der Chineser unterworffen, als daß sie ihnen neue vorgeschrieben hätten, und man kan itzunder fast mit besserem Fug sagen, daß die Tartarey China, als daß China der Tartarey unterthan sey. Denn in China liegt die Haupt-Stadt des gantzen Kaiserthums, daselbst sind die höchsten Gerichts-Höfe, hier werden alle Reichthümer der vereinigten Königreiche hingeschlept, hier werden alle Aemter und Ehren-Stellen vergeben, und folglich schlägt auch alles hieher. China hat durch die Tartarey einen grossen Anwachs an Macht bekommen, und hat nunmehro keinen Feind zu fürchten. Ihre arme Nachbaren gegen Norden stehen unter demselben Kaiser, welcher sie so im Zügel hält, daß sie nicht mehr im Stande

sind

sind China zu beunruhigen. Die kleinen Tartarischen Könige, wie sie genennet werden, sind nichts weiter, als seine Vice Roys und Gouverneurs in den Provintzen. Der Kaiser aber hat Festungen und Garnisonen in ihrem gantzen Lande.

Was den Nahmen dieses Landes China oder Cina betrifft, so führen einige selbigen von Cin, einem ihrer Kaiser her: und obwohl die Indianer, und nach deren Exempel die Europäer es beständiglich mit diesem Nahmen benennen; so ist doch auch zu mercken, daß eine jede regierende Familie bey Besteigung des Throns dem Reiche ihren eigenen Nahmen giebet, und mit diesen Nahmen wird es allezeit von den Unterthanen benennet. *Navarette* saget, es sey dieses Reich von den Indianern China genennet worden, weil es eine ungeheure Menge Seide hervorbringet, Chin aber in ihrer Sprache so viel als Seide bedeutet. Es mag sich aber mit der Derivation des Nahmens verhalten, wie es immer will, so bleibet indessen gäntzlich ausgemachet, daß China dasselbige Land sey, welches vormahls unter dem Nahmen Cathai ist bekannt gewesen, wie auch der grosse Cham b) von welchem in vorigen Zeiten so viel geredet worden, kein ander als der Kaiser von China sey, und Cambalu, woselbst er residiren soll, die Stadt Peking. Es ist aber nicht zu verwundern, daß wir in vorigen Zeiten so unwissend in den Chinesischen Sachen gewesen seyn, weil wir mit der Nation wenige, oder gar keine Verkehrung gehabt haben, ausser in den letzten 200 Jahren, nachdem die Europäer den Weg dahin über das Vorgebürge der guten Hoffnung gefunden haben.

Da China sich vom 21sten Grad c) bis auf den 42sten Norder-Breite erstrecket, so ist der längste Tag im Süden ohngefehr vierzehntehalb Stunden, im Norden aber 15 Stunden lang. Die Nördlichen Provintzen haben gemeiniglich einen sehr starcken Winter 4 Monathen hindurch, vom Anfang des Novembris nehmlich, bis zum Anfang des Martii, sintemahlen die Flüsse und Graben durchgehends so dick mit Eiß beleget werden, daß sie aufhalten können. In den Südlichen Provintzen wissen sie von keinen Frost oder Schnee, sondern sie haben daselbst, wie in andern Ländern, die unter oder nahe bey den Tropicis liegen, um das Æquinoctium, besonders im Herbst gemeiniglich stürmigt

b) Im 13 und 14 Seculo. Denn Anno 1280 nahm *Xi-cu* der Tartar-Cham China ein und nach ihm sind 8 Kaiser aus seinem Nahmen auf dem Thron von China gesessen, bis die Tartarn Anno 1368 wiederum zum Lande hinausgejaget wurden. Und diese Kaisers sind eigentlich diejenigen, welche man in alten Zeiten die grosse *Chams* nannte, von welchen *Marcus Paulus Venetus* welcher um dieser Zeit in China gewesen, viel geschrieben hat.

c) Soll vielleicht heissen vom 18ten Grad siehe oben pag. 1.

migt und reguigt Wetter: und darin bestehet der gantze Winter, den sie empfinden. In den übrigen Jahrs-Zeiten haben sie sich einer heitern Lufft und beständig guten Wetters zu erfreuen. Die Hitze ist auch nicht so gros, daß man solche nicht leichtlich in ihrer unterirrdischen Höhlen, und in den kühlen schattigten Oertern, wohin sie sich währender grösten Hitze des Tages begeben, solte ertragen können. Um diese Zeit des Tages lassen sie ihre Arbeit stehen und liegen, um sich auszuruhen, und alles ist so still, als wenn es um Mitternacht wäre. Denn der Abend und Morgen sind eigentlich die Zeiten des Tages, an welchen man in den heissesten Ländern arbeitet: um den Mittag ruhen sie eben so wohl als um Mitternacht.

China wird überhaupt in 16 Provintzen eingetheilet, als sieben gegen Norden und neun gegen Süden. Die erste derselben ist *Leaotum* oder *Leaotung*, welche jenseit der grossen Mauer lieget, an welche sie gegen Westen gräntzet. Ostwerts stösset diese Provintz in einem Arm der See, welcher sie von *Corea* trennet, Nordwerts an die Gebürge der grossen Tartarey, und Südwerts an die See *Kang* oder dem Meer-Busen von Peking, diese Provintz lieget zwischen dem 39 und 42sten Grad Norder-Breite, die Haupt-Stadt darinnen heist *Xinyam*.

2. *Pekin* oder *Peking*, worin die Haupt-Stadt des gantzen Kaiserthums lieget, hat die grosse Mauer gegen Norden, welche diese Provintz von der Tartarey absondert. Gegen Süden gräntzet sie an die Provintz *Honan*, gegen Osten aber an die See *Kang*. Gegen Süd-Westen stösset Peking an die Provintz *Xantum*, gegen Westen aber an die Provintz *Xansi*. Peking erstrecket sich vom 36sten bis auf den 41sten Grad Norder-Breite, und die Haupt-Stadt der Provintz heist ebenfalls Peking.

3. Die Provintz *Xansi* gräntzet Ostwerts an Peking, Nordwerts an die grosse Mauer, Südwerts an die Provintz *Honan*, und Westwerts an den Fluß *Hoang*, sonst *Hoambo* oder der gelbe Fluß genannt, welcher diese Provintz von der Provintz *Xensi* trennet. Die Haupt-Stadt heist *Tayven*.

4. *Xensi* stösset gegen Abend und Mitternacht an die grosse Mauer und an die Tartarey, gegen Mittag an *Suchuen* und gegen Morgen an *Xansi*. Die Haupt-Stadt heist *Sigan*.

5. Die Provintz *Honan* hat *Xansi* und *Peking* gegen Norden, *Xensi* gegen Westen, *Huguam* gegen Süden, *Nanking* gegen Osten und lieget zwischen den 33sten und 37sten Grad Norder-Breite. Die Haupt-Stadt darinnen ist *Schaifung* oder *Caifum*.

6. Die

6. Die Provintz *Nanking* gräntzet gegen Mitternacht und Abend an Xantum und Honan; gegen Morgen an das Welt-Meer, gegen Mittag an Huguam und Cheguiam, und erstrecket sich von 30sten bis zum 36sten Grad Norder-Breite, *Kiam*, der gröste Strom in China, fliesset durch diese Provintz. Die Haupt-Stadt ist Nanking oder Kiamnin.

7. *Xintum* lieget gegen Norden und Osten an dem Ocean; gegen Westen an Peking, gegen Süden an Nanking. Die Haupt-Stadt ist Cinam.

8. Die Provintz Chekiam gräntzet gegen Norden an Nanking gegen Osten an das Welt-Meer, gegen Westen an die Provintz Kiamsi, und gegen Süden an die Provintz Fokien. Sie erstrecket sich vom 22sten bis zum 31sten Grad. Die vornehmste Stadt darinnen ist Hameheu.

9. Die Provintz *Kiamsi* berührt gegen Osten die Provintzen Chekiam und Fokien, gegen Westen Hukam, gegen Norden Nanking, gegen Süden Quamtum, und erstrecket sich vom 26sten bis zum 31sten Grad Norder-Breite. Die ansehnlichste Stadt heist Nancham.

10. *Huguam* hat Kiamsi gegen Morgen, Honan gegen Norden, Quamsi und Quamtum gegen Süden. Die Haupt-Stadt darinnen ist Vucham, oder Vijchang.

11. Die Provintz *Suchuen* hat an der Ost-Seite die Provintz Huguam, an der West-Seite das Indianische Gebürge, gegen Norden Xensi, gegen Süden Queycheu zu Nachbahren, und ihre Haupt-Stadt ist Chingtu.

12. Die Provintz Queycheu gräntzet gegen Norden an Suchuen, gegen Osten an Quamsi, gegen Süden und Westen an Yunan, die Haupt-Stadt ist Qegang.

13. Die Provintz Yunan ist Ostwerts mit der Provintz Qeycheu, oder Quamsi, westwerts mit Indien, und gegen Süden mit Tonquin umgeben. Die Haupt-Stadt derselben ist Yunan.

14. Die Provintz Quamsi gräntzet an Yunan gegen Westen, an Queycheu gegen Norden, an Quamtum gegen Osten, an Tonquin und Cochinchina gegen Süden, und hat Queilin zur Hauptstadt. (d)

(d) Der Herr *Hamilton*, von welchem wir die neuesten Nachrichten von China haben, berichtet von der Provintz Quamsi: Daß selbige die Herrschafft der Tartarischen Kaiser nicht erkennen, und in beständiger Feindschafft mit den Herrn von diesem Stamme lebe, folglich ein apartes Reich, Republic oder wenigstens eine Landschafft vor sich ausmache. Quamsi ist auch nicht, wie der Herr *Salmon* sagt, und auch auf etlichen Carten stehet, durch Tonquin und Quamtun von der See abgeschnitten: sondern es gehet Norden und Osten bey Tonquin hinunter, und erstrecket sich bis an die Limpakaische Insuln und die Rivire von Canton, und hat also eine See-Küste von 80 Stunden in die Länge. Es ist ein fruchtbar und volckreich

15. Die Provintz *Quamtum* stösset gegen Abend an Quamsi, gegen Mitternacht an Huguam und Kiamsi, gegen Osten an Fokien, und an dem Ocean gegen Süden. Die Hauptstadt ist Quamcheu oder Canton.

16. Die Provintz *Fokien* hat zur Gräntze gegen Westen Kiamsi, gegen Süden Quamtum, gegen Norden Chekiam, gegen Osten den Ocean. Die Hauptstadt darin ist Focheu.

Es sollen auch wie *Le Comte* berichtet die Königreiche Corea, Tonquin und Siam, dem Kaiser von China zinsbar seyn. Corea ist eine Halb-Insul, oder, wie etliche sagen, eine rechte Insul. Es gräntzet Westwerts an die Provintz Leaotung, und dem Meer-Busen von Nanking, (e) gegen Osten und Süden an das Chinesische Meer, und Nordwerts an eine Provintz der Tartarey, Niuch genannt. Es lieget sonsten zwischen den 36sten und 42sten Grad Norder-Breite, und Kimki ist die Hauptstadt darinn. Ich habe die Lage von Corea an diesem Ort beschrieben, weil einige dieses Land mit unter die Chinesische Provintzen rechnen. Was aber die Königreiche Tonquin und Siam betrifft, welche Süden von China liegen: so haben sie ihre eigene Regenten, und dahero soll hernachmahls besonders von selbigen gehandelt werden.

Im obbenandten 16 Provintzen des Kaiserthums China sind nach *Le Comte* seiner Rechnung 155 grosse Hauptstädte, 1312 von andern Rang, 2357 Festungen, und 10,128,789 Familien. **Neuhoff** versichert, daß nach Maasgebung der Register von der Kopff-Steuer, welche mit der grösten accurateße verfertiget werden, über 58 Millionen Leute in China seyn müssen. Man kan mit gar leichter Mühe hinter die Wahrheit in diesem Punct kommen. Dann ein jeder Haus-Vater ist bey schwerer Strafe verbunden, über seine Haus-Thür ein kleines Bret aufzuhängen, auf welchem alle Personen, die im Hause

Land, und wird immer volckreicher, weil es den malcontenten Chinesern, die sich nicht unter das Tartarische Joch bequemen wollen, zur Zuflucht offen stehet. Die rohe Seide, Radix Chinæ, und Galanga soll hier häuffig fallen. Dieses Volck aber will mit den übrigen Chinesern, die unter Tartarischer Bottmässigkeit stehen, keine Gemeinschafft pflegen, sondern sie tractiren solche bey aller Gelegenheit feindlich. Sie sind solche stoltze und tapfer Soldaten zur See, daß eine kleine Galeere von den ihrigen allemal mit vier Kaiserlichen anbindet, und sie gleich vor sich wegjagen kan. Sie geben ebenfalls den Unterthanen des Kaisers keinen Pardon, wenn sie bewapnet in ihre Hände gerathen. Es mag auch wahr, oder falsch und ein leeres Vorgeben der Chineser seyn, so berichtet der Herr *Hamilton*, nach den Reden der Einwohner von Canton, und auch der Bedienten an der dortigen Regierung, daß sich immer etliche Quamsische See-Räuber in der Gegend aufhalten, und sie wegen ihrer Anfälle in continuirlicher Sorge stehen müssen.

(c) Der Herr *Salmon* nennet die Kang See, welche Westwerts von Corea lieget, gegen Süden aber hat dieses Land den Meer-Busen von Nanking und die Chinesische See, gegen Osten aber, das Stück vom Ocean, welches Nordwerts von Japan lieget.

Hause sind, richtig verzeichnet stehen. Uber jede zehn Häuser ist abermahl ein Aufseher gesetzet, der die Verzeichnisse untersuchen muß, ob sie richtig sind, und hernach an die höhere Obrigkeit davon Bericht abstatten.

Die Haupt-Ströhme in China sind Kiam oder der blaue Strom, und Hoambo, oder der gelbe Strom. Der Kiam, oder blaue Strom entspringet in der Provintz Yunam an den Indianischen Gräntzen, und fliesset quer über durch das gantze Königreich von Westen gegen Osten, durch die Provintzen Suchuen, Huquam und Nanking: So daß sein gantzer Lauff sich über 1000 Meilen erstrecket. Der Hoambo, oder gelbe Strom entspringet in den Gebirgen in der Westlichen Gegend der Provintz Suchuen, und fliesset Nordwerts längst der Tartarischen Gräntze hin bey der grossen Mauer, woselbst er sich wieder nach China wendet, und gegen Süden zwischen den Provintzen Xansi und Xensi hinläufft. Ferner lencket er sich Ostwerts, und nimmt seinen Lauff durch Honan, Xantum und Nanking. Nachdem er also über 600 Meilen zurück gelegt, fällt er 30 Meilen Nordwerts über die Mündung des Flusses Kiam in die See.

Der Fluß Kiam soll an einigen Orten unergründlich seyn. *Le Comte* aber bemercket, daß die Piloten der Chineser nur 50 bis 60 Klaffter Thau an ihren Bleywurff führen. Da nun der Strohm an einigen Oertern tieffer ist, meynet er, daß solches dem Volck Gelegenheit gegeben zu muthmassen, daß er unergründlich sey. Wann dieser Fluß durch die von dem Gebirge herabschiessende Bäche aufschwellet, ist sein Lauff erschrecklich schnell, und sehr gefährlich darauf zu seegeln.

Der Hoambo, oder gelbe Strohm (f) führet allezeit einen gelben Schlamm mit sich, von welchem er seinen Nahmen bekommen. Ja viele andere Ströme in China scheinen in der Regen-Zeit mehr kohtigte Bäche als Ströme zu seyn. Uberhaupt ist alles Wasser in China nicht gut zu trincken, ehe es gekocht worden. Welches nach *Le Comte* Meinung die Haupt-Ursache seyn soll, warum sie es warm trincken, und Thee, oder andere Kräuter darin tingiren lassen, damit sie so wohl ein gesundes, als schmackhafftes Geträncke haben mögen.

Durch jede Provintz von China (g) ist ein grosser Canal gezogen, welcher die Stelle eines Heerweges vertritt. Der Rand desselben ist mit grossen

(f) Der Strom soll mit seinen Austreten in vorigen Zeiten grossen Schaden verursachet haben, welches zu verhüten die Chineser nach *le Comte* Bericht, längst seinen Ufer hin grosse Teiche aufgeführet haben.

(g) Wenn man den Nachrichten des Jesuiten *Le Compte* Glauben zustellen darff, so muß dieses von den meisten Provintzen gesaget werden; sintemahlen nach seinem Bericht in Suchuen, Qeichu, Xansi und Xensi dergleichen Canäle nicht seyn sollen.

Quader-Steinen von groben Marmor besetzt, auf welchen die Leute gehen, welche die Schiffe ziehen. Von diesem grossen Canal sind wieder unterschiedliche schmählere gezogen, welche abermahls in kleinere Bächlein vertheilet werden, so gemeiniglich sich bey einem Dorff oder Städtgen endigen. Uber diese Canäle haben sie allenthalben Brücken geschlagen von drey- fünff- oder sieben Schwibbogen lang. Der mittelste Schwibbogen ist immerfort von solcher Höhe, daß die Schiffe unter durchgehen können, sonder ihren Mast abzunehmen. Die Brücken sind alle von Marmor, oder anderen Steinen gebauet: und nichts kan einen artigern Prospect geben, als diese unzählich viele nette Canäle, welche mit Brücken gezieret sind, an deren Rand eine grosse Anzahl von Städten und Dörffern lieget, auf welchem eine unzähliche Menge von Schiffen durch die fruchtbaresten Thäler hin und her segelt. Europa hat wenigstens nichts aufzuweisen, das damit könnte verglichen werden.

Einer von diesen, der grosse Canal genannt, gehet von Canton, der südlichsten Landschafft in China, bis an der Haupt-Stadt Peking in Norden. Selbiger ist in einer Strecke 1200 Meilen lang, ausgenommen daß er in der Provintz Kiamsi von einem Gebirge unterbrochen wird, woselbst man nothwendig eine kurtze Tage-Reise zu Lande thun muß. Weil in einem solchen langen Strich Landes das Erdreich nicht allzeit eben seyn kan, so haben sie an statt der Schleusen unterschiedliche grosse Wasser-Fälle, die nach Beschaffenheit der unterschiedlichen Höhen einen mehr oder weniger schnellen Fall haben. Nahe an diesen Wasser-Fällen sind ein Hauffen Leute postiret, welche die Schiffe so gegen den Strom seegeln hinauf ziehen müssen. Am Ufer der Ströme sind unterschiedliche Krahnen hingestellet. An selbigen befestigen sie das Schiff rund umher mit starcken Thauen, und ziehen es alsdenn mit grosser Mühe und Gefahr in den obersten Canal hinauf. Der Gebrauch der Schleusen ist ihnen gäntzlich unbekandt, durch deren Beyhülffe ein einzeler Mensch in Europa die Schutt-Pforten aufziehen und niederfallen lassen, und das gröste Schiff ohne einige Gefahr herunter und hinauf fahren lassen kan.

An etlichen Oertern, da das Wasser in zwo Canälen keine Communication mit einander hat, und der eine 15 Fuß höher, als der andere, lieget, sind ihre Schiffe also verfertiget, daß sie selbige, weil das öberste Ufer nach Art des Dachs an einer grossen Scheure schief abgestochen ist, aus dem einen Canal in den andern ablassen können, ob sie gleich noch so schwer beladen seyn. Unser Autor erzehlet selbst, daß er mannigmahl auf solche Weise aus einen Canal in den andern gekommen.

Obgleich ihre Schiffe, die sie auf der See gebrauchen, keinesweges mit den Europæischen zu vergleichen, und ihre Einsicht im See-Wesen überhaupt nur

nur mittelmäßig ist, wissen sie doch auf ihren Strömen und Canälen grosse Fahr-Zeuge, die so groß als rechte Schiffe sind, mit weniger Mannschafft sehr geschicklich zu regieren. Von solchen Schiffen werden ihrer nicht weniger als 10000 zu des Kaisers Diensten immerfort in den südlichen Provintzen gehalten. Selbige sind unten flach, vorne und hinten viereckt, (doch ist das Vordertheil nicht nahe so breit als das Hintertheil) haben zwey Masten als den grossen Mast und Fock-Mast. An dem Fock-Mast ist eine Seegel-Stange, und ein viereckigtes Seegel: das Seegel aber am grossen Mast wird oben gantz enge zusammen gezogen als ein Seegel an einer Chaloupe. Ihre Masten sind nicht aus unterschiedlichen Stücken zusammen gesetzt, wie die unsrigen, sondern werden aus einen Baum gezimmert. Ihre Seegel verfertigen sie von dicken Matten, und befestigen sie mit Latten von gespaltenen Rattings oder Spanischen Röhren ohngefehr 2 Fuß weit von einander. Auf dem obersten Verdeck bauen sie kleine Gemächer oder Cabinetgen von einer Ende bis an die andere, ohngefehr 7 oder 8 Fuß hoch. Solche sind inwendig und auswendig angemahlt und vergüldet, zugleich auch so nett und bequem, daß der längste Weg einem dabey nicht beschwerlich fallen kan. Die *Mandarinen* und Officianten æmuliren offtermahlen mit einander, wer sein Schiffgen am besten ausstaffiren kan, und wissen ihre Zeit nirgends vergnüglicher zu zu bringen: Denn hier besuchen sie einander ohne Ceremonien, spielen und vertreiben einander die Zeit, als wenn sie Hausgenossen mit einander wären, dergleichen Freyheit man sich bey vornehmen Obrigkeitlichen Bedienten am Lande niemahls nehmen darff.

Ob nun gleich die Seegelage auf ihren Flüssen und Canälen, überhaupt ungemein angenehm und plaisant ist: so befinden sich doch daselbst unterschiedliche schnelle Ströme auf welchen sie nicht ohne der grösten Gefahr seegeln können. Der P. *Le Comte* erzehlet, daß er einstmals auf einem solchen Strom gewesen, allwo das Schiff eine ziemliche Zeit lang mit einer ungemeinen Geschwindigkeit umgetrieben, und zuletzt gegen einen Felsen geschlagen worden. In der Provintz Fokien sollten die Schiffe in 8 oder 10 Tagen in continuirlicher Gefahr des Schiffbruchs seegeln. Es befinden sich daselbst so viel Wasser-Fälle und felsigte enge Passagen, daß ein Fahr-Zeug mit genauer Noht hindurch kommen kan, ohne an einer oder der andern Seite anzustossen, und in Stücken zerschlagen zu werden. Dahero leiden täglich etliche Fahr-Zeuge Schiffbruch auf diesen Strömen: sie haben aber unterweilen das Glück nahe am Ufer zu vergehen, da dann die Passagierer gerettet werden, unterweilen aber bleibet Schiff und Volck in einem Augenblick. *Le Comte* versichert, daß er nach seinen Bedüncken in zehen Jahren nicht habe so viele

Gefahr auf dem allerungestümsten Meer ausstehen können, als hier in zehen Tagen auf diesen Strömen. Allem Ansehen nach rühret diese Gefahr viel davon her, daß es ihnen an Mannschafft fehlet ihre Schiffe zu regieren. Wann sie an statt 8 Mann mit 15 fahren wolten, so würde alle Gewalt des Stroms nicht mächtig seyn, sie aus ihren Cours zu bringen, weil die Chineser eine recht besondere Geschicklichkeit besitzen, die Gewalt eines Stroms zu brechen und aufzuhalten. Aber es ist in China so wohl, als andern Theilen der Welt die Mode eingerissen, daß die Schiffer lieber ihr und der Passagier Leben in Gefahr setzen, und es auf das Glück ankommen lassen, ob ihre Ladung soll verlohren gehen, oder nicht, als daß sie solten einen Lumpen-Kerl mehr mit sich nehmen, als sie umgänglich gebrauchen.

Es bemercket der *P. Gemelli Careri*, daß schwerlich eine Stadt oder Flecken im gantzen Reiche, besonders in den Südlichen Provintzen ist, welche sich nicht der Bequemlichkeit eines schiffbaren Flusses, stehender See, Canals, oder Meer-Busens zu erfreuen hätte. Dahero denn auch fast eben so viel Leute auf dem Wasser als auf dem Lande leben sollen. Wo eine Stadt am Ufer auf dem Lande stehet, schwimmet eine andere in Schiffen auf dem Wasser; und etliche Hafens sind so mit Schiffen besetzt, daß es den Leuten einige Stunden wegnimmt, ehe sie quer über dieselben ans Land gehen können. Diese Schiffe sind so bequem gebauet, als wenn es Häuser wären. Viele Leute sind auf denselben gebohren, ja leben so gar und sterben darauf. Sie nehmen auch Schweine, Hüner, Hunde und andere zahme Thiere mit sich an Bord, nicht anders als wenn sie auf dem Lande wohneten.

Ausser diesen Schiffen seegelt eine grosse Menge von Holtz-Flössen die Ströme auf und nieder, auf welchen sich gantze Dörfer voll von Leuten befinden. Solches Holtz wird erstlich in der Provintz Suchuen an den Indianischen Gräntzen gefället. Die Flösse aber sind zuweilen eine Englische Meile lang. Sie stehen 2 oder 3 Fuß hoch über dem Wasser: Die Leute aber bauen kleine höltzerne Hütten oder Kajüten oben darauf in gleicher Weite von einander; in welchen sie wohnen, bis sie das Zimmer verkaufft haben, über welches ein jeder gebauet hat. Eine grosse Menge solcher Flösse wird bis gen Peking 300 Meilen weit von den Ort, da das Holtz geschlagen wird, hinunter geführet.

Das

Das andere Capittel.

Enthält eine Beschreibung ihrer Städte, Befestigungs-Wercke, Palläste, öffentlicher Gebäude, Häuser und Haus-Gerahts.

Nachdem ich einige Nachricht von ihren Flüssen, Canälen und Schiffen gegeben, will ich nunmehro zur Beschreibung ihrer Städte, Festungen und Gebäude auf dem festen Lande schreiten.

Erstlich also von der grossen Maur zu handeln, welche China von der Tartarey trennet (ausser an der Ost-Seite, woselbst diese Mauer zwischen den Chinesischen Provintzen, Peking und Leaotung hingehet, welche letztere, wie schon gesagt, ausserhalb der Maur lieget) so fänget dieses erstaunliche Werck an in der Provintz Xensi, welche Nord-Westen in China lieget, ohngefehr unter dem 38. Grad Norder-Breite, und gehet über Berge und Thäler, erstlich gegen Nord-Ost bis auf den 42 Grad derselben Breite, und denn lencket sie gegen Süd-Ost bis auf den 39 Grad, und endiget sich bey der See Kang zwischen den Provintzen Peking und Leaotung. Die gantze Länge mit allen Krümmungen soll sich nach *Le Comte* seinem Bericht auf 1500 Meilen erstrecken. In gerader Linie aber von Westen zu Osten mag es wohl kaum die Helffte seyn. Diese Mauer ist von Quader-Steinen erbauet, mit einem so wohl zubereiteten Mörtel, daß sie nunmehro 1800 Jahr gestanden (denn sie ist von dem Kaiser *Chibobam Ji* aufgeführet worden, um der Tartaren Einfälle abzuhalten) und doch sehr wenig verfallen ist. Einige Nachrichten melden, daß die Maur viele Ellen dick und ungemein hoch sey; aber die Czarische Gesandten nach China, und andere, welche die Mauer neulich gesehen, haben befunden, daß sie nur 4 Faden dick, und ungefehr 30 Fuß hoch: so breit aber, daß 8 Mann neben einander auf der Spitze reiten können. *Le Comte* will, daß sie nur 5 Fuß dick sey, und nicht nahe so hoch, als die Mauren ihrer Städte. Aber er hat entweder einen Irrthum bey Abmessung der Dicke dieser Maur begangen, oder es sind durch einen Druck-Fehler fünf Fuß vor fünf Ellen gesetzet worden: Denn alle stimmen darin überein, daß sie ungefehr 5 Ellen dick, und zehn hoch sey.

Es sind keine Löcher in der Maur ausgenommen in der Provintz Peking Norden der Stadt Suven (woselbst an statt der Maur etliche hohe und unersteigliche Berge stehen,) und an dem Ort, wo der Hoambo, oder gelbe Strom durch-

durchfliesset. Die kleinere Ströme, so ihren Lauff in China hinein durch die Mauer nehmen, fliessen unter Schwibbögen durch, welche man unten in der Maur gelassen hat. Die Maur ist ebenfalls gleich hoch auf den höchsten Spitzen der Berge und in den tieffsten Thälern. Dahero *Le Comte* bemercket, daß wenn der Pöbel von der erstaunlichen Höhe derselben an unterschiedlichen Oertern redet, man die Höhe der Bergen, auf welchen die Maur stehet, mitrechnen muß, um sie recht zu begreiffen. (a)

Die Maur ist ferner mit viereckigten Thürmern befestiget, welche nach etlicher Meynung eine Meile, nach andrer zwey Bogen-Schuß weit von einander liegen. In vorigen Zeiten lag allezeit eine Million Soldaten darauf, die Mauer zu defendiren. Itzunder im Gegentheil legt man nur an die Oerter eine Besatzung hin, welche am leichtesten können erstiegen werden.

Die Chinesische Städte sind alle, so fern als der Grund es leydet, in einer Form, das ist im Viereck gebauet. Zwey grosse Strassen gehen immer creutzweiß mitten durch die Stadt, und theilen selbige in 4. Viertheil; in dem Mittel-Punct der Stadt also, kan man 4 Haupt-Strassen auf einmahl sehen. Die Thore stehen gerade gegen Osten, Westen, Norden und Süden. Die Strassen liegen in einer geraden Linie, sind breit und wohl gepflastert, aber sehr beschwerlich darauf zu gehen: sintemahlen alle Leute, die nur etwas von Ansehen sind, sich nur in Wagens, oder zu Pferde mit ihren Aufwärtern und grossem Gefolge auf die Strasse sehen lassen, so daß alles mit Pferden und Wagens angefüllet ist. Wann wir 2 oder drey Städte umständlich beschreiben, wird der Leser sich leichtlich eine Idée von den übrigen machen können.

Die Haupt-Stadt *Peking* liegt unter dem 40 Grad Norder-Breite, war in alten Zeiten accurat viereckt, und hatte 4 Stunden (oder Englische Leaguer) im Umkreis. Als aber die Tartarn die Chineser aus der Stadt vertrieben, erlaubten sie ihnen eine neue dabey anzulegen; welche mit der alten itzunder eine gantz irregulaire Figur ausmachet, und mehr lang als breit ist. Peking bestehet also heutiges Tages aus zweyen mit einander verbundenen Städten, wie London und Westmünster; die eine wird die Tartarische, die andere

(a) In dieser Maur sollen 4. Pforten seyn, deren eine **Isbrand Ides**, welcher dadurch passiret, also beschreibet: Daß vor dem Thore einige Befestigungs-Wercke, gleich unsern Aussen-Wercken gewesen. Das Thor selber aber soll unter einem Thurn von 8 Klafftern hoch liegen, mit gehauenen Steinen gewölbet, mit Feld-Steinen gepflastert, und mit Thüren, die starck mit Eisen beschlagen, verwahret seyn. Hinter diesem Haupt-Thor, ist nochmahls ein Platz von 100 Klafftern gewesen, der gleichfalls mit einer Mauer umgeben war, woselbst der Gesandte abermahls durch ein Thor passiren muste.

andere die Chinesische Stadt genennet, doch ist die letztere die Volckreicheste. Selbige sind zusammen 6 Stunden (oder Englische Leaguer groß, wann man eine League auf 3600 Schritt rechnet) wie *Le Comte* solches berichtet, welcher sie auf Befehl des Kaisers gemessen hat, und meinet, daß die Stadt vormahls so groß, als Paris sey. Da nun aber die Häuser in Peking nur ein, in Paris aber 4 Stockwerck hoch seyn, so kan wohl in Peking nicht mehr Volck wohnen, als in Paris: insonderheit wann wir erwegen, daß die Strassen dorten ungleich breiter sind, und daß der Kaiserliche Pallast einen gewaltigen Platz einnimmt, sintemahlen im Bezirck seiner Mauren, viele Lust-Wälder, Gärten und Canäle eingeschlossen seyn. Indessen ist der Pater doch der Meynung, daß die Einwohner von Peking weit zahlreicher sind, als die von Paris, indem die Chineser nicht halb so viel Raum, als die Europæer zu ihren Logimentern gebrauchen.

Das Gedränge auf der Gassen ist, wie er bemercket, so groß, daß die Herren von Condition sich genöhtiget sähen, einen Kerl zu Pferde vor sich herreiten zu lassen, der ihnen Weg machet, und doch trifft man selten ein Frauenzimmer auf der Strassen an. Man kan aber wohl andere Ursachen anzeigen, warum das Gedränge auf der Strassen in dieser Stadt so groß ist, daß man sich nicht eben auf die Menge der Einwohner beruffen darff. Erstlich kömmt täglich eine grosse Menge von Land-Leuten nach Peking zum Marckt, und weil kein Strom oder Canal recht hart an die Stadt hinangehet, müssen alle Waaren auf der Axt hineingeschleppet werden: dahero dann die Strassen mit Wagens, Cameelen, und andere Last-Thieren, und ihren Treibern angefüllet werden: so daß Abends und Morgens die Thore so dick bespannet seyn, daß ein Mensch etliche Stunden erwarten muß, ehe und bevor er durchpassiren kan. Nächstdem arbeiten auch wenig Künstler und Handwercker in ihren eignen Häusern, sondern allezeit in den Häusern ihrer Kund-Leute, Schmiede, Schneiders, &c. &c. stehen alle Tage auf der Strassen und warten auf Verdienst. Darnächst so haben alle Personen vom Rang ein grosses Gefolge von Sclaven, und wann ein Mandarin ausgehet, so warten ihm alle seine Bediente in gehörigem Staate auf. Die grossen Herrn am Hofe, und die Printzen vom Geblüte, welche fast alle Tage zu Hofe gehen, führen wieder eine starcke Garde zu Pferde hinter sich; welches alles viel hilfft die Strassen zu füllen, und folglich verursachet, daß Peking so wohl als andere Städte in China weit volckreicher zu seyn scheinet, als es in der That ist. Es mag aber diesem allen seyn, wie ihm wolle, so rechnet *Le Comte*, daß in Peking nicht weniger als 2. Millionen Einwohner seyn sollen, welches gewiß doppelt so viel ist, als in Paris, oder London heutiges Tages gefunden werden.

Die Haupt-Strassen in Peking sind 120 Fuß breit, und eine Englische League oder eine Stunde lang. Die Buden in welchen sie ihre Seide und andere Chinesische Waaren verkauffen, nehmen fast überhaupt die gantze Strasse ein, und machen einen ungemein angenehmen Prospect, welcher nicht wenig dadurch verbessert wird, daß die Kauff-Leute die Gewohnheit haben, ein langes ungefehr 20 Fuß hohes gemahltes und vergüldtes Brett, auf welchem ein Verzeichniß ihrer Waaren geschrieben stehet, vor ihren Buden aufzurichten. Solche werden in den meisten Chinesischen Städten, so viel als möglich, in gleicher Distance aufgeschlagen, an der öbersten Spitze mit kleinen Fähnleins gezieret, und fallen ungemein artig in die Augen. Sie haben keine Zeichen, oder Schilder vor den Thüren ihrer Häuser, sondern die Nahmen der Kauffleute werden mit grossen Buchstaben an die Haus-Thüre angemahlet, so wie etliche Kauffleute in Engeland ihre Nahmen unter das Zeichen des Hauses setzen lassen.

Die Mauren dieser Stadt sind 50 Ellen hoch, wie etliche schreiben. Darin kommen alle überein, daß sie wegen ihrer Höhe die gantze Stadt bedecken, und so dick seyn, daß unterschiedliche Kerls neben einander darauf reiten können. Sie sind ebenfalls mit viereckigten Thürmern verwahrt, ungefehr einen Bogen-Schuß von einander. Der Graben vor der Mauer ist trocken, darbey aber sehr breit und tieff. Die Thore sind von einer ungemeinen Höhe, und præsentiren sich sehr wohl in der Ferne. Jedes Thor hat eine Redoute, die eben so hoch forne aufgeführet ist, und mit einer hohen Mauer ans Thor angehänget; selbige formiren zusammen einen ziemlichen viereckigten Platz, der breit genung ist, fünff hundert Mann in Schlacht-Ordnung darauf zu stellen. Der Weg zur Stadt hinein gehet nicht gerade aus, sondern an der Seiten längst dem Wall hin zwischen der Redoute und dem Thor, darauf wendet man sich zur Rechten nach dem Thor, und gehet also in die Stadt hinein, unter dem Thor wird allezeit eine starcke Wache gehalten. Die Gewölber in den Thoren sind von Marmor, die übrige Mauer aber von Werckstücken gebauet. Sonst haben die Chineser in der Fortification noch nie es gar zu weit gebracht. Denn sie wissen von keinen Befestigungs-Wercken, als einer mit viereckigten Thürmern verwahrten Maur, einen tieffen Graben, der unterweilen trocken, meistentheils aber voll lauffenden Wassers stehet, nebst etlichen Bollwercken, und Bastionen, und etlichen elenden eisernen Canonen, damit sie die Maur besetzen. In der Tartarischen Stadt sind 9 Thore, 3 gegen Süden, und 2 an einer jeden von den übrigen Seiten. Die Chinesische Stadt hat auch eine Maur und sieben Thore, wie auch eine grosse Vorstadt vor jedem Thor.

Der

Der Kaiserliche Pallast stehet mitten in der Tartarischen Stadt, und ist ein länglicht Quadrat, 2 Meilen lang und eine Meile breit, mit einer guten Maur umgeben. In diesem Pallast trifft man nicht nur des Kaisers Schloß und Gärten, sondern auch die Zimmer der Bedienten, und einer grossen Menge Künstler Wohnungen an, welche beständig für den Kaiser arbeiten. In dem innersten Pallast darff niemand logiren, als die Verschnittene. Derselbe bestehet aus 9 grossen Höfen. Die Gewölber, durch welche man aus einem Hofe in dem andern gehet, sind von Marmor, und über ein jedes derselben ist ein grosses vierecktes Gothisches Gebäude aufgeführet. Die Zimmer der Bedienten hingegen an jeder Seite dieser Plätze sind nur klein. Die Zimmer des Kaisers stehen in dem innersten Hofe, und ruhen auf grossen Marmor-Pfeilern. Das Dach bestehet aus gelben glasürten Ziegeln, welche wie die Sonne gläntzen. Die weisse Marmorne-Stiegen auf welchen man in die Staats-Zimmer steiget, das Schnitzwerck, die Lackirung, die Mahlerey und Vergüldung, mit welcher sie ausgezieret sind, geben ihnen ein ungemein prächtiges Ansehen, welches recht mit der Majestät des Monarchen, der darinnen wohnet, übereinkommt. Doch bemerckt *Le Comte*, daß an diesem magnifiquen Gebäude gar nichts von der Zierlichkeit, Harmonie und Proportion zu finden sey, in welcher die Schönheit der Bau-Kunst bestehet: und daß die Irregularität des gantzen Wercks einem jedweden es verleiden muß, der einige Kunde von der Bau-Kunst hat.

Die Wachten des Pallastes führen keine Waffen, ausser ihre Säbels, und ihrer sind nicht so viele, als etliche berichten. Hingegen liegen hier 3 oder 4000 Mandarinen, und andere vornehme Hoff-Bedienten, welche allemahl, wenn die Zeit der Audientz eintritt, ihre Cour und Aufwartung machen. Die Macht und der Hochmuht der Verschnittenen, war zu den Zeiten der vorigen Chinesischen Kaiser eine unerträgliche Last und Verdruß: Aber die Kaiser vom Tartarischen Stamm haben sie so gedemüthiget, daß sie itzunder in gar kleine Consideration kommen. Einige von ihnen dienen, als Pagen, andere haben andere von den kleinesten und geringsten Bedienungen zu verwalten.

Wieder aber von der Stadt zu reden, so ist selbige in vier Qvartiere oder Districten eingetheilet, deren jeder wieder in kleinere Stücke eingetheilet wird. Jede zehn Häuser haben einen besondern Beammten über sich, der unsern Constabels (b) einiger massen gleichet, welcher über die übrigen neune zu sagen hat, und der höhern Obrigkeit Nachricht davon geben muß, wenn sich etwas ausserordentliches zuträget. Wann ein Diebstall zur Nacht began-

(b) Constabels sind (in London) Aufseher über gewisse Districten und Gegenden der Stadt.

gen wird, ist die gantze Nachbarschafft verbunden, solches wieder zu ersetzen: und der Haus-Vater in jeder Familie muß für seine Kinder und Gesinde antworten. Des Nachts patroullirt die Garde auf den Haupt-Strassen, und die Reuterey auf den Mauren, und wo jemand ertappet wird, der keine Gesetz-mäßige Laterne bey sich führet, kan er selten der Straffe entgehen, denn bey den Chinesern sind keine Verkleidungen, und nächtliche Zusammenkünffte erlaubet. Die Stadt Peking liegt auf einer Ebene. Doch sind zwey Hügel in dem Kaiserlichen Pallast, die aber mit Menschen Händen aufgeführet seyn. Man kan an allen Ecken der Stadt Diener, Sänfften und auch Pferde zur Miethe kriegen, eben wie in London: Kutschen aber werden in diesem Theil der Welt gar nicht gebraucht.

Ihre Häuser durchgehends, und so gar die Palläste der vornehmsten Mandarinen sind auf der platten Erden gebauet, und sonder einig ander Fundament mit höltzernen Pfeilen unterstützet. Dabey bauen sie nur ein Stockwerck hoch, und brauchen also kein Fundament. Ihre Häuser aber nehmen einen grossen Platz ein; sintemahlen sie verschiedene offene Höfe in ihre Mauer einschliessen. Darauf daß sie ihre Affairen im Hause allein und vor sich ohne von den vorbeygehenden begaffet zu werden, verrichten können, sehen sie so sehr, daß nicht ein eintziges Fenster jemals gegen die Gasse oder nach der Nachbahren Seite hinaus gemacht wird. Gerade gegen die Haus Thüre über, setzen sie allezeit eine Spanische Wand oder Schirm, damit niemand Frembdes von aussen hineinkucken könne. Wenn man um diesen Schirm heruntergetreten ist, findet man zur Rechten und zur Lincken kleine Gänge, durch welche man in die unterschiedliche Höfe gehet, welche an allen Seiten hingebauet seyn. Ihre Visiten nehmen sie in einem Saal oder Gäste-Zimmer an, der fast keine Zierrahten hat ausser einen einfachen Reihe gemahlter und lackirter Säulen, auf welche das Gebäude ruhet: Oben aber stehet alles offen bis an die Dach-Ziegel ohne eintzige Decke. Sie brauchen keine Spiegel, Tapeten, oder Stühle, und ihre Betten, worinnen doch ein Haupt-Zierraht bestehet, zu sehen, wird den Fremden selten erlaubet, indem selbige nicht weiter als in den ersten Saal gehen dürffen. Die Meublen in den ansehnlichsten Häusern bestehen eintzig und allein in kleinen Schräncken, Tischen, Lackirten Schirms, Porcellan, Gemähldern und etliche Stücken weissen Tafft, auf welche etliche moralische Sentenzen mit grossen Figuren hingemahlt seyn. Einen Camin trifft man nirgends in ihren Gemächern an: sie brauchen aber Feuer-Pfännlein mit Stein-Kohlen sich im kalten Wetter dabey zu wärmen.

Ihre Betten im Gegentheil sind sehr propre. Im Sommer brauchen sie taffene Gardinen. Solche sind mit Gold und Seide bordirt, und werden mit

mit allerhand Figuren von Bluhmen, Bäumen und Vögeln ausgeziert. Sonst nehmen sie den feinsten Flor zu Vorhängen, der die Fliegen und Mücken abhalten kan, die Lufft aber durchstreichen lässet. Bey kalten Wetter haben sie Gardinen von dicken Satin, in welchen allerhand Figuren von Drachen, andere Thieren und Pflantzen eingewürckt sind, nebst dergleichen Bett-Decken.

Ihre Unter-Betten sind nicht mit Federn gefüllet, sondern sie liegen auf Matrazzen. Die Bett-Stellen selbst sind mit allerhand Schnitz-Werck und Figuren ausgeziert.

Nanking oder die Südliche Residentz (welche die Tartarn *Kiammen* nennen) war der Sitz der Kaiser, bis dieselben dienlicher erachteten nach Peking zu ziehen, um sich den Invasionen der Tartarn mit besserm Nachdruck zu wiedersetzen.

Gegenwärtig ist diese Stadt die Hauptstadt der Provintz Nanking, und liegt im 32 Grad Norder-Breite, und im 137 Grad der Länge. In alten Zeiten hatte sie 3 Mauren, von welcher die äuserste 16 Stunden im Umfang hatte. Die Ruinen derselben sehen mehr den Gräntzen einer Provintz als einer Mauer von einer Stadt ähnlich. Obgleich aber die Stadt viel von ihrer vorigen Grösse verlohren hat, und die Anzahl so wohl der Gebäude, als der Einwohner nach Verlegung der Residentz nach Peking sehr ist vermindert worden: scheinet sie doch viel Volck-reicher als Peking zu seyn. Die Gassen sind wohl gepflastert, aber nicht sonderlich breit: Die Häuser niedrig, jedoch artig; Die Kram-Buden sind mit den schönsten Seiden- und andern Waaren des Reichs angefüllet. Hiehin begeben sich die Mandarinen und gelehrte Leute, wenn sie ausser Diensten seyn, denn man findet hieselbst die ansehnlichsten Buch-Laden und Druckereyen, und die übrigen Künste werden hier auch in der grösten Vollenkommenheit getrieben.

Nächstdem ist die Sprache dieses Orts weit reiner und zierlicher als sonst in einer Stadt in dem gantzen Lande. Diese Stadt liegt an dem Strom Kiam, welcher der breiteste und tieffste in gantz China ist: denn er ist bis auf eine halbe Stunde nahe so breit als die Stadt. Man trifft hier auch eine grosse Menge von schiffbaren Canälen an, mit herrlichen Brücken belegt. Auf den Canälen ist ein continuirliches Gedränge von Schiffen und die Stadt hat eine Besatzung von 40000 Mann.

Ausserhalb der Thore einer jedweden Stadt sind gemeiniglich gerne zwey prächtige Thürmer aufgeführet; nahe aber an jedweden Thurm findet man einen Götzen-Tempel nebst einen andern, der dem Schutz-Engel der Stadt geweihet ist. Man trifft gleichfalls in einer jeden Stadt Triumph-Bogen an,

die zu Ehren eines berühmten Mannes, der sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hat, erbauet seyn. Sie haben auch aller Orten Academien oder Tempels zum Andencken ihres grossen Philosophi, des *Confucii*, in welchen seine Philosophie gelehret wird.

Vor den Thoren der Stadt Nanking stehen unter andern zwey merckwürdige Thürmer. Der eine wird der Porcellan-Thurm genannt, und ist in achteckigter Figur 9 Stock-Werck und 200 Fuß hoch aufgeführet. Das Fundament ist von Werckstücken gebauet und mit seinem Gelender von roher unpolirten Marmor aussen herum umgeben. Es gehen rund herum am Fundament 10 oder 12 Stuffen bis zum ersten Stockwerck hinan. Im ersten Stockwerck sind keine Fenster, aber 3 offne Thüren. Aus demselbigen steigt man auf einer schmalen unbequemen Treppe bis an das 9te Stockwerck. Jede Stiege an der Treppe ist 10 Daum-breit. Der Thurm ist in Form einer Kegel, oder Zucker-Huts gebauet. Bey jedem Stockwerck geht ein Schoppen rund um das Gebäude herum. Solche Schoppen werden gegen oben zu immer kleiner, gleichwie der Thurm selbst in der Breite nach der Maasse abnimmt, als seine Höhe zunimmt. (c) Die Maur ist unten zum minsten 12 Fuß und oben 8½ Fuß dick, und an der äussern Seite mit Porcellan bekleidet. Ein jegliches Stockwerck ruhet auf starcken creutz-weiß gelegten Balcken, über welche das Pflaster gelegt ist. Die Decke aber in jedem Zimmer ist zierlich gemahlt. In der Mauer der öbersten Gemächer sind Fenster, und rund herum an der Wand Bilder-Blenden, in welchen die Bilder ihrer Götzen stehen. Uber dem achten Stockwerck stehet eine Kuppel ohngefehr 30 Fuß höher als der Thurm erhaben; auf deren Spitze eine goldene Kugel ruhet. Dieser Thurm hat schon über 400 Jahr gestanden, und ist noch recht wunder-schön anzusehen. *Le Comte* siehet ihn, für das artigste und am besten ausgesonnene Gebäude im gantzen Orient an.

Die Chineser haben in jeder Stadt etliche sehr grosse Glocken, mit welchen sie die 5 Nacht-Wachen anzeigen. Sie hangen in eigenen zu dem Ende erbaueten Thürmern, und werden um 7 oder 8 Uhr des Abends zum ersten mahl angeschlagen. Bey der ersten Nacht-Wache schlagen sie eines, und wiederhohlen solches ab und zu bis die andere Nacht-Wache einbricht. Alsdenn schlagen sie zwey, und solches hält an, bis die dritte Nacht-Wache eintritt, und so ferner. An etlichen Orten brauchen sie eine Trummel auf obige Weise. In Peking sind nach *Le Comte* Bericht, sieben grosse Glocken, davon jedes Stück

120000

(c) In den Winckeln von den Schoppen hänget in jedem ein kleines Glöcklein, welche dann vom Winde beweget ein artiges Geläute machen.

120000 Pfund wegen soll. Sie halten 11 Fuß in die Breite, 15 Fuß im Umfang und 12 Fuß in die Höhe, die Ohren ausgenommen; welche noch 3 Fuß länger seyn sollen. Ob sie nun gleich unsre Glocken an Grösse übertreffen, so haben unsre doch im Klange vieles vor ihnen zum voraus. Weder ihr Metall, noch ihre Manier zu giessen, kan mit der unsrigen in Vergleichung gezogen werden. Weil ihre Klöppels auch von Holtz sind, geben die Glocken einen sehr dollen Thon von sich. Diese Glocken haben im übrigen fast die Figur eines Cylinders, und sind oben bey nahe so weit, als unten. Die Dicke aber nimmt allmählig von unten gegen oben zu ab. Ihr Ertzt ist sehr mürbe, übel zu giessen, und voll von Unreinigkeiten.

China ist mit grossen Städten recht besäet, ein Reisender kan kaum zu der einen hinaus kommen, so siehet er schon die andere vor sich liegen. Die Städte sind in 3 Classen eingetheilet. In der ersten Classe stehen bey nahe 160, von welchen viele 3 bis 4 Stunden im Umkreiß haben.

In der Provintz Xensi oder Xansi sind so gar die Dörfer mit Mauren und Graben umgeben, und mit eisernen Thoren verwahret, welche alle Nacht geschlossen, bey Tage aber mit einer Wache von den Land-Leuten besetzet werden, um sie gegen die Anfälle der Soldaten so wohl, als der Räuber zu vertheidigen.

Die oberwehnte Triumph-Bögen bestehen aus drey grossen von Marmor aufgeführten Schwibbögen, darvon der mittlere etwas höher, als die beyden andern ist. Sie ruhen auf 4 Pfeilern, welche unterweilen rund, gemeiniglich aber viereckigt sind. Diese Pfeiler hauen sie jede aus einem eintzigen Steine, und richten sie über ein sehr irregulaires Fundament auf. Das Frieß wird mit Inscriptionen, hübschen Figuren und Bildern, von artig ausgehauenen Blumen und Laubwerck, wie auch von fliegenden Vögeln, welche sich nicht anders præsentiren, als wenn sie vom Stein ab in die Lufft hinein fliegen wollten, ausgezieret. *Le Comte* siehet diese Dinge vor ihre Meisterstücke an. Doch sind etliche von ihren Triumph-Bogen so liederlich gemacht, daß sich nicht der Mühe verlohnet sie zu beschreiben.

Die Fenster in ihren Häusern, wie schon gemeldet worden, gehen nicht nach der Gassen hinaus, noch auch nach der Nachbahren Häuser. Dahero müssen sie nohtwendig viele offene Plätze, im Bezirck ihrer Wohnungen einschliessen, damit das Licht ins Hauß fallen könne. Ihre Fenster sind nicht von Glaß, wie bey uns, sondern an statt des Glases gebrauchen sie Austern oder anderer See-Fischech Salen. Solche werden so dünne geschellet, und so rein gemacht, daß sie das Licht durchlassen können, sind aber nicht nahe so durchscheinend, als das Glaß. An einigen Orten sollen sie eine Art von gemahltem Glaß gebrauchen,

chen, welches aus kleinen Stücken wie Stroh zusammen geleimet, und in vierecktigten Stücken, so groß als ein grosses Brodt bey uns ausgearbeitet wird. Anderwerts hinwiederum verfertigen sie Fenster von gespaltenen Spanischen Röhren: solche aber sind mehr einer Jalousie als Fenstern ähnlich. Man bedienet sich dieser Erfindung am meisten in den Südlichen Provintzen, vielleicht weil diese Fenster weit kühler sind, als die von Glaß oder Austern-Schaalen.

Die vornehmsten Hafen des Landes, wohin die Europäer handeln, sind folgende: Oben an setzen wir billig Canton, die Hauptstadt der Provintz Quamtum, welche unter allen Chinesischen Provintzen am weitsten gegen Süden lieget. Diese Stadt liegt sehr nahe am Tropico Cancri ohngefehr 15 Meilen von der Mündung des Flusses Ta, und soll der beste Hafen in China seyn. An der Wester-Seite hat sie 2 hohe Mauren nebst guten Thürmern und 2 Castele; an der Land-Seite aber einen Wall und unterschiedliche Castele. Der Nachricht zu Folge, welche wir von dieser Stadt haben, übertrifft sie alle Stadte in Asien an Menge der Götzen-Tempel, Palläste und öffentlicher Gebäude. Zwischen der Wasser-Pforte und dem Schloß trifft man nicht weniger als 13 Triumph-Bogen an: und ehe und bevor die Tartarn sie im letzten Kriege ruinirten, hätte sie den grösten Städten in der Welt an der grossen Schiff-Fahrt, Handlung und zahlreicher Bürgerschafft wenig nachgeben sollen.

In vorigen Zeiten hat die Handlung eben so zu Macao einer Insul Süden Canton, den Portugisen zuständig, florirt. Die Portugisen haben noch eine Festung und Garnison daselbst, müssen sich aber den Chinesern und ihren Mandarinen unterwerffen. Alle Zölle und Schatzungen also werden dem Kaiser entrichtet: Und die Portugiesen haben nur eine Art einer Regierung die von ihren eigenen Lands-Leuten geführet wird, behalten. Die Stadt ist auf einem sehr ungleichen Grunde auf der Spitze einer kleinen Insul gebauet: hat aber eine gute Rhede, auf welchem die Schiffe für allem Sturme sicher liegen, weil der Hafen von etlichen kleinen gegen den Wind zuliegenden Insuln wieder alle Winde bedecket wird.

Nord-Ostwerts von Canton in der Provintz Fokien trifft man einen andern Hafen an, Emoni genannt, von der Insul, welche denselben formiret. Hier können die grösten Schiffe nahe am Ufer anlegen, und die Handlung ist daselbst neulicher Zeiten so empor gekommen, daß viele Leute sich deswegen hier niedergelassen haben. Zur Sicherheit liegt eine Garnison von 8 bis 9000 Mann darinnen.

Der

Der Ostliche Hafen auf dem festen Lande in China ist Nimpo, eine Stadt von der ersten Classe, die sehr volckreich und mit vielen Triumph-Bogen gezieret ist. Selbige liegt nur 2 Tage-Reisen über See von Japan, mit welcher Insul die Einwohner dieses Orts starcke Handlung treiben. Sie bringen ihre Seide und andere Manufacturen dahin, wofür sie Gold, Silber, Kupfer, Japanische Cabinettgens, und dergleichen Sachen mehr wieder bekommen.

Zu der Zeit als die Ost-Indische Compagnie errichtet wurde; hatten die Engeländer eine Factorey auf der Insul Chusan oder Cheuxan ungefehr 30 Meilen Ostwerts von Nimpo. Diese liegt um den 30 Grad Norder-Breite, und ist 8 oder 9 Stunden von Osten gegen Westen lang, und 4 oder 5 breit.

An der West-Seiten hart an der Englischen Factorey ist eine gute Schiff-Brücke in einem niedrigen Thal nahe am Ufer gebauet. Hier stehen ungefehr 200 Häuser der Kauffleute, welche sich ihrer Handlung wegen unterweilen hieher begeben: ihre Familien aber wohnen in einer Stadt bey nahe eine Meile tieffer Landwerts hinein. Diese ist mit einer steinern Mauer umgeben, und hat ungefehr 3 Meilen in Umkreiß. Zur Defension der Stadt haben sie 22 viereckigte Thürmer der Mauer einverleibet, und etliche alte eiserne Canonen darauf gesetzet. Die Garnison ist 3 bis 4000 Mann starck.

Der Hafen zu Nanking, der Hauptstadt in der Provintz gleiches Nahmens, ward vormals für den besten in China gehalten, wegen der Breite und Tiefe des Stroms Kiam der bey dieser Stadt vorbey fliesset. Itzunder aber legen keine Kauffardey-Schiffe hier an, wie *Le Comte* berichtet, ob solches geschehe, weil die Mundung des Stroms ist verstopffet worden, oder auch weil die Regierung den Handeln von diesem Platz wegziehen will, weiß er zwar nicht gewiß; ist aber doch geneigt das letztere zu glauben. Denn er meldet darbey, daß der berühmte Chinesische Admiral, welcher sich den Tartarn nicht unterwerffen wollte, diesen Ort nicht vor gar zu langen Jahren mit einer grossen Flotte eingenommen habe: Wie aber die Staats-Minister dabey bemerckten, wie sehr dieser Platz den Anfällen der Ausländer exponiret sey, hätten sie resolvirt den Handel nach andern Städten hin zu ziehen, welche besser verwahret seyn und sicherer liegen.

Das dritte Capittel.

Von der Chineser Genie, Statur, Complexion, Leibes-Bildung und Kleidung: wie auch von ihren Gesprächen, Diät, Ergötzlichkeiten, Festins, Visiten, und Ceremoniel, nächst dem von ihren Wegen, Reisen, und Fuhrwerck.

Die Chineser haben von sich selbst immer die Gedancken geheget, daß sie einen gewaltigen Vorzug vor allen übrigen Menschen-Kindern besässen, und sind auch in den Wahn geblieben, bis die Europäer zu ihnen kamen: und noch itzo, ob gleich ihre Unwissenheit in den speculativischen Wissenschafften, und so gar in einigen mechanischen Künsten, als der Uhrmacher- und Bau-Kunst, offenbar am Tage lieget, wollen sie doch mit Gewalt behaupten, daß sie ein Auge mehr, als wir haben.

Vormals hielten sie die Ausländer so verächtlich, daß sie sich eine Regul daraus machten, mit ihnen keinen weitern Umgang zu pflegen, als nur in der Absicht von ihnen eine Ehrerbietung anzunehmen. Wenn solche aber ihnen unterweilen abgeschlagen wurde, bezeugten sie ein Mitleiden mit der Thorheit der Barbaren, wie sie sie nannten, weil sie sich weigerten, sich unter den Schutz eines so weisen Volcks zu begeben. Sie wurden auch vormals in der That in gantz Indien, Tartarey und Persien als Oracula verehret; ja die gröste Einwendung, welche, wie berichtet wird, die Japoneser gegen die Christliche Religion machen, soll diese seyn, daß eine so vernünfftige Nation als die Chineser sie nicht angenommen habe. Weil die benachbarten Völcker nun ihnen solche Ehre erweisen, sahen sich die Chineser als Günstlinge des Himmels an, und meinten, sie wären in die Mitte des Welt-Gebäudes, als in ein Paradies gesetzt, um den übrigen Menschen Gesetze zu geben. Andere Leute wären nach ihren Gedancken mit sehr schlechtem Verstande begabet, und ihrer Gestalt nach gantz heslich, ja sie meinten, die übrigen Menschen wären, als Schlacken und Unreinigkeiten der Natur, in die äusserste Winckel der Erden hinausgeworffen worden; sie selbst aber hatten alleine von GOtt vernünfftige Seelen und Leiber von einer angenehmen Bildung und Gestalt bekommen. Als sie aber sahen, daß die Europäer in Künsten und Wissenschafften sehr wohl bewandert waren, wurden sie gantz niedergeschlagen, und sprachen: **Wie kan es möglich seyn, daß ein so weit von uns entferntes Volck mit solchen Gaben und Wissenschafften sollte versehen seyn, daß sie eben so gut,**

als

als wir reden und *raisoniren* können, ob sie gleich in den Wissenschafften der Chineser nicht sind unterrichtet worden? Aber Geitz, Hoffart und Wollust haben allen Ansehen nach einen grossen Einfluß in alle Affairen der Chineser so wohl, als der Europäer. Ohngeachtet ihrer berühmten Politique und der billigen Grund-Regeln nach welchen sie prætendiren regiert zu werden, passiret doch manche Ungerechtigkeit in ihren Gerichten, und die Vornehmsten, so wohl, als der gemeine Mann bringt die meiste Zeit mit verliebten Intriguen zu, so bey ihnen, wie bey uns: sie gebrauchen aber wie man sagt, solche Vorsichtigkeit ihre Laster zu verhehlen, daß ein Frembder sich leicht kan verleiten lassen zu glauben, daß alles bey ihnen recht ordentlich hergehe.

Wann sie etwas betreiben sollen, daran ihr Vortheil gelegen, weiß keine Nation sich besser als sie zu insinuiren, und bey denjenigen mit welchen sie zu thun haben, eine gute Meinung von sich zu erwecken. Stösset ihnen auch eine vortheilhaffte Gelegenheit auf, so werden sie solche nicht fahren lassen: und unterziehen sich auch nicht denen allerverwegensten Unternehmungen, wenn sie ihr Augenmerck dabey auf einigen Gewinn gerichtet haben. An ihren Flüssen, See-Küsten, auf den Wegen findet man immer ein Gedränge von Volck. Handel und Wandel, spricht *Le Comte* scheinet die Seele der Nation, und die Quelle aller ihrer Verrichtungen zu seyn. Sie machen sich aber so gar kein Gewissen, diejenigen mit welchen sie handeln zu betriegen, daß einige noch wohl darüber lachen, wenn sie jemand bey der Nase herum gezogen haben. Ein Frembder läufft grosse Gefahr beschnellt zu werden, wenn er seinem eigenen Kopff folgen will: braucht er aber wie gewöhnlich, einen Chinesischen Factor, so treten der Factor und der Kauffmann offt zusammen, um den Frembden desto besser zu beziehen.

Sie sind immer beflissen die Neigungen und Gemühts-Beschaffenheit derjenigen, mit welchen sie zu thun haben, zu entdecken; und fangen gar, in solcher Absicht, einen recht vertraulichen Umgang mit ihren grösten Feinden an. Dem aber ohngeachtet findet man bey ihnen viele Exempel einer Billigkeit und Gerechtigkeit, und einige augenscheinlich gute und edelmühtige Gebräuche, wie auch eine unverbrüchliche Treue.

Es fallen keine Duelle unter ihnen vor, denn ihre gantze Rache bestehet in heimlichen Streichen. Sie können ihre Bosheit nicht nur verbergen, sondern scheinen auch bis zum äussersten Grad der Unempfindlichkeit gedultig zu seyn; bis sie eine bequemere Gelegenheit finden, ihrem Feind ein Bein unterzuschlagen. Die Grossen unter ihnen bestreben sich, wie an andern Höfen immer von einer ansehnlichen Bedienung zur andern zu steigen, und brauchen dazu allerhand Bestechungen und Geschencke. Weil aber die Gesetze solche

D 2 Practi-

Practiquen verbieten, und ausdrücklich befehlen, daß alles auf die Verdienste und Würdigkeit des Candidaten ankommen solle, so nehmen die feinsten und verschlagensten unter ihnen immer einen grossen Schein der Demuht und Selbst-Verläugnung an. Wie witzig aber und listig die Chineser immer seyn mögen, so hat man doch gemercket, daß ihre Courage nicht weit her ist.

In einem so weitläufftigen Lande stehet nicht anders zu vermuthen, als daß die Complexion und Gesichts-Bildung, wo nicht gar die Statur der Einwohner gewaltig variiren müsse. Bey uns ist es nicht schwer einen Nord- von einem Süd-Britannier, oder einen Engelsmann von einem Frantzosen zu unterscheiden: wie vielmehr stehet zu gedencken, daß die Einwohner von Süd- und Nord-China, welche 30 Grad, das sind 450 Deutsche Meilen, von einander entfernet sind, etwas werden an sich haben, daran man sie von einander kennen könne. Darum wenn etliche Scribenten sagen, daß sie schön und blanck, andere aber, daß sie schwartz und gelb sind, wieder andere, daß ihre Statur und Gesichts-Bildung den Europäern sehr ähnlich sey, und abermals andere, daß sie platte viereckigte Gesichter, kurtze Nasen u. s. w. haben: so können alle diese Erzehlungen wohl mit einander vereiniget werden, wann wir nur bedencken, daß der eine von dieser, der ander von einer andern Provintz redet, und daß die hiesigen Provintzen gemeiniglich sich so weit, als ein Königreich in Europa erstrecke. Es stimmen aber dennoch die meisten Scribenten darinn überein, daß die Chineser gröstentheils Leute sind, mit breiten Gesichtern, schwartzen Haaren, kleinen dunckeln Augen, kurtzen Nasen, und einem dünnen Bart, welchen sie langshin am Kinn und den Ober-Leffzen wachsen lassen. Sie ziehen aber ihre Bart-Haare mit Zängleins an der Wurtzel aus. Daher ist kaum vor den 30 Jahre ein Bart an ihnen zu sehen. Die Gelehrten lassen die Nägels an ihrer lincken Hand 2 oder 3 Daum-breit länger, als die Finger wachsen, um sich dadurch von den Künstlern zu unterscheiden.

Die Chineser sehen einen Menschen vor schön an, der lang und fett ist, doch muß er nur ein wenig grösser als ordinaire seyn. Wann er darbey eine breite Stirne, kleine Augen, eine kurtze Nase, grosse Ohren, kleinen Mund und einen langen Bart hat, wird er für einen vollenkommen schönen Kerl gehalten. Eine grobe Stimme wird auch für keine geringe Vollenkommenheit angesehen, voraus bey einer Obrigkeitlichen Person. Das Frauenzimmer so immer zu Hause gehalten wird, und niemals in die Sonne kömmt, ist weiß und schön genug: und ihre kleine Augen und kurtze Nasen ausgenommen, können sie den Europäischen Schönheiten es gleich thun. Ihre ungemeine Sittsamkeit soll auch, wie man sagt, ihre Schönheit nicht wenig vermehren. Auf ihren Haar-Putz wenden sie durchgehends viele Mühe. Solches wird gröstentheils

theils in eine Rolle zusammen gewickelt, und mit einer Nestel-Nadel befestiget. Der Rest wird in 2 Locken getheilet, welche sie zierlich über die Schultern vorne herunter fallen lassen. In den Nordlichen Provintzen tragen sie eine Art von dünnen seidenen Hauben über die Haare: Zu Peking aber schlagen sie bey kaltem Wetter eine Art von Cornetten oder schwartzen Mützen darüber. Sonst tragen sie wie die Manns-Personen ein Kleid von rohten, blauen, oder grünem Sattin. Die alte Weibes-Personen bedienen sich durchgehends schwartzer, oder Purpur-farbener Kleider. Uber dieses Kleid tragen sie einen weiten Rock, mit weiten Ermeln, welche so lang sind, daß sie den Boden leicht erreichen könten, wenn sie nicht ein wenig aufgezogen würden. Am allermeisten aber sind ihre kleine Füsse zu bemercken, welche ihre gröste Schönheit ausmachen. So bald ein Mägdgen gebohren ist, werden ihre Füsse so hart eingewickelt und eingeschnüret, daß sie unmöglich wachsen können. Dahero sind sie schlecht zu Fuß, weil ein erwachsenes Frauenzimmer nicht grössere Füsse hat, als bey uns ein Kind von 3 Jahren. Sie tragen seidene bordierte Schuhe, fast von der Form, wie die Schuhe unsers Frauenzimmers, ausgenommen, daß sie forne bey den Zähen ein wenig aufwerts gebogen, und die Absäze rund, und von oben bis unten gleich dick sind. Solche Schue verfertigen sie sich selbst, und thun recht groß damit, wenn sie bey Gelegenheit ihre nette Füsse können sehen lassen.

Die Manns-Personen tragen keine Hüte, sondern eine Mütze, die ihnen nicht einmahl bis an die Ohren heruntergehen, und führen einen Schirm in der Hand, um sich der Sonnen-Hitze zu erwehren. Sie beschehren ihr Haupt bis auf eine Locke, welche sie haben im Nacken sitzen lassen. Die Vornehmen winden solche in eine Rolle zusammen: der gemeine Mann gehet offtmahls ohne Mützen und läst diese Haar-Locke hinten auf den Rücken fliegen. Die Mützen haben die Gestalt einer Glocken. Ihre Sommer-Mützen verfertigen sie von feinen Matten, und überziehen sie mit Seide. Sie bedecken sie auch über und über mit einer sammitaffigen Borte oder Gebündel von rohter Seide oder rohtgefärbten Haaren, welches von oben bis unten heraus hänget, und, weil es leicht ist, sich vom Winde bewegen läst, und in der Ferne ein schönes Ansehen gibt. Oben auf der Mütze tragen sie einen Knopff von Birn-Stein oder Glaß, welches ungemein flittert. Zu den Winter-Mützen nehmen sie Plüß, und füttern sie mit Zobel- oder Fuchs-Felle aus, welches gute Wärme giebt. Diese Mützen werden unterm Kinn mit einem Bande fest gebunden.

Ihre Röcke hängen herunter bis an die Erde, und werden über die Brust zusammen geschlagen, und an der lincken Seiten mit 4 oder 5 göldenen

oder silbernen Knöpfe befestiget. Die Ermel sind weit an den Schultern, aber gegen die Hand zu enger, und bedecken die gantze Hand bis an die Finger. Den Rock schürtzen sie mit einem seidenen Gürtel auf, der ihnen bis an die Knie herabhänget. Im Sommer gehen sie mit blossem Halß. Im Winter aber bedecken sie den Halß mit einem Sattinen Hals-Kragen, der an den Rock angenähet wird, oder mit einer 3 oder 4 Finger breiten Palatine von Zobel- oder Fuchs-Fellen. Uber diesen Rock tragen sie noch einen weiten Rock, oder Mantel von blauer, grüner, oder andrer Farbe, mit kurtzen Ermeln. Dieser Mantel ist kürtzer, als ihr Rock, und die Tartarn und Soldaten tragen ihn nicht länger, als bis an die Knie, oder durchsichtigen Leinwand an. Der gemeine Pöbel, die See-Fahrende und Handwercker aber, ins besondere in den südlichen Provintzen arbeiten, und gehen über die Strasse in einem paar dünnen Hoosen, ohne Mütze, Hembd, Strümpfe, oder einiger andrer Kleidung, so daß sie dahero über den gantzen Leibe schwartz, und von der Sonnen verbrand sind.

Wann die Chineser bey bösem Wetter reisen sollen, lassen sie ihre Mützen, Mäntel, und Röcke mit einer Art von Oel über und über beschmieren, welches wenn es trucknet grün anzusehen ist, und sie gegen den Regen vertheidiget. Ihre Reise-Stiefeln sind von guten dicken Leder.

Die Catholische *Missionarii* in China erschienen erstlich in dem Habit der Bonzier oder Heydnischen Priester. Hernacher schämeten sie sich diesen Götzen-Pfaffen ähnlich zu seyn, und legten Studenten-Kleider mit langen Mänteln an. Als die Tartarn ins Land kamen, musten sie sich nach ihrer Mode richten, und kurtze Röcke und seidene Mäntelgen tragen: Doch itzo wie sie berichten, werden ihre Kleider von Sarsche oder gemahlten Leinwand verfertiget. (a)

An ihren Gürtel hangen die Chineser ihren Tobacks-Beutel, und ihre Pfeiffe, welche von Kupffer ist, ihr Schnup-Tuch, die kleine Stöckgen, mit welchen sie essen, und ihr Messer. Man findet auch keine Nachricht, daß sie Taschen haben solten, ihre Kleinigkeiten, die sie immer bey sich führen, in zu tragen.

Im Winter tragen die Standes-Personen schön Peltzwerck: andere aber Lämmer-Felle oder ausgestopfften Cattun. Ihre Schwerdter die sehr breit sind, tragen sie an der lincken Seite mit der Spitze vorne heraus. Ein jeder

(a) Hierzu musten sich die *Missionarii* aus Noht bequemen, weil in China nicht erlaubet ist, anders, als nach der Landes-Mode, gekleidet zu gehen. Sonsten ist bekandt, wie hoch und heilig die Römische Geistliche ihre Ordens-Kleider halten.

jedweder Mandarin läst entweder vorne, oder hinten in sein Kleid eine Figur einwürcken, welche die Dignität seines Ammtes andeutet. Die Civil-Bedienten haben gemeiniglich einen Vogel. Die Militair Personen aber lassen sich Drachen, Tiger und Löwen ins Kleid einwürcken. (b)

Die Chineser sind gar nicht eckelhafft im Essen. Sie speisen nicht nur alle Sorten von Thieren, Vögeln und Fischen, welche die Europäer essen; sondern Pferde-Fleisch, wird bey ihnen für einen ungemeinen Lecker-Bissen gehalten; ja Hunde, Katzen, Schlangen, Frösche, und die meisten Arten von Gewürm werden von ihnen nicht verschmähet: Doch bestehet ihre gemeine Nahrung in Reiß, Wurtzeln, Hülsen- und Garten-Früchten. Brühen und Suppen kochen sie auf Fleisch und Fische, und thun vielen Reiß darein. Saltz und Pfeffer wird niemals auf den Tisch gesetzt, weil die Gerichte beym Anrichten gewürtzet und gesaltzen werden. Ihr Fleisch essen sie gekocht fricassiret, und auf dem Rost gebraten; es wird aber ehe es auf dem Tisch kömmt, in kleine viereckigte Stücke in der Grösse einer Würffel zerschnitten. (c) Sie brauchen weder Tisch-Tuch, noch Servietten, Messer, Gabel, oder Löffel: sondern an der letztern Stelle 2 kleine runde Stöckgen von Eben- oder andern Holtz, welche unterweilen an der Spitze mit Silber beschlagen sind, mit welchen sie die Speisen sehr geschickt zum Munde zu führen wissen. Wenn sie ihren Reiß oder Suppen essen wollen, halten sie die Schüssel an den Mund, und leiten die Suppen mit ihren kleinen Stöckgens hinein. Sie brauchen hohe Stühle und Tische, wieder die Gewohnheit aller Orientalischen Völcker, welche mit Creutz-weiß über einander geschlagenen Beinen auf dem Estrich sitzen. (d) Es hat aber bey einem Gast-Gebot jede, oder auch jede zwey Personen ein kleines lackirtes Tischgen für sich, auf welchem ihm sein Reiß und übrige Gerichte in kleinen Porcellanen Näpfgens oder Schälgens vorgesetzet wird: unterweilen brauchen sie auch Schüsseln.

Thee ist ihr vornehmstes Geträncke. Wein haben sie nicht, obwol gute Trauben auf dem Lande häuffig wachsen. Sie brauen auch kein Gersten-Bier, sondern machen etliche Sorten starckes Geträncke von Reis und Weitzen. Kalt Wasser

(b) Es darff auch keine Standes-Person öffentlich ohne solchem Ammts-Habit erscheinen.

(c) Gemeiniglich gerne steht der Vorschneider vor den Tisch, und schneidet die Speisen in Gegenwart der Gäste in kleine Würffeln, welche hernach in Näpfgen aufgetragen werden. Er braucht keine Serviette, und was er nicht von den Knochen abschneiden kan, reisset er mit seinen schmutzigen Fingern herunter, so daß den Gästen wohl der Appetit vergehen möchte.

(d) Als Isbrand Ides am Kaiserlichen Hofe tractiret wurde, muste er, wie alle gegenwärtige Gäste mit creutz-weis untergeschlagenen Beinen sitzen. Es mag also wohl beydes in China gebräuchlich seyn, dieses bey den Tartarn, jenes bey den Chinesern.

Wasser trincken sie niemahls: Denn das Wasser ist in China überhaupt schlecht, und kan nicht genossen werden, es sey denn vorhero gekocht, oder durch eine Infusion über gute Kräuter verbessert, oder mit einem starcken Brandtwein vermisch et worden.

Die 2 vornehmsten Sorten von starckem Geträncke, welche unsere dahin reisende Schiffer gedencken, sind Hochschue und Samschue: Denn was den Thee anlanget, so lassen die See-Fahrenden die Art von Geträncke den Einheimischen von der Nation alleine über. Der Rußische Ambassadeur redet auch von einer Art Brandtwein, mit welcher er in dem Kaiserlichen Pallast tractiret worden.

Hochschue siehet aus, wie braun Bier, ist aber sehr klar und strenge. Es soll eine Infusion von Weitzen in siedend heissem Wasser seyn, und hat mehr den Geschmack einer Mumme, als des Biers. *Samschue* ist ein von Reis destillirter Brandtewein, entweder blaß, oder röhtlich von Farbe: Dahero sind etliche Reisende verleitet worden, dieses Getränck für Wein auszugeben.

Diese Völcker durch die Banck essen ihre Speisen gantz kalt, und trincken ihr Geträncke sehr heiß. Bey ihren Gastereyen aber gebrauchen sie so viele Ceremonien, daß dadurch gantz gewiß das Vergnügen beym Essen und Trincken sehr muß vermindert werden. Wenn jemand einen Mund voll Essen zu sich nimmt, oder einen Schluck trincket, ziehet solches hundert Grimatzen und Complimenten nach sich. Daher muß einer in jeder Gesellschafft den Tact schlagen, damit alle gegenwärtige Personen ihre kleine Stöckgen zugleich aufheben, und zu einer Zeit ihr Essen zum Munde führen können.

Das Gast-Mahl nimmt seinen Anfang mit Wein trincken, wie man ihn nennet, ob es gleich ein von Reis gemachtes Geträncke ist. Solches præsentiren sie zu einer Zeit einem jeden Gast absonderlich in einer kleinen Porcellanen oder silbernen Tasse. Solche Tasse ergreiffen sie mit beyden Händen, heben sie so hoch als ihr Haupt, und leeren sie aus, ohne ein Wort darbey zu sprechen. Wenn jemand nicht Lust hat zu trincken, muß er wenigstens die Bewegungen und Mienen mitmachen, wie die andern, und seine Tasse so lange, als sie vor den Mund halten. Denn wenn der Aufzug vorbey ist, wird nicht untersucht, ob er etwas genossen habe, oder nicht.

Hernach wird einem jeden auf seinem Tisch ein Gericht Fleisch vorgesetzet. Wenn der Wirth, der da tractiret, das Zeichen giebet, ziehen sie ihre Stöckgen aus dem Gürtel heraus, und putzen sie. Darauf fahren sie darmit in die Schüsseln, und wissen sehr manierlich ein Stück Fleisch zum Munde zu führen. Dabey nehmen sie sich mit aller möglichen Sorgfalt in acht, daß alle den

Mund

Mund zugleich rühren, und niemand den übrigen zuvor komme. Denn es wird einem als eine grosse Unhöfflichkeit ausgelegt, wann man entweder zuerst fertig wird, oder auch der letzte bleibet, als worüber die gantze Gesellschafft in Confusion gerahten muß. Wann dieses geschehen, reinigen sie ihre Stöckgen wieder, und wann sie auf solche Art 2 oder 3 Mund voll aus jeder Schüssel genommen haben, giebt der Wirth im Hause abermahl ein Zeichen, daß sie ihr Gewehr sollen niederlegen: welches sie accurat in der Ordnung thun, als sie es herausgezogen haben.

Darauf trincken sie wieder einmahl mit denselbigen Ceremonien, wie zuvor erwehnet. Solches thun sie allemahl, wenn sie 2 oder 3 Mund voll aus einer Schüssel gekostet haben: also daß unterweilen wohl über zwantzigmahl zu trincken aufgetragen wird. Die Tassen sind aber sehr klein: und niemand trincket, oder schlurffelt (welches eigentlich ihre Manier zu trincken ist) mehr hinunter, als sein Appetit leidet. Wann er nur alle Bewegungen und Geberden mit macht, wie oben beschrieben, ist es genug.

Sie sitzen wie *Le Comte* vermeldet, mannigmal 3 oder 4 Stunden stillschweigend bey dem Tisch, und wenn der Haus-Herr vermeinet, daß ein jeder zur Genüge gegessen habe, giebt er ein Zeichen, daß man aufstehen solle. Alsdann spatzieren sie eine Viertel-Stunde im Garten oder in einem andern Zimmer des Hauses herum; kommen aber bald wieder in den Eß-Saal, woselbst sie den Nachtisch in gehöriger Ordnung antreffen. Solcher bestehet aus Confitüren und gedörreten Früchten, welche sie bey ihren Thee verzehren. Während der Zeit, daß sie damit occupirt sind, tritt eine Bande Comœdianten ein, um die Gesellschafft mit einem Schau-Spiel zu erlustigen. Aber die Jesuiten berichten, daß diese Comœdianten sehr wunderlich und abgeschmackt Zeug spielen, und dabey viel Gerase machen, und keine Reguln beobachten, weil sie mehr heulen, als singen, und sehr indifferente Reden daher plappern. Dem ungeachtet lauren sie immer darauf, daß man alle Augenblick über die artige Ausführung ein Geschrey machen, und die Weisheit ihrer Vorfahren in Anordnung solches Zeit-Vertreibs bewundern solle. In ihren Schau-Spielen werden durchgehends einige Historien von ihren eingebildeten Heiligen und Helden abgehandelt. Sie haben eigene Gesetze und Obrigkeitliche Verordnungen, in welchen die in der Conversation bey ihnen übliche Gebräuche und zum so genannten Boocks-Beutel gehörige Ceremonien ordentlich vorgeschrieben sind, und jederman ist verpflichtet, selbigen genau nachzuleben. So gar Kauffleute, Handwercker, Schiffer, Bauren, und Diener haben jeder ihr vorgeschriebenes Ceremoniel, welches nach der Chineser Meinung, viel zur Civilisirung der Nation beytragen soll: sintemahlen, nach ihren Gedancken, der

Gebrauch dieser äusserlichen Demüthigung und freundlicher Complimenten, welche die Regierung verordnet hat, helffen soll, den Frieden und die gute Ordnung im Staat, sowohl, als in jeder besondern Nachbarschafft zu erhalten, so daß aus der angenommenen Freundschafft, die einer dem andern scheinet zu bezeugen, ein würckliches reciproques gutes Verständniß unter ihnen entspringen müste: indem durch Verbietung aller Raillerien und höhnischer Provocationen vielen Streitigkeiten und Händeln vorgebeuget werde. Ja sie bleiben endlich gar stille und geruhig, wenn in Gesellschafften von Anzüglichkeiten nichts vorfällt; und wenn sie ja mit safftigen Redens-Arten um sich werffen, so gehet ihre Wuth in dem Stücke nicht nahe so weit, als sie sonst steigen würde, wenn alle gemeine und garstige Reden erlaubet wären. Flüche und unsaubere Reden werden niemals, wie man sagt, unter ihnen gehört.

Die gemeine Art, eine Reverence zu machen bestehet darinn, daß sie die rechte Hand an die Brust legen, und ihr Haupt ein wenig neigen. Wenn sie jemand grössern Respect erweisen wollen, legen sie beyde Hände zusammen, und bücken den gantzen Leib sehr tieff. Sollen sie aber vor einer vornehmen Standes-Person ihr Compliment machen, es mag solches in derselben Hause, oder anderwerts geschehen, so fallen sie auf ein Knie, und bleiben in der Positur, bis die vornehme Person sie auffstehen heisset, welches augenblicklich geschiehet. Eine Obrigkeitliche Person auf der Gasse zu grüssen, wird als ein Affront aufgenommen, es sey denn, daß man etwas mit derselben zu reden hat: Wann solche Herren vorbey pasfiren, stehen alle Leute stille, schlagen die Arme creutz-weis über einander, und richten ihre Augen steif und fest auf die Erde.

Visiten zwischen vertrauten Freunden gehen ohne viele Ceremonien ab: bey allen übrigen muß man sich aber nach den vorgeschriebenen Formular richten. Derjenige, der die Visite ableget, sendet erstlich einen Diener an den Herrn, dem er aufwarten will, mit einem Zettul voll von höfflichen Complimenten und demühtigen Expresfionen nach Maaßgebung des Standes der Person, an welche er schreibet, und setzet seinen Nahmen darunter. Wann dieser Bothe von seiner Expedition Rapport abgestattet hat, so begiebet sich derjenige, der die Visite abgeleget, auf den Weg, und wird bey seiner Ankunfft nach seinem Rang empfangen. Ist derienige den er besuchet weit vornehmer, als er, so steht selbiger nicht von seinen Stuhl auf ihn zu empfangen. Sonsten gehen die Vornehmen ihren Gästen unterweilen bis an den Vor-Saal, unterweilen auch gar bis in den Hof entgegen. Ist aber derjenige, der die Visite giebet, der Vornehmste, so muß der Herr im Hause bis auf die Strasse hinausgehen, um seinen Gast hinein zu führen. So bald einer des andern ansich-

tig

tig wird, fangen sie beyde an zu rennen, und machen tieffe Beugungen. Es wird wenig dabey gesprochen, wann sie einander begegnen, ausser denen kurtzen Complimenten, die ihnen vorgeschrieben seyn: der eine weiß, was er sagen, der andere, was er antworten soll. Sie machen bey jeder Thür eine Halte, und fangen von frischen an sich zu bucken, und zu reverentzen, und dabey zu disputiren, wer erst eintreten soll. Bey dieser Gelegenheit brauchen sie nur 2 Wörter, der eine sagt *Tsin*, das ist, der Herr trete hinein, der andere *Pancan*, das ist, es will sich nicht geziemen: solches wiederhohlen sie 4 oder 5 mahl, und dann stellet sich der Gast, als wenn er mit Nöhtigen überwältiget sey, und gehet hinein, bis an die nächste Thüre, woselbst dieselbigen Ceremonien von neuen angehen. Wenn die gantze Compagnie endlich in das Zimmer kömmt, wo sie sollen entreteniret werden, stellen sie sich alle in einer Reihe, und bücken sich bis an die Erde. Wenn sie ihre Reverencen machen, stehen sie niemahls gerade gegen einander über, sondern fallen in die Knie, und nach vollbrachter Reverence, geben sie einander die rechte Hand. Weiter gehen sie unter vielen Vorbeugungen hin zu den Stühlen, deren ein jeder seinen eigenen mit den langen Ermeln vom Staube reiniget, welches der Wirth mit der grösten Dancksagung annimmt. Darauf gehet der Dispüt an, wer oben an sitzen solle. Solches aber verursachet bey ihnen keine Unordnung, in dem ein jeder weiß, welcher Platz ihm gebühret, selbigen nimmt er ein, und damit hat das Reverencen ein Ende; Indessen wartet einer auf den andern bis die vorgeschriebenen Ceremonien ihre Richtigkeit haben. Wenn nun eine Viertel-Stunde mit Complimenten ist hingebracht worden, setzen sie sich einer gegen den andern über. Im Sitzen müssen sie sich aufrecht halten, nicht anlehnen, die Augen niederschlagen, die Hände bis an die Knie ausstrecken, und die Füsse gerade setzen. Sie geben sich dabey ein ehrbares und geruhiges Ansehen, und dürffen ja nicht gar zu viel reden; dahero mannigmahl kein Wort, ausser den vorgeschriebenen Complimenten gesprochen wird. Wenn sie reden, geschiehet solches mit der grösten Ehrerbietigkeit, die man sich nur vorstellen kan. Sie bedienen sich dabey niemals solcher Redens-Arten, die in der ersten oder andern Person abgefasset sind: Zum Exempel an statt zu sagen: ich bin euch verbunden für die mir erwiesene Güte; sprechen sie: die Gunst, die mein Herr mir erzeiget hat, der ich so viel geringer bin, als er, hat seinen Diener in die gröste Verbindlichkeit gesetzet. Und an statt zu sagen: Ich *præsentire* ihnen diese *Curiosi*tät aus meinem Vater-Lande, sprechen sie: Erlauben sie ihren Diener Ewer Herrlichkeiten diese *Curiosi*tät zu überreichen, welche in meinem geringen Vaterlande gemacht ist. Darauf wird geantwortet: Was aus des Herrn berühmtern Vaterlande kommt, ist alles wohlge-

macht und ungemein nett. Sie sagen niemahls ich oder ihr; sondern ihr Diener, oder ihr Schüler thut dieses, oder jenes: und mein Lehr-Meister, oder mein Herr sagte dieses oder jenes, nicht aber ihr sagtet, oder thatet dies, oder das. Solches würde ihnen zur grösten Unhöfflichkeit ausgeleget, und als eine blos unter Sclaven und Fuhrleuten gebräuchliche Art zu reden angesehen werden.

Ihr gemeinstes Geträncke bey Visiten ist der Thée. Wenn sie die Tasse empfangen, zum Munde führen, niedersetzen oder den Dienern wieder hinreichen, werden darbey gar viele Complimenten gemacht.

Endlich wenn die Gäste wieder aufbrechen, werden fast eben dieselben Reverencen dabey wiederhohlet, mit welchen sie sind empfangen worden. Den Ausländischen Abgesandten werden eigene Ceremonien-Meisters gegeben, um sie viertzig Tage lang zu unterrichten, ehe sie zur Audientz geführet werden, damit sie keine Fehler begehen. Denn die meisten Chineser können sich nicht wenig über einen Frembden ärgern, wenn er sich nach den vorgeschriebenen Regeln zu bucken und zu reverencen vergist.

Die Chineser haben einen solchen Abscheu vor die Entblössung des Hauptes beym Grüssen, daß sie es vor eine Unhöfflichkeit rechnen mit blossem Haupt, vor einem vornehmen Mann zu erscheinen. In Ansehung dieser Gewohnheit des Landes soll auch der Papst den *Missionariis* erlaubet haben, in den Christlichen Kirchen in China mit bedeckten Haupt zu gehen.

Wenn ein Gast zum Hause hinausgeht, um zu Pferde zu steigen, und nach Hause zu kehren, muß solches auch nicht ohne vielfältigen Complimenten abgehen. Der Gast will durchaus nicht die Grobheit begehen, in Gegenwart des Haus-Herren aufzusitzen, und dieser im Gegentheil nöhtiget ihn zu Pferde zu steigen, indessen daß er da er da stehet und auf ihn wartet. Denn fängt der Gast an zu protestiren und zu fluchen, die Welt solle eher rund umgekehret werden, als er solche Unbescheidenheit begehen würde, und bleibet steif auf seinem Entschluß bestehen, bis der Herr im Hause weggeht, und ihm aus dem Gesichte kömmt. Doch wenn der Gast kaum im Sattel sitzt, erscheinet jener wieder, und saget ihm Adieu; welches Compliment dieser wieder beantwortet. Wann der Gast ein wenig vom Hause weg ist, wird ihm ein Diener nachgeschickt, ihm nochmahls eine glückliche Reise anzuwünschen, wofür er sich wiederum höflich bedancket. Der *Pater Gemelli Careri* erzehlet, daß die Gäste allezeit dem Wirth so viel Geld beym Abschied anpræsentiren, als genug ist ihm die verursachte Kosten zu vergütigen, welches dieser auch nach langer Wegerung endlich annehmen soll. Ich finde aber bey andern Scribenten nicht ein Wort davon. Und vielleicht beträgt solches nur so viel, als ein Trinck-Geld an die Diener

bey

bey uns: denn es würden sich wenige entschliessen Visiten abzulegen, wenn sie alle Unkosten so auf die Tractamenten gewendet werden, bezahlen sollten. (e)

Ungeachtet das Spielen in den Gesetzen der Chineser verboten ist, gehet es doch starck unter ihnen im Schwange. Man hat Exempel daß etliche von ihnen dem Spiel so unmäßig ergeben gewesen sind, daß sie ihre Güter, Weiber, und Kinder verspielet haben: welcher Stücke eines sie mannigmal bey einer Carte, oder einem Wurff in den Würffeln hazardiren.

Sie haben unterschiedliche Feste und ins besondere die 3 ersten Tage im Jahr, welche sie mit Schmausen, Spielen, Comoedien, und Versendung grosser Geschencke an ihre Freunde und Patronen feyren. Der 15 Tag des ersten Monden aber wird mit grösserem Pomp, als sonst ein Fest begangen. Sie nennen solchen das Laternen-Fest. Denn sie hängen ihre Häuser und die Gassen voll von Laternen, und üben alle Excessen aus, die bey einem Carneval in Europa vorfallen. Einige sagen, daß solches zum Andencken eines Kaisers geschehe, welcher einen grossen Pallast erbauet, und denselben mit einer so ungeheuren Menge von Laternen habe anfüllen lassen, daß man keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht darinnen vermercket. Andere geben vor, es geschehe zum Andencken eines grossen und berühmten Mandarins, dessen Tochter sich selbst ertruncken hat. Weil dieser Herr nun das Volck, so unter ihm stand, mit grosser Freudigkeit und Gnade tractiret, wären die Leute allenthalben aus der Gegend zur Danckbarkeit gegen den *Mandarin* mit ihren Laternen herzugeloffen, um seine verlohrne Tochter zu suchen, welche aber niemahls wiedergefunden worden. Zum Andencken dieses Zufalls sey das Volck daherum alle Jahr wieder mit Laternen zusammen gekommen, woraus mit der Länge der Zeit eine Gewohnheit geworden.

Es mag aber die erste Gelegenheit zu diesem Feste herrühren, woher sie immer wolle, so wird selbiges von allem Volck mit grosser Pracht begangen. Sie wenden unterweilen an etliche von ihren Laternen zum minsten 2000 Kronen, und brechen wol etwas von ihren andern Ausgaben ab, damit sie nur an dem Tage etwas extraordinaires machen mögen. Die Verguldung, Schnitzwerck, Mahlerey, Seide und Lackirung, die daran gebraucht wird, macht ein sehr schönes Ansehen, und einige von ihnen halten über 20 Fuß im Durchschnitt.

(e) In den Nachrichten der Königlichen Dänischen *Missionarien* auf *Tranquebar* findet man, daß sie offtmahls, den Heiden, die ihnen etwas gütliches gethan, beym Abschied einige wenige Schillige zu Betel-Areck verehren. Vielleicht mag in China eine gleiche Gewohnheit seyn.

Eine solche Laterne wird mit einer ungemeinen Anzahl von Wachs-Lichtern und Lampen illuminiret: Die gemeinen Laternen sind 4 Fuß hoch, und haben 6 Gemählder auf durchsichtiger Seide, jedes einen halben Fuß breit, worauf Blumen, Bäume, Felsen und Menschen mit sehr natürlichen Farben gemahlet seyn. Sie haben auch neben dem Lust- und Freuden-Feuer in allen Ecken der Stadt, und das Volck rennet als wenn es toll wäre in einer solchen excessiven Lustbarkeit herum, daß sie selbst nicht wissen was sie thun: worin die Europäer ihnen nur gar zu offt ähnlich sind. Die Chineser ziehen, wie vormals die Römer, grosse Heer-Wege von einem Ende dieses Königreichs bis an das andere. Die Canäle wie schon bemercket ist, sind am Strande mit Steinen besetzet, so wohl damit man desto bequemer darauf seegeln, als auch damit das Ufer desto besser verwahrt seyn möge: es ist auch über dieselbige eine grosse Anzahl von zierlichen Steinernen Brücken gebauet, um die Communication der Provintzen mit einander desto leichter und bequemer zu machen. Durch Wiesen und niedrige Gründe führen sie ihre Wege sehr hoch auf, brücken sie an etlichen Orten mit Steinen, hauen Felsen und Berge durch, damit die Fuhr-Wagens desto besser fortkommen können: und an der Seiten etlicher steilen Berge bauen sie höltzerne Gallerien, von welchen die Frembde nicht ohne grosse Furcht hinunter sehen können. Die Einheimischen aber reiten ohne einige Furcht darüber. Ihre Heerwege sind durch die Banck 25 oder 26 Garden breit: über selbige führen sie kleine höltzerne Gebäude ungefehr 30 Fuß hoch auf, welche ihren Triumph-Bogen nicht unähnlich seyn. Solche stehen bey nahe anderthalb Meile von einander, und oben an selbigen stehen die Nahmen der Städte, wohin der Weg gehet, mit grossen Buchstaben geschrieben; wie auch wie weit solche entlegen sind, welches auf gemeine Kosten accurat abgemessen ist. Ebenfalls sind in gleicher Weite kleine Castele, oder Redouten von Erde aufgeworffen, auf welchen man des Kaisers Fahne aussteckt: in diesen muß die Land-Milice liegen, und auf die Sicherheit der Reisenden acht haben, auch alle Depechen, so von der Regierung expediret werden, weiter fort schaffen. Diese Wachten examiniren einen jeden, der Gewehr bey sich führet, und ein solcher muß seinen Paß zeigen, oder sie nehmen ihn beym Kopff. Daher entstehet dieser Nutzen, daß die Wege sehr wenig von Räubern incommodiret werden, ungeachtet der grossen Menge, so wohl armseeliger Leute, welche nohtwendig in einem solchen Volckreichen Lande seyn müssen, als auch der reichen Leute, welche immer auf den Heerwegen anzutreffen sind. Eine andere Ursache dessen ist wohl, daß die Heerwege gemeiniglich so voll von reisenden Leuten, und so wohl mit Wachten bewahret seyn, daß es schwer fallen wird, eine Gelegenheit zur Plünderung zu finden; was aber noch mehr zur Erhaltung dieser

allgemeinen Sicherheit beyträget, ist dieses, daß die Nation von Natur arbeitsam und fleissig ist, und dazu noch auf mancherley Art und Weise auf das äusserste encouragiret wird, so daß kein Fuß Landes, der zu einigem Gebrauch geschickt, unbebauet bleibet, und ihre Seiden-Manufacturen alle andere in der gantzen Welt an Grösse übertreffen.

Ihre Posten sind eigentlich nur zum Dienst der Regierung angeleget, und die Vice-Roys oder Gouverneurs der Provintzen müssen dahin sehen, daß sie auf alle mögliche Weise befördert, und fort geholffen werden. Doch ist den Postmeistern dabey erlaubet, Privat-Leute Briefe anzunehmen, welche sie auch mit der grösten Accuratesse bestellen, und für ein geringer Post-Geld, als man in Europa zahlen muß.

Was am meisten zur beständigen Reparation der Heerwege beyträget ist dieses, daß der Kaiser die Provintzen des Reichs öffters durchreiset, und, er mag dahin kommen, oder nicht, doch alle Jahr andeuten läst, daß er eine Tour durch diese oder jene Landschafften seiner Herrschafften thun wolle. Daher bemühen die Gouverneurs und Bedienten in den Provintzen, durch welche man vermuthet, daß er passiren werde, sich mit allem Fleiß alle Mängel an den Wegen, so weit ihr District gehet, zu verbessern, in Ermangelung dessen ist ihr Ammt, ja wohl gar der Kopff verwirckt, wo die Wege mangelhafft befunden werden. Man sagt auch, daß ein Mandarin aus Furcht, daß er mit der Reparation vor des Kaisers Ankunfft nicht zum Stande kommen möchte, um seinen Zorn zu entgehen, sich selbst unvorsichtiger Weise erhencket habe: denn der Kaiser soll vor dasmahl des Orts nicht passiret seyn. Ungeachtet aller solcher Vorsorge ist es sehr beschwerlich bey trockenen Zeiten zu Lande zu reisen. Denn das Erdreich ist so leicht und wird durch beständiges hin und herfahren so in Staub zertreten, daß man immerfort in einer dicken Wolcke von Staub reisen muß: weswegen dann ihre Fuhr zu Wasser den Reisen zu Lande billig bey weiten vorgezogen wird.

Sie reiten auf Pferden, Maul-Eseln und Camelen: am meisten aber reisen sie in Sänfften, so von Menschen oder Maul-Eseln getragen werden. Einige fahren in Wagens, wie man berichtet. Aber die Herrn Scribenten beschreiben diese Wagens nicht recht eigentlich, und melden nicht, wie sie bespannet, oder fortgebracht werden: Meinem Bedüncken nach sind sie nichts anders als die Caleschen der Tartarn mit 2 Rädern. Das ist ein Punct, den die Autores der Reise-Beschreibungen gemeiniglich gerne mit Stillschweigen übergehen. Sie meinen es sey genug, wenn sie eine Machine einen Nahmen geben, und erwegen nicht, ob solcher mit der Figur des Dinges so wohl, als mit dem Gebrauch und Nutzung desselben übereinstimmet. Sie nennen alles worinnen

man fähret einen Wagen, und wo es von Menschen gezogen wird eine Sänffte, es mag denn den unsrigen so wenig ähnlich seyn, als es immer will. Die Sänfften, in welchen die Leute sitzen, sind von Spanischen Rohr geflochten, und haben keine Fenster. Das Ober-Theil ist gemeiniglich vorne offen, ohne in den Sänfften des Frauenzimmers, als welches ausser dem Hause niemand sehen, noch von jemand gesehen werden muß. Von einer Stangen bis an die andere gehet ein Quer-Holtz, welches die Sänfften-Träger über die Schultern legen, denn sie greiffen die Stangen nicht mit der Hand an, wie sie bey uns thun.

Die Tartarn reiten durchgehends zu Pferde, beydes in der Stadt, und auch auf den Heerwegen. Ihre Sattels werden gemacht fast wie in der Türckey, und sie reiten auch mit sehr kurtzen Steig-Bügeln wie die Türcken, indem ihre Knie fast so hoch, als der Sattel-Knopff sitzen. Wann sie einen Feind attaqviren, stellen sie sich aufrecht im Steig-Bügel, um dem Strich, den sie vollführen wollen, mehrern Nachdruck zu geben.

An den Oertern, wo sie nicht die Bequemlichkeit haben, zu Wasser fortzukommen, werden die meisten Güter und Kauffmanns-Waaren von Last-Trägern auf ihren Schultern fortgeschleppet, welche vor eine gute Bezahlung arbeiten. Auf den öffentlichen Wegen ist recht ein Schwarm von diesen Leuten, es sind auch an den Seiten kleine Häuser vor sie gebauet, woselbst sie ein wenig still liegen und ausruhen können. Auf den Canälen werden auch, wie schon gesagt, ihre grösten Schiffe von Menschen gezogen, auch auf den grösten Wasser-Fällen. Denn es scheinet, daß sie sehr wenig Pferde zum Last-Tragen haben, weil der gemeine Mann gemeiniglich zu dieser schlechten und verächtlichen Arbeit gebrauchet, und wie die Reisende berichten, weit ärger als die Last-Thiere in diesem Theil der Welt gehalten wird.

Ihre Sänfften-Träger lauffen mit einer Mieth-Sänffte bey 5 Meilen in einer Stunde, und und ruhen, wie gesagt wird, nur einmal in 10 Meilen aus. Sie haben auf Obrigkeitlichen Befehl ein Meilen-Buch drucken lassen, in welchem alle Wege, und die Zahl der Meilen von Peking an nach den vornehmsten Oertern des Reichs ordentlich verzeichnet sind. In diesem Buche sind alle Heerwege in Stationes oder Tage-Reisen eingetheilet. Bey jedweder Station stehet ein Haus, in welchem die *Mandarinen* so Gouverneurs der Städte und Provintzen sind, auf des Kaisers Unkosten beherberget werden, wenn sie nach ihren Gouvernementern abreisen. Sie treffen daselbst eine Garde und alle Bequemlichkeit nach dem Rang der Person, die da soll bewirthet werden an. Einen Tag vor des *Mandarins* Ankunfft geht ein Expresser voraus, mit einem mit des *Mandarins* Siegel versiegelten Briefe, in welchem sein

Nahme

Nahme und sein Ammt angezeiget wird. Nach Vorzeigung dessen wird das Haus, in welchem er logiren soll, gleich zu rechte gemacht, und Aufwärter, Chaisen, Sänfften, Mund-Provision und Schiffe, wo die Gelegenheit letzteres erfordert, nach dem Stande desjenigen, den sie erwarten, herbey geschaffet. Andre Leute, die auf Unkosten der Regierung reisen, oder eine Ordre dazu auswürcken können, werden ebenfalls in diesen Wirths-Häusern beherberget. Die Expressen werden auch mit allen Nohtwendigkeiten zu ihrer Reise versehen. Selbige aber schlagen auf eine Kupfferne Pfanne, die sie auf den Rücken mit sich führen, um ein Zeichen von sich zu geben, daß man ihnen Pferde bereit halten solle, damit sie ihren Weg ohne Verzug fortsetzen können.

Das vierte Capittel.

Von ihren Manufacturen, Handlung, Schiffen und Schiffart.

Die vornehmste Manufactur in diesem Königreiche bestehet in der Seide, welche vor die feineste in der gantzen Welt gehalten wird. Diejenige, welche die Chineser am höchsten æstimiren, wird in den Provintzen Nanking und Chekiang verfertiget: (a) bey frembden aber stehet die Seide von Quantum in grösserem Ansehen.

Die Sorte von Seide, welche bey ihnen die gemeineste ist, wird *Touanze* genannt. Solche gleichet einem Sattin, und ist entweder glatt und schlecht, oder auch sind allerhand Figuren von Blumen, Vögeln, Bäumen und Häusern darein gewircket. Diese Figuren sind nicht erhaben, sondern blos mit unterschiedlichen Couleuren und Schattirungen verfertiget. Die Haupt-Figur in ihren Seiden-Zeug ist der Drache. Sie machen aber zweyerley Art von Drachen. Die eine wird *Lom* genannt und hat 5 Klauen, diese wird allein in des Kaisers Seide gebraucht, denn diese Drachen-Figur ist das Kaiserliche Wapen, welches *Fohi* der Stiffter des Kaiserthums vor

(a) Sie wissen daselbst eine Kunst der Seide mit wenigen Kosten ein sehr schönes Ansehen zu geben. Sie schneiden nemlich ein vergüldt Papier in sehr feine Faden, und spinnen es wie Gold-Drat unter die Seide. Solches weben sie hernach unter die Seide, und wircken also allerhand zierliche Blumen in die Stoffen. Das ärgste aber ist, daß dergleichen Zeug keine Nässe vertragen kan.

vor 4000 Jahren eingeführet hat. Die andere Art von Drachen-Figuren heist *Mam*, und hat nur 4 Klauen; solche kan ein jeder tragen.

Im Sommer brauchen die Vornehmen eine Art Seide *Cha* genannt, zu ihren Röcken, welches eine Art von Tafft ist. Es wird aber nicht so fest gewebt, hat auch nicht so gut einen Glantz, als der Tafft in Europa, ist aber weit stärcker und dauerhaffter. Unterweilen tragen sie diese Seide gantz glatt, gemeiniglich aber wird sie mit grossen durchbrochenen, und nach Art der Englischen Spitzen ausgeschnittenen Blumen über und über besetzet. Ein gantz Stück davon, welches gros genug ist eine Weste und einen weiten Rock oder Mantel daraus zu verfertigen, kostet dar im Lande ungefehr 2 Guineen, oder gegen 12 Reichsthaler.

Sie haben noch eine andere Sorte von Seide, welche sie zu Camisolen, Hembdern und Hosen, als ein Leinwand gebrauchen. Diese Seide ist sehr dicht, und läst sich dabey doch sehr wohl beugen. Man mag sie drücken oder beugen und herumwenden, wie man will, so nimmt sie doch niemals einige Falten oder Runtzeln an. Sie waschen sie auch, gleich dem Leinwand, ohne daß die Schönheit des Zeugs dadurch sonderlich verdorben wird. Diese Seide wird durchgehends nach dem Gewicht verkaufft.

Ausser Gülden-Stück und anderen Sorten von Seiden-Zeug machen sie auch Plüs, Sammet, Krepp, Dragget, Sarsen und andere Arten von Zeug. Ob aber gleich die Wolle in ihrem Lande sehr häuffig fällt, und insonderheit in den Provintzen Xensi und Xansi, welche einen Uberfluß an Schafen haben, machen sie doch kein Lacken. Englisch Lacken wird bey ihnen sehr hoch æstimiret, und theurer, als die rareste Seide verkaufft. Von ihrer eigenen Wolle machen sie Bett-Decken, und eine Art von braunem Tuch, wovon sich die gelehrten Röcke verfertigen lassen, um im Winter darin zu studiren.

Sie haben eine grosse Menge Cattunen, Nessel-Tuch, und eine besondere Art Nessel-Tuch, welche aus einer Pflantze Nahmens *Co*, die nirgends anderwerts wächset, gemacht wird. Selbige Pflantze säen sie in ihren Feldern, woselbst sie einen Finger dick wächset. Wenn das Gewächs wohl getrocknet ist, binden sie es in Garben und begiessen es mit Wasser, wie wir beym Flachs, oder Hanff thun. Die erste Haut, die da abgehet, nehmen sie ab, und werffen sie weg. Die andere Haut zertrennen sie mit den Fingern in kleine Fadens, und machen ohne es zu schlagen oder zu spinnen, ein durchsichtiges, aber überaus kühles und leichtes Nessel-Tuch daraus.

Die Vornehmsten lassen sich davon Westen im Sommer verfertigen, und tragen einen weiten Rock von Cha darüber. Im Herbst und Frühling tragen sie dicken Sattin, und zwar alte Leute schlechten, die jungen aber geblühm-

bluhmten. Niemand aber trägt Seide mit güldenen oder silbernen Bluhmen bey öffentlicher Versammlung, oder wenn sie bey einem *Mandarin* eine solenne Aufwartung machen sollen. Der gemeine Mann behilfft sich mit groben blauen, mit Cattun gefütterten Leinwand, im Winter setzen sie auch Schaafs-Felle darunter. Welche aber mehr im Vermögen haben, lassen ihre Röcke und Mäntel mit Zobeln, Fuchs- oder Lämmer-Fellen unterfuttern. Die Aufschläge an den Ermeln und der Rand des Rocks werden allein mit Hermelin besetzt, weil solche in China sehr rar und kostbar seyn.

Die *Mandarinen* (welche offtmals sehr dick und kurtz von Statur sind) ziehen vielfältig im Winter ausser ihren ohne dem mit Peltz-Werck gefütterten Röcken und Mänteln, noch einen Peltz-Mantel darüber, an welchem das Rauhe auswerts gekehret ist: Dahero sie auch, wie unser Auctor bemercket nicht anders als die Bären oder andere Thiere, deren Fell sie tragen, aussehen sollen. Keine Tracht aber ist gemeiner als Lamms-Fell mit der Wolle, weil selbiges weiß, weich und warm ist, obgleich es sehr schwer zu tragen, und Anfangs starck riechet.

Es fallen in China 2 Sorten von roher Seide. Die eine wird von wilden Würmern auf dem Felde und den Bäumen gemacht, welche der Pöbel sammlet und spinnet. Diese Seide ist grau von Farbe, und hat keinen Glantz; nichts desto minder wird sie hochgehalten, und kostet mehr als Sattin. Denn man kan sie dicht und fest weben, und als Leinwand waschen. Zu der andern Seide futtern sie die Würmer 14 Tage mit Maulbeer-Blättern in ihren Häusern, und tractiren sie übrigens, wie in Europa.

In China muß auch billig eine Art von weissem Wachs bemercket werden, welches nicht von Bienen zusammen getragen, sondern von gewissen Bäumen gesammlet wird; davon sie auch einen solchen Uberfluß besitzen, daß das gantze Reich daran genug hat. Man findet solches vornehmlich in den Provintzen Huguam und Xantung. Ein gewisser Wurm nicht grösser als eine Fliege, bringet ihnen solches Wachs zu wege: Selbiger Wurm kan so scharf stechen, daß sein Biß durch die Rinde bis durch den Stamm der Bäume gehet. Der Land-Mann sammlet die Eyer dieses Wurms im Frühling, aus welchen die Würmer hernachmahls herauskriechen. Solche junge Würme setzen sie hin an den Wurtzeln etlicher Bäume, die ihnen gelegen stehen. Nachmahls kriechen solche von selbst weiter hinauf, und zertheilen sich über den gantzen Baum, und fressen ihn recht bis an das Marck durch, worauf denn aus den Löchern, die sie gemacht haben, ein Wachs so weiß, als der Schnee heraus fliesset. Solches hänget Tropfen-weiß an den Bäumen, und wird von den Bauren gesammlet, in Kuchen zusammen geknetet, und so zu Marckte geführet. Von

ihrem Unschlitt, welches gleichfalls aus einer Baum-Frucht gemacht wird, soll in den nechst-folgenden Capittel bey den Pflantzen geredet werden.

Eine der ansehnlichsten Manufacturen dieses Landes ist wohl der Porcellan. Selbiger wird von einer sehr festen Kley-Erde, oder vielmehr von weichen weissen Steinen, welche in den Stein-Brüchen der Provintz Quamsi gefunden werden, gemacht. Die Stücke dieses Steines werden erstlich gewaschen, und von der übrigen damit vermischten Erde abgesondert, hernachmals zu feinem Pulver gestossen, woraus sie einen Teich machen, der nachmahls lange Zeit geschlagen, und geknetet wird, damit das Wasser besser hineinziehe. Sie müssen auch noch dazu ein besonders Wasser haben, welches in der Gegend, wo der Stein gebrochen wird, nicht anzutreffen ist. Selbiges Wasser führt eine besondere Art von Saltz mit sich, welches den Kley mehr als alles andre Saltz reiniget und säubert. Wenn der Teich genug geknetet ist, formiren sie allerhand Gefässe daraus, und setzen solche Morgens und Abends gegen die Sonne. Scheinet die Sonne zu heiß, daß sich die Geschirre darnach zu werffen anfangen, so nehmen sie selbige unter Dach. Also trocknen sie die Gefässe allmählig, und mahlen sie so, wie sie befinden, daß sich die Erde dazu schicket. Ferner überschmieren sie die Geschirre mit einer besondern Seiffe oder Firniß, der aus derselben Materie, als der Porcellan gemacht ist, und ihnen einen besondern Glantz giebet. Endlich brennen sie sie in einen Ofen bey einen mässigen immer egalen Feuer, und aus Furcht, daß sie von der Lufft Schaden nehmen mögten, nehmen sie sie nicht gleich heraus, wenn sie gebrannt seyn; sondern lassen sie allmählig abkühlen, ehe sie in die Lufft kommen. Hieraus erhellet, daß grosse Sorge, Mühe und Gedult erfordert werde, diese nette Waaren zur Perfection zu bringen. Dennoch aber ist es ein grosser Misverstand, wenn etliche meinen, daß damit 100 Jahre hingehe. Denn man weiß gewiß, daß nicht gar viele Monahten dazu erfodert werden: indem man ihnen aus Europa Muster von unterschiedlichen Geschirren hineingesandt hat, welche, sie nach den vorgeschriebenen Model nachgemacht, und in sehr kurtzer Zeit verfertiget, und wiedergeliefert haben. Es giebt 3 unterschiedene Arten von Porcellan, welche nach ihren besondern Farben von einander unterschieden sind. Die erste ist gelb, und ob solches gleich gröber ist als das übrige, führet es doch die Kaiserliche Leib-Farbe, und wird am Hofe allein gebraucht, und deswegen niemanden erlaubt, dergleichen etwas zu haben. Die andere Art ist grau, mit vielen kleinen unordentlich durch einander gehenden Linien, dieses ist das schönste, wird aber sehr selten nach Europa verführet. Die Letzte und gemeineste Sorte ist weis, und mit Bluhmen, Bäumen und Vögeln in einer guten blauen Farbe bemahlt, welches unsere Kauffleute vornehmlich aufkauffen. Diese

Waare wird nach der weissen Farbe, der Feinigkeit, Glättigkeit, Mahlwerck und Façon mehr oder weniger æstimiret. Die Feinigkeit nimmt man an der Durchsichtigkeit ab, welche man aus den dünnesten Stellen mit den blossen Augen erkennen kan. Von der weissen Farbe muß man nicht aus dem äusserlichen Firniß urtheilen: sondern auch die Erde selbst examiniren: und solche ist je älter je weisser, welches man an den Stellen siehet, wo der Firniß etwa abgenützet ist. Endlich rechnet man es für einen grossen Fehler, wenn aussen am Porcellan Wartzen oder Knortzen sind: denn er muß durchgehends gantz glatt und eben seyn. Das Mahlwerck ist roht oder blau. Ihre rohte Farbe, wie man bemercket hat, ist selten recht lebhafft auf dergleichen Geschirre, ob sie gleich sehr schöne rohte Farbe in China haben. Das blaue aber ist ungemein schön. Wenn aber die Arbeiter sich nicht wohl in acht nehmen, kan das weisse leicht von einem blaulichten Wasser verdorben werden, welches von der blauen Farbe unterm Auftragen herab rinnet. Ihre Bluhmen mahlen sie überaus accurat: Die Figuren von Menschen aber sind sehr übel gestaltet. Die Ursache soll diese seyn, daß in China die regulaire Gemählde nicht so wohl abgehen, als die monstreusen, dergleichen sie uns heraussenden.

Der feine Firniß, oder Lack, mit welchem die Chineser beydes ihre irrdene und höltzerne Waaren überstreichen, wird nicht mit Kunst verfertiget: sondern ist ein Gummi, welcher als ein Hartz aus den Bäumen trieffet. In gantzen Stücken siehet er aus, als ein kleiner gerader Klumpen von Pech, und muß beym Gebrauch mit mehr oder weniger Oel nach Erfoderung der Arbeit vermischet werden. Tische und gemeine Stühle werden nur 2 oder 3 mahl damit übergestrichen. Er ist auch so durchsichtig, daß man alle Adern im Holtz darunter erblicken kan. Läst man aber etwas machen, daß lange stehen und aufgehoben werden soll, so wird der Firniß so offt übergestrichen, daß er sich als ein Eiß daran setzet. Wenn dieser Firniß trocken ist, mahlen sie die Arbeit an mit Gold, Silber, oder andern Farben, und fahren noch wohl einmahl mit Firniß darüber her, um ihn ein feines Ansehen zu geben. Dieser Firniß conservirt das Holtz, und gibt ihm auch einen schönen Glantz.

Das Papier wird in China von der inwendigen Rinde des *Bambo* Baums gemacht, oder auch von breitem hohlen, knottigten Rohr, aus welchen sie durch vieles Schlagen Bogens von 10 oder 12 Fuß lang machen. Das Papier ist sehr dünn und glatt, und mit einem Firniß überzogen, um das Durchschlagen der Dinte zu verwehren. Es ist aber nicht so dauerhafft, als das Europäische Papier. Denn weil es von Baum-Rinden gemacht ist, kommt der Wurm leicht darinn. Aus dieser Ursache haben sie auch keine alte Manuscripta in China, und ihre Bibliotheqven bestehen blos aus Copien

von avthentiqven Originalien, weil sie nach weniger Jahre Verlauff immer ihre Bücher wieder abschreiben müssen.

Ihre Dinte wird von Ruß der Lampen, welches aus unterschiedlichen Materialien gezogen ist, verfertiget. Die beste aber wird aus Schwein-Fett, das in einer Lampen gebrannt ist, gemacht. Sie thun eine Art von Oel dazu, und parfumiren es, welches einen guten Geruch giebet. Ferner machen sie einen Teich davon, giessen es in eine Form, und machen kleine viereckte Stöckgen daraus, welche sie trocknen. Beym Schreiben tuncken sie diese Stöckgen in ein wenig Wasser. Alsdenn wird eine gläntzende schwartze Dinte daraus, welche niemals ausspritzet. Ihr Papier aber ist so fein, daß die Dinte vielfältig durchschläget.

In vorigen Zeiten wollten die Chineser keinen Umgang mit frembden Völckern pflegen: Aber itzo lassen sie alle Nationen in ihre Hafens einlauffen. (b) Sie verfahren auch selbst ihre Waaren nach Indien, Japan, den Philippinischen Insuln, Java und andern Insuln des Indianischen Meers: so viel man aber Nachricht hat, fahren sie niemahls in weit entlegene Länder. Sie haben schwerlich von einem andern Theil der Welt, als *Asia* etwas gewust, bis die Europäer den Weg hieher über das **Vorgebürge der guten Hoffnung** funden. Indessen versichert man, daß sie den Magnet und den Gebrauch des Compasses lange vor uns sollen gehabt haben. Die Ursache, warum sie niemals weite Reisen gethan haben, soll diese seyn: weil sie die übrigen Menschen, für nicht viel besser, als das unvernünfftige Vieh halten, und sich einbilden, den grösten und besten Theil des Welt-Kreises zu besitzen. Als dahero die Europäer ihnen zeigten, welch einen kleinen Punct des Erd-Bodens sie inne haben, und daß es viele Länder giebet, die ihnen in Künsten und Wissenschafften so wohl, als an Macht und Reichthum weit überlegen sind, stunden sie gantz erstaunet: konnten aber doch gegen diesen klaren Beweiß nichts einwenden. Es ist auch merckwürdig, daß sie die *Jesuiten* höflich aufnahmen, ob schon sie ihnen diese verdrießliche Nachricht zeigten, und sich von ihnen in den Mathematischen Wissenschafften unterrichten liessen, welche diesen Patribus grossen Vortheil zur Ausbreitung der Christlichen Religion sollen verschaffet und einiger Massen den Platz der Wunderwercke vertreten haben.

Wieder aber auf ihre Handlung zu kommen, so ist von den vornehmsten Manufacturen, welche das Land ausgiebet, schon geredet worden, und von den Früchten des Erdbodens wird in folgenden Capittel gehandelt werden. Hier

(b) Die Holländer haben solche Freyheit nicht, und es soll auch etlichen andern Nationen verboten seyn, auf China zu handeln, wie der D. van Goch bemercket.

Hier aber muß ich noch bemercken, daß, obgleich eine grosse Menge Gold und Silber jährlich von andern Ländern hereingebracht wird, sie dennoch nicht leyden, daß etwas herausgeführet werde, es sey denn, daß solches verstohlner Weise geschehe.

Die Fahr-Zeuge, welche sie auf den Flüssen und Canälen gebrauchen, sind schon oben beschrieben worden. Die Schiffe auf der See aber sind tieffer und geräumiger: doch sind der Mast und die Segel fast auf gleiche Weise gemacht, und das Vorder- und Hinter-Theil viereckt, wie bey den vorigen. Einige haben 2 andere 3 Masten, und die grösten führen ungefehr eine Ladung von 1000 Tonnen. Jeder Mast bestehet aus einem eintzigen Stück Holtz und wird an allen Seiten mit Thauen wohl befestiget. Die Seegel werden von Matten gemacht, welche mit gespaltenen Rohr ungefehr 2 Fuß weit an einander zusammen gehefftet sind. Sie bleiben auf den obersten Verdeck stehen, wenn sie die Seegel niederlassen wollen, an statt daß wir um die Seegel einzuziehen, an den Mast hinan klettern müssen. Sie legen auch ihre Seegel als einen Fächer zusammen, denn die an Europäischen Schiffen gebräuchliche Seegel-Stangen, wissen sie sich nicht zu bedienen.

Auf ihren Schiffen führen sie allezeit etliche entsetzliche Bilder ihrer Götzen mit sich; vor welchen auch Altäre aufgerichtet und beständig brennende Lampen unterhalten werden. Der Raum unten im Schiff wird in viele kleine Räumgen getheilet, welche so dicht seyn, daß wenn das Schiff leck wird, nur allein die Waaren, welche in den beschädigten Räumgen stehen, vom Wasser verdorben werden: weiter aber kan es nicht eindringen.

Weil dieses nun eine so grosse Bequemlichkeit bey ihren Schiffen ist, so habe ich vielmahl gefragt, warum unsere Kauffleute den Chinesern dieses nicht nachmachen und eben so bauen? worauf mir aber geantwortet wurde, daß solche Räumgen einen grossen Platz wegnehmen, und das der Vortheil, den sie hierbey zu gewarten hätten, die grossen Unkosten nicht stopfen könne, die sie darauf wenden müsten. Zumal da die unsrigen nur in Compagnien nach Indien handeln, und keine a parte Räume im Schiff gebrauchen, um eines jeden Gut besonders zu legen: Dahingegen die Chineser jeder vor sich handeln, und jeder Kauffmann, oder Factor für seine eigene Waaren sorgen muß, welches wohl die Haupt-Ursache seyn mag, warum sie ihre Schiffe in so viele besondere Räumgens abkleiden.

Das fünffte Capittel.

Handelt von der Natur des Erdbodens, ihrem Ackerbau, Gärtens, Pflantzen, Thieren und Mineralien.

China, gleich wie andere Länder von einem grossen Bezirck, bestehet aus Bergen und Thälern: jene aber so wohl, als diese werden so platt und eben gemacht, als nur immer möglich, und wie die Gärten in kleine Länder eingetheilet. Die Hügels und Berge graben sie in Terrassen, oder kleine mit Menschen-Händen gemachte Flächen von oben bis unten ab: so daß das Wasser, welches sie in Canälen von einem Feld zum andern leiten, überall in gleicher Menge hinfliessen kan. Diese Tarassen werden von unten bis oben hinan immer kleiner und kleiner: und auf solche Weise machen sie durch Kunst und Arbeit die Erde auf den Bergen eben so fruchtbar, als die Thäler. Das Frucht-tragende Erdreich ist durchgehends leicht und locker, und in den meisten Provintzen so dick, daß man ziemlich tieff graben muß, ehe man an eine steinigte, oder unfruchtbare Erde kömmt. (a) Doch sind bey dem allen die Berge in Xensi, Honan, Quamtum und Fokien nicht so bequem zum Acker-Bau, als anderwerts: sie sind aber mit vielem Holtz zu allerhand Zimmer, beydes zum Haus- und Schiff-Bau wohl bewachsen.

In den gegen Westen und Norden gelegenen Provintzen Peking, Xansi, Xensi und Suchuen säen sie Weitzen, Gärsten und Erbsen: in Huguam, Nanking und Chekiang aber als niedrigen Wasser-reichen Ländern, wächst viel Reis. Das Erdreich ist in China so leicht und locker, daß sie mit einem eintzigen Ochsen, oder auch mit einer jungen Kuhe pflügen können. (b) Wenn das Land gepflüget ist, reinigen sie es von allem Unkraut. Soll Reis darinn gesäet werden, so setzen sie es unter Wasser, und lassen solches so lange darauf stehen, bis die Erde recht durchweichet, und wie ein Brey oder Mus wird. Den Reis säen sie in kleinen Betten oder Ländern, woselbst er so dick aufschiesset, daß er nimmer fortkommen könnte, wenn sie ihn so stehen liessen. Darum

(a) Von der Fruchtbarkeit des Erdbodens in China kan unter andern dieses zum Beweiß dienen, was *P. Le Comte* berichtet, daß man an vielen Oertern zweymahl im Jahr Korn einerndten, und noch zwischen beyden Erndten auf demselben Lande Garten-Früchte ziehen kan.

(b) Neuhoff erzehlet, daß er selbst gesehen habe, wie ein Chinesischer Bauer nebst einer Frauen und einem Esel den Pflug gezogen, welchen ein ander Bauer regierte.

um verpflantzen sie ihn, wenn er 6 oder 8 Daum-breit hoch aufgeschossen ist, in andere Aecker, und setzen ihn in einer geraden Linie, so wie unsere Gärtner die Bohnen säen, und lassen zwischen jeder Pflantze einen kleinen Raum. Diese Felder halten sie immer unter Wasser, in welchem der Reis wachsen muß, bis er fast zur Reiffe gekommen. Aber denn lassen sie das Wasser ablauffen, und erndten, und dreschen den Reis gemeiniglich auf dem Felde wo er gewachsen, und diese Erndte haben sie in den meisten Provintzen zwier im Jahr. Der Reis siehet unter allem Europäischen Korn am meisten den Gärsten ähnlich, und wächst gemeiniglich 4 Fuß, unterweilen auch wohl 3 Ellen hoch. (c)

Zu Weitzen und Gärsten bereiten sie den Grund mit Ausjätung alles Grases und Wurtzeln, welche sie hernach mit Stroh verbrennen. Hernacher lassen sie etwas Erde durch ein Sieb lauffen, vermischen den Saamen damit, und säen es in kleinen, in gerader Linie gezogenen Furchen, nicht aber so durch die Banck über das gantze Land hin, wie unsere Bauren thun. Zum Reis-

(c) Wenn sie die Reis-Felder abtrocknen wollen, gebrauchen sie eine eigene Art von Wind-Mühlen dazu, mit welchen das Wasser hinaus gemahlen wird. Solche können sie hoch und niedrig nach Gelegenheit des Orts stellen. Wollen sie aber das Land unter Wasser setzen, so wird solches aus den grossen Canälen darauf geleitet. Sonst hat nach neulicher Zeiten ein Englischer Voyageur, Nahmens *Hamilton*, in der Gegend von Canton eine besondere Invention beobachtet, deren sie sich bedienen, die Reis-Felder, wenn sie unter Wasser stehen, zu jäten. Er sahe nemlich in den Graben zwischen den Reis-Feldern, welche der Zeit gantz mit Wasser überschwemmet waren ein Hauffen platte Fahr-Zeuge, in welchen einige Hüner-Häuser voller Neste über einander aufgerichtet waren, um Enten darinn zu halten, welche theils vor Geld verkaufft, theils gegen Bezahlung an die Eigner ausgethan wurden, die Reis Felder von Unkraut zu reinigen und zu jäten. In den obersten Hüner-Häusern brüten sie gemeiniglich, in den untersten aber sitzen sie des Nachts. Unter diesen Vögeln sind etliche gleichsam Hüter des gantzen Volcks, welche die übrigen ausführen, bewachen, und wieder über ein Bret, das an der Thüre ihres Vogel-Bauers angeleget wird, hineintreiben, wie auch die frembden Endten abhalten, daß sie nicht mit den übrigen Hauffen hineinschleichen. Diese Vögel sind also abgerichtet, daß sie ihren Meister, welcher in einem Boot mitten auf den Reis Feldern lieget, auf ein Zeichen, so er ihnen mit einer kleinen Flöte giebet, so gleich folgen, und sich über die Reis-Felder zerstreuen, woselbst sie alle Frösche, kleine Fische, Ungezjefer und Unkraut vertilgen, welches den Reis in seinem Wachsthum hinderlich seyn möchte. Wenn der Meister gegen Mittag abermals seine Flöte erschallen läst, kehren sie alle wieder nach ihrem Fahrzeug; Einige führen den Tropp, andere schwimmen bey der Seite her, und verhüten, daß niemand aus der Reihe austrete, wieder andere beschliessen hinten die Arriere-Garde. Und also kommen sie in schönster Ordnung wieder nach Hause. Will aber jemand frembdes mit einschleichen, so wird solcher so gleich von den Hütern weggejaget. Ja wenn unterweilen zweyer Meister ihre Endten unter einander in Confusion gerathen, und die jungen der unrechten Flöte folgen, werden sie doch von den alten Hütern abgewiesen.

Lande gebrauchen sie keine Dünge, indem das Wasser alleine diesem Korn genugsamen Wachsthum giebet: bey andrem Korn gebrauchen sie allerhand Dünge, und unter andern Menschen-Excrementa. Sie wenden auch solchen Fleiß auf ihrem Acker-Bau, und nehmen den Grund so genau mit, daß man keine Zäune, Graben oder Bäume jemahls auf ihrem bepflügten Feldern siehet.

Die meisten in Europa bekannten Früchte wachsen auch hier zu Lande, als Aepfel, Birne, Pfersichen, Apricosen, Feigen, Wein-Trauben, (d) welsche Nüsse, und Castanien: wie auch Granat-Aepffel, Melonen, Pommerantzen und Oliven, aus den letzten aber verfertigen sie kein Oel. Nicht minder giebts hier auch vielerley Früchte, so in Europa gar nicht anzutreffen sind, insbesondere die Frucht Letchi oder Lichi, welche einer Nuß an Grösse gleichet, ein weiches wässerichtes Fleisch, einen angenehmen Geschmack und einen langen Kern hat. Solche Frucht wird, wenn sie selbige dürren, gantz schwartz und runtzelicht, wie eine gedürrete Pflaume; sie essen selbige beym Thée, welchem sie einen weit angenehmern Geschmack, als der Zucker giebet. Sie machen auch viel Wesens von einer andern Frucht Louyen oder Drachen-Ey genannt. Solche ist accurat rund, gelblicht von Farbe, wenn sie ihre Reiffe hat, und sehr safftreich; Kühlet auch ungemein, doch ohne dabey der Gesundheit zu schaden. Ferner haben sie Ananas oder Indianische Fichten-Nüsse, Goyaves und Cocos, welche von Indien hieher ins Land gebracht seyn. Die Portugiesen aber haben zuerst die Art von Pommerantzen, welche man Aepfel-Sina nennet, von hier nach Europa gebracht, von welchen sie itzund in Portugal selbst die Hülle und Fülle haben. Es sind aber hier im Lande noch etliche andere Sorten mehr, ausser denjenigen, welche die Portugiesen transportirt haben. Diejenigen so am meisten æstimirt werden, sind nicht grösser als eine gute grosse welsche Nuß. Limonien, Citronen und Linden, sind auch hier im Lande sehr gemein. (e)

Unter allen Bäumen aber ist der Unschlitt-Baum der aller merckwürdigste. Solcher wächst so hoch, als ein Kirschen Baum, hat Blätter als ein

(d) Und vor andern Muscateller-Trauben.

(e) Eine besondere Frucht, die auch nirgends als in China wächst, ist ebenfalls die bey ihnen so genannte Seze. Es wachsen davon in allen Provintzen allerhand Sorten: doch sind die Süden im Reiche die süssten. In Xensi und Xansi fallen sie am grösten, und können auch am längsten dauren. In den Südlichen Gegenden ist diese Frucht zart, glatt, durchsichtig und je reiffer je rohter. Einige sind rund als ein Ey, der Kern ist schwartz und platt. Das Fleisch siehet aus als Gelée und ist sehr safftreich. Wenn man sie dürret setzet sich ein süsses Mehl daran gleich als an den Feigen.

ein Hertz formirt, und hoch roht von Farbe. Die Frucht stecket in einer Schale, die in drey Räumgen inwendig abgetheilet ist; solche öffnet sich, wenn die Frucht reiffet, und alsdenn brechen 3 weisse Kerner in Grösse einer kleinen Nuß daheraus. Setzet man also diese Bäume in einer geraden Linie in einem Fünff-Eck, so verursacht die artige Vermischung von Weiß und Roht, daß sie in der Ferne nicht anders anzusehen sind, als ein Kraut-Stücke mit Bluhmen-Töpffen. Was aber an diesen Baum an meisten æstimiret wird, das ist sein Kern, weil solcher alle Eigenschafften des Unschlitts, dem Geruch, der Farbe, und dem gantzen Wesen nach hat. Sie verfertigen auch ihre Lichter davon, weil aber das Tocht nicht von Leinwand, sondern von kleinen höltzernen Pflöckgen gemacht wird, brennen sie nicht so hell, als unsre Lichter und geben einen gar unangenehmen und schädlichen Geruch von sich.

Dieses Land ist weit mehr als einiges anders fruchtbar und ergiebig an Kräutern, Wurtzeln, Erbsen, Bohnen, und allerhand andere Sorten von Garten- und Hülsen-Früchten, wovon die Armuht meistentheils lebet. Sie bauen auch ihre Küchen-Gärten mit mehrern Fleiß, als die Europäer. Wir thun es ihnen aber mit den artigen Alléen und Bluhmen-Stücken weit zuvor: denn auf diese Dinge geben sie gar nichts, weil sie nichts einbringen.

Sie haben auch einen diesem Lande ins besondere eigenem Baum, der unserm Wallnuß-Baum gleichet, und eine Frucht in Grösse einer Erbsen träget, welche dem Pfeffer sehr nahe kömmt, und auch von den Einwohnern an desselben statt gebraucht wird. Man trifft auch nirgends Fontainen an, es möchte denn in dem Kaiserlichen Pallast seyn.

Der Thee, oder wie sie ihn nennen *Teha*, ist ein Gewächs, so nur in diesem Lande allein anzutreffen. Er wächst gemeiniglich am Fuß eines Berges, und am liebsten auf einen steinigten Boden. Die Wurtzel ist der Wurtzel eines Pfersichen Baums, und die Blühte den weissen wilden Rosen sehr ähnlich. Der Baum ist mit all niemals kleiner als 2 Fuß, und niemals höher als 100 Fuß, einige sollen auch nach Bericht des Chinesischen Kräuter-Buchs, so dick seyn, daß 2 Mann sie nicht umspannen können. Ob gleich aber es etliche sehr hohe und dicke Bäume giebet, welche, gleichwie die Dornen-Büsche unterweilen zu einer erstaunliche Höhe aufschiessen: so rechnet man dem Thée-Baum doch nur unter die Büsche und Stauden-Gewächse, weil er gemeiniglich ungefehr so hoch, als ein Rosen-Busch wächset. Sie pflantzen den Thée auf kleinen Hügeln, jede Pflantze 3 Fuß weit von einander: und er wächst gar nicht wild, als etliche vorgegeben haben. *Le Comte* berichtet, daß er diese Pflantze in der Provintz Fokien an der Seite eines kleinen Hügels gesehen habe, woselbst es nicht über 4 oder 5 Fuß hoch gestanden. Unterschiedli-

che Stängel eines Daum-breits stunden immer zusammen, und waren oben in viele kleine Zweige zerspalten, welches einen Busch, wie unsere Myrten formirte. Der Stamm schien dürr zu seyn, trug aber gantz grüne Zweige und Blätter. Die Blätter waren schmall, zackigt, und spitz, und einen Daum-breit, oder anderthalb lang; die alten Blätter befand er weis, sehr spröde, und bitter von Geschmack zu seyn. Die Jungen aber waren weich, glatt, roht, und durchsichtig, und schmeckten sehr süß. Der Medicus des Englischen Comtoirs zu Chusan Monf. *Cumingham*, erzehlet uns, daß die 3 Sorten von Thée, welche man nach Europa gemeiniglich herausschleppet, alle von einer Pflantze genommen werden, und das bloß die Jahrs-Zeit, zu welcher es gesammlet wird, und die Manier es zu trocknen, den Unterscheid machet. Thée *Bou* oder *Voüi* von etlichen Bergen in der Provintz Fokien, woselbst der Thée wächst, also genannt, ist das erste grün, so sich an diesem Baum sehen läst, und wird im Anfang des Martii gesammlet, und im Schatten getrucknet: Thée *Bing*, oder Kaiser-Thee ist das andere Gewächs im April Monaht; und *Singlo*, oder gemeiner grüner Thée, das dritte im May und Junio, welche beyde in kleine Pfannen über dem Feuer gedörret werden. Der Thée-Strauch ist immer grün und blühet vom October bis an den Januarium. Der Saamen wird in folgenden September und October reiff: Gegen einen frischen und wohlgefüllten Saamen-Knospen aber, sind ihrer 100 taub. Die Saamen-Behältnisse sind in 3 Capsuln eingetheilet, in jeder Capsul sitzet eine Nuß: und obwohl Merckmahle von mehrern da sind, die sich angesetzet haben, kommt doch nur eine zur Vollenkommenheit und Reiffe. (f)

Das Pfropffen ist ihnen auch nicht unbekandt, sie verfahren aber anders damit, als die Europäer. Denn an statt, daß sie den Stamm spalten sollten, wie wir thun, machen sie eine Ritze an der äussersten Seite des Stamms, und stecken das Pfropff-Reißlein, welches nach der Ritze zugeschnitten ist, da hinein. Hernachmals binden sie es fest zu, und bedecken es mit Stroh und Koht, gleich wie wir thun.

China bringet eine grosse Menge Ingber hervor, welcher an der See-Küste an vielen Oertern wild wächst. Dieser aber ist nicht nahe so gut, als der, so durch menschlichen Fleiß gebauet wird. Man hat zweyerley Arten von dieser

(f) Der Thée, welcher Norden in China gesammlet wird, soll weit besser seyn, als derjenige, welcher Süden im Reiche fällt. Daher kriegen auch die Russen gemeiniglich bessern Thée über Siberien, als die Engländer aus Canton. Weil die Russen aber ihre Packen nicht allzuwohl in acht nehmen, zieht ihr Thée offt einem frembden Geschmack an sich.

ser Wurtzel, männliche und weibliche. Die weibliche Art hat kleinere Blätter und die Wurtzel ist nicht so groß, als bey der andern. Die Blätter sehen aus wie Blätter von Schilff, und können nicht leicht von denselben unterschieden werden. Die Wurtzel wird mitten im Sommer aufgegraben, wenn die Blätter abzufallen beginnen. Wenn es frisch und feucht ist, ist es nicht nahe so hitzig, als wenn es erstlich trocken wird. Kan man es grün erhalten, so ist es in der That ein angenehm Essen, und wird in diesen Ländern vielfältig genossen. Man hält es für gesund gegen allerhand Beschwerden, insonderheit gegen die Colic und Dysenterie.

Zucker-Rohr wächst in diesem Lande in grosser Menge, und wird absonderlich häuffig in sümpffigten Gegenden gefunden. Die Blätter sind den Blättern von ordinairen Rohr sehr ähnlich, der Stock ist 2 oder 3 Finger dick, und voller Knoten; das Rohr wächset 6 oder 7 Fuß hoch. Wir werden aber von diesen Röhren ein mehrers bey den Ländern anführen, wo der Zucker vornehmlich wächst, und gebauet wird.

Es giebt noch eine Art von Rohr oder Rotting, welche in China auf den Bergen wächset, und *Rattang* oder Japonisch Rohr genannt wird. Wenn es trocken ist, soll es Feuer geben, wenn ein Stück hart gegen das andere gestossen wird: Auch sagt man, daß es an etlichen Orten an statt der Feuer-Steine gebraucht werde. Diese Rattangs sind sehr zähe, dahero sie selbige zusammen flechten, und Stricke daraus machen. Die *Javaneser* und *Japoneser* machen Ancker-Thauen davon, welche so bald nicht im Wasser verfaulen, als die von Hanf thun. (g)

Sie haben noch eine andere Art von knottigtem Rohr *Bambou* genannt, dessen Stamm offt so dick wächst, daß manche es unter die Bäume zehlen. In morastigen Gegenden treibt es am besten, und ist ordentlicher Weise sehr gerade und hoch: sie beugen es aber mitten in seinem Wachsthum, um Stangen an ihren Port-Chaisen daraus zu machen. Von dem Bambou verfertigen sie auch offt Canoes oder Böte, welche, weil das Rohr leicht ist, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit dahin gerissen werden. Sie brauchen das Bambous-Holtz auch an statt des Zimmers in ihren Häusern und Gebäuden. (h)

(g) Die Rattangs haben eine runde, braune und harte aber doch eßbare Frucht von einem recht guten säuerlich n Geschmack, welche aus jeden Knoten des Rohrs auf kleinen Stengeln in dicken Büschen hervor wächset.

(h) Wenn der Bambou jung ist kan man das Marck essen, solches ist auch das vornehmste Ingrediens in den delicaten Lecker-Bißlein Actjaers genannt.

Es gibt auch in China grosse Wälder von Maulbeer-Bäumen, insbesondere in der Provintz *Chekiang*, mit deren Blättern sie ihre Seiden-Würmer speisen. Einige von diesen Wäldern werden jährlich gekappet, weil die Seide von denjenigen Würmern, welche mit den Blättern, so von den jungen Sprossen ausschiessen, gefüttert werden, die beste ist. In der Provintz Quangsi wächst auch etwas Zimmet, weil aber dieses Gewürtze in Ceylon am besten geräth, will ich bey dieser Insul ausführlich davon reden. Es wachsen, auch wie *Neuhoff* berichtet, Nelcken, Muscaten und Muscaten-Bluhmen, aber wie er selbst gestehet, in so geringer Quantität, daß sie so wohl, als die Europäer diese Sorten von Gewürtz aus den Moluccischen Insuln hohlen müssen. Und deswegen will ich die Beschreibung derselben verspahren, bis ich von diesen Insuln reden werde. Die Apothecker-Species, welche man China-Wurtzel und Rhabarbar nennet, (i) sind auch Gewächse dieses Landes. Die *Cocos*-Bäume sind hier ebenfalls sehr gemein. Dieser ist der nützlichste Baum, den man auf den gantzen Erd-Boden findet, sintemahl man ihn zum Essen, Trincken, Bauen und zur Kleidung brauchen kan; wovon ich ausführlicher reden werde, wenn ich Indien beschreibe, als woselbst er am häuffigsten wächst. (k)

Die Chineser scheinen auf keine Pflantze mehr zu halten, als auf die, welche sie *Ginseng* nennen. Diese soll, wo man ihnen Glauben zustellen kan, alle Kräffte aller andern Simplicium an sich haben, und ist ein Ingrediens in allen ihren Recepten für vornehme Herren; denn vor den gemeinen Mann ist es gar

(i) Die rechte Radix Chinæ, Lampatum oder Folin in China genannt, wächst, dem Bericht der Reisenden nach, allein in der Provintz Suchuen, bey Liping, in den alten Fichten-Wäldern. Das Kraut kriechet an der Erden, der Stengel ist Gold-gelb, die Blätter den Blättern von Wegebreit sehr ähnlich, die Wurtzel dick und knorrigt. Die schwartzen Wurtzeln sollen die besten seyn, die weissen æstimirt man auch mehr als die rohten. Die unechte Radix Chinæ wächst überall, und diese wird allein zu uns herausgebracht. Die rechte Rhabarber wird in China in den Provintzen Suchuen und Xensi mit grosser Mühe gebauet. Einige sagen, daß sie auch in der Mongalischen Tartarey bey Selingskoy herum wachsen soll, und von dannen wird sie durch unterschiedliche Wege nach Europa geführet. Doch die letztere Art ist nicht eigentlich Rhabarber, sondern Rhaponticum. In China graben sie diese Wurtzeln im Frühling aus, und hängen sie an der Sonnen auf zu trocknen. Wie das Kraut von dieser Wurtzel eigentlich beschaffen sey, davon sind unterschiedliche, doch ungewisse Nachrichten vorhanden.

(k) In China wächst die kleine Galanga auch von selbst. Die Chineser nennen sie Lavandou. Sie ist übrigens weit angenehmer, und hat einen lieblichern Geruch, als die grosse Galanga.

gar zu theur. Die Blätter und die Wurtzel werden an statt Thée gebraucht. Krancken geben sie ein fünfftel von einer Untze. Die es aber zur Præservation gebrauchen, nehmen nur den zehnten Theil einer Untze. Die Wurtzel wird in Würffeln zerschnitten, und in ein halb Quartier Wasser gethan, und so lange gekocht, bis es auf eine Coffe-Tasse voll weggesotten ist, und hernachmals mit ein wenig Zucker getruncken. Man kan es einmal wieder auffsieden lassen, und eine Tasse Morgens und Abends getruncken ist genug. Wollte man in solcher Qvantität trincken, wie wir beym Thée thun, so würde es böse Würckungen nach sich ziehen. Sie sammlen es in der Provintz Leaotung und den benachbarten Gebürgen der Tartarey, woselbst es in den dicksten Wäldern am Rande der Ströhme oder um die Klippen herum bey den Wurtzeln der Bäume mitten unter andern Kräutern häuffig wächset. Es wird *Ginseng*, das heist **Manns-Pflantzen** genannt, weil die Wurtzel sich in zwey Aeste gleich den Lenden eines Mannes, theilet. (l) Die Wurtzel ist ungefehr so dick als ein kleiner Finger und eben so lang: Die Blätter sind schmal und spitzig: Die Blüthe Violet-braun, und der Stengel rauch und haarigt. Die Chineser geben diesem Kraut ungemein viele köstliche Nahmen: als das *spirituelle* Kraut, der reinste *Spiritus* der Erden, die Pflantze der Unsterblichkeit und was des Dinges mehr ist.

Die Chineser machen ferner groß Wesen von einer Bluhme Nahmens *Mutang* oder König der Bluhmen, welche ihre Blätter weiter als unsere gemeine Rosen ausbreitet, aber nicht nahe so angenehm riechet. Die Farbe ist blaß-pur-

(l) Andere wollen hieran zweifeln, dieweil die Wurtzel meist einfach gefunden wird. Sonst ist Ginseng eine von den Plantis bacciferis, und wächst ungefehr 18 Daumen breit hoch. Der Stamm hat keine Blätter. Aus der Spitze aber schlagen 3 bis 7 Blätter in Form einer Krone aus, und scheiden sich wie die Angelica abermals in fünfe. Mitten unter allen diesen Blättern recht auf den Stamm schiest ein Stengel oben heraus, auf welchen sich ein Busch von rohten Beeren setzet, deren unterweilen 24 an der Zahl seyn. Die Stilgen auf welchen sie stehen, spriessen alle aus einen Punct, dahero auch das gantze Büschlein von Beeren einen Sonnen-Schirm nicht unähnlich ist. Die Blüthe hat viele Blätter und liegt in einem Kelch. Man hat auch bemercket, daß dieses Gewächs zu denjenigen gehört, die man Hermaphroditen nennet. Sonst ist es eine Art von Araliastro. Die Tartarn, welche die Pflantze sammlen, heben nichts mehr auf davon, als die Wurtzel, und werffen alle die sie in 14 Tagen finden können, in einer Grube unter der Erden. Nach Verlauff dieser Frist langen sie ihre Wurtzeln wieder heraus, reinigen und waschen sie. Um ihnen aber eine bessere Farbe zu geben werden sie ferner in warm Wasser getuncket, und hernachmahls auf kleinen Höltzergen über frisches Strohm-Wasser ausgebreitet und wohl zugedecket, so daß der von dem Wasser auffsteigende Brodens sie wohl durchdringen kan. Endlich trocknen sie die Wurtzeln an der Sonnen und verwahren sie an einem trocknen Ort.

Purpur mit weissen Streiffen, etliche sind roht und gelb. Sie wächst auf einer den Bircken nicht unähnlicher Staude, und wird in allen ihren Gräntzen gepflantzet: Doch haben sie kein Ding auf der Welt in so geringer Quantität, als hübsche Bluhmen. Noch soll dem Bericht der Reisenden nach in China ein ander Kraut wachsen, das tausend-jährige Kraut genannt, von welchen sie uns weis machen wollen, daß es niemals welck werde, oder ausgehe.

Unterschiedliche von den Chinesischen Kaisern haben es ihrer Landes-Väterlichen Vorsorge würdig geachtet, ihrer Unterthanen Haushaltung, und Acker-Bau zu befördern, und sie gar darin zu unterrichten; ins besondere der Kaiser *Veu*, welcher selbst mit eigener Hand gepflüget hat. Seine Gemahlin pflantzte auch Maulbeer-Bäume, und zog Seiden-Würmer in dem Kaiserlichen Pallast auf, um den Unterthanen ein gut Exempel zu geben. Alle Kleider die diese Kaiserin trug, waren von ihrer eigenen Arbeit. Es ward auch zu den Zeiten ein Fest angestellet, welches noch jährlich um das Æquinoctium im Frühling gefeyret wird, an welchen die Gouverneurs in den Provintzen und Städten die Bauren zusammen fodern, und eine Procesſion mit ihnen halten, in welcher der Gouverneur voran gehet, und Kräntze, Music, Fahnen und allerhand Instrumenten die zum Acker-Bau und Hauß-Wesen gehören vor sich her tragen läst. Der Kaiser *Hiacu* hat, wie ihre Historien vermelden, sich in seinem Alter auf die Haushaltung gelegt, und 3 Jahre vor seinem Todt seinen Unterthanen zum Beyspiel den Acker zu pflügen, und zu besäen, angefangen. Er sandte auch im Haus-Wesen wohl erfahrne Leute in eine jede Provintz seines Reiches, welche das Volck unterrichten musten, wie sie das Land zu ihrer besten Avantage nützen könnten. Die Erfindung des Pflugs und unterschiedlicher anderer Stücke von Geräthschafft der Ackers-Leute schreiben sie etlichen von ihren grösten Kaisern zu. Von selbigen prætendiren sie auch gelernet zu haben, wie sie Weitzen, Reis, Gärsten und ander Korn bauen sollen. Es sind einige Bücher vom Acker-Bau, wie auch von der unterschiedlichen Natur und Beschaffenheit des Erdreiches, und auf welche besondere Manier ein jedes muß tractiret werden, von ihren ansehnlichsten Printzen geschrieben worden, welche bis auf diesen Tag dem Ackers-Mann zur Nachricht dienen.

Man findet in China etliche wilde Elephanten, aber nicht gar zu viele. Der Kaiser hat einen Stall in welchem 15 oder 20 Stück gehalten werden, welche ausländische Potentaten ihm verehret haben. Ihre Pferde sind nur klein. Die stärckesten und zum Gebrauch dienlichsten kommen aus der Tartarey. Sie haben auch Maul-Esel und Cameele, Ochsen, Kühe und Büffels: ebenfalls Wölffe, Bären und Tieger, auch andere wilde Thiere, welche sich in den bergichten

ten Gegenden des Landes aufhalten. Ihre Schaafe kommen den Türckischen sehr nahe und haben grosse Schwäntze, die etliche Pfund wägen. Hirsche und Haasen haben sie in grosser Menge. Ihre Schweine sind schwartz, und haben einen tieffen Bauch, der fast bis an die Erde herab hänget: und obgleich das Land sehr heis ist hält man doch ihr Fleisch für ein sehr gut Essen; denn aus dem Grunde macht man in den Orientalischen Ländern gegen den Gebrauch des Schweine-Fleisches keine Einwendung. Gänse, Hüner und Endten, und alles Feder-Vieh ist hier sehr wohlfeil. Ihre Eyer werden an den meisten Oertern in Ofens oder Mist-Hügeln ausgebrütet. In den Westlichen Provintzen von China hält sich eine Art Hirsche oder Rehe auf, welche Muscus werffen, so wie der *Atlas Sinicus* berichtet. (m) Dieses Thier, welches die Chineser *Fe* nennen, hat ein Geschwühr oder Gewächs am Bauch, so einem Beutel gleichet, und aus einem dünnen mit Haar bewachsenen Fell bestehet, in welchem der Muscus lieget. Das Fleisch von diesem Thier essen die Chineser eben so appetitlich, als aller andern Thiere Fleisch.

Die Heuschrecken sind in China eine erschreckliche Plage, und verzehren zum öfftern die Feld-Früchte in verschiedenen Provintzen zugleich. Es giebt auch unterschiedliche Arten von Schlangen daselbst, insbesondere die *Cobra-Capella*, oder die rauch-köpffigte Schlange, welche bey Indien umständlicher beschrieben werden soll.

An Fischen haben sie in ihren Flüssen und Canälen den grösten Uberfluß. Ausser den Netzen und andern in Europa zum Fisch-Fang gebräuchlichen Geräthschafft, brauchen sie grosse den Reihern nicht ungleiche Vögel dazu. Solche ziehen die Fischer selbst auf und die Vögel sind ihnen eben so gehorsam, als die Jagd-Hunde oder Falcken bey uns den Jägern. Sie führen sie auf Stangen sitzend an der Seite ihrer Böte mit sich, und auf ein gegebenes Zeichen steiget ein jeder Vogel auf, und siehet sich nach dem Raub um. Sie vertheilen sich alsdenn selbst uber den gantzen Strohm oder See, so breit, als er ist. Wenn sie einem Fisch erhaschet haben, bringen sie ihn ihrem Herrn, und wann der Fisch einem Vogel zu schwer und zu groß ist, helffen ihm die andern tragen. So bald ist dieser nicht an Bord gebracht, so fliegen sie wieder aus, und suchen mehrere. Sie haben aber einen Strick um den Hals, welcher sie verhindert die Fische zu verschlingen, bis daß der Fischer vermeinet gnug zu haben: als denn macht er sie loß, und läst sie für sich selbst fischen. In ihren Gewässern sind alle Arten von Fischen, die man in Europa antrifft, und noch viele

 mehr,

(m) Dieses Thier soll auch im Lande der Calmukken, vornehmlich an den Ströhmen Jemsea und Selinga sehr häuffig anzutreffen seyn.

mehr, insbesondere einer, der Gold- und Silber-Fisch genannt, der ungemein schön ist, und von ihnen in ihren Gärtens, in einem Gefässe, als ein grosser Bassin gestaltet, aufbehalten wird. Solcher ist ohngefehr einen Finger lang und dick. Das Männlein ist vom Kopff bis mitten auf dem Leibe hoch-roht, der Rest nebst dem Schwantze, hat eine solche scheinende und helle Gold-Farbe, daß keine würckliche Vergüldung dem ächten Golde näher kommen kan. Das Weiblein ist gantz Silber-weiß: ihr Schwantz ist nicht platt, sondern dick zusammen gezogen als ein Bouqvet, wodurch ihre Schönheit sehr vermehret wird. Diese Fische sind ungemein hart, und eine jede Veränderung des Wassers afficiret sie sehr empfindlich. Dahero braucht man allerhand Inventionen und Machinen sie für die Hitze zu verbergen, und giebt ihnen öffters frisch Wasser. Ja wenn sie aus einem Bassin in einen andern gesetzt werden, nimmt man sich wohl in acht, daß man sie nicht hart anrühre. Denn der geringste Druck, wie man sagt, oder auch der Knall eines Canonen-Schusses, ein starcker Donner-Schlag, oder ein empfindlicher Geruch als von Pech oder Theer, kan sie tödten.

Endlich haben die Chineser auch Gold- und Silber-Bergwercke, es ist aber verboten die Gold-Mienen zu öffnen. Das Gold, welches sie in so grossem Uberflusse besitzen, soll der Sage nach keiner Läuterung bedürffen, und wird in der Regen-Zeit von den Bächen aus den Gebürgen herabgespühlet. Sie haben auch Bergwercke von Zinn, Eisen, Kupfer und Bley: es stehet aber kaum zu glauben, daß letzteres gar zu überflüßig sey, weil es in China so gut als baar Geld ist.

Das sechste Capittel.

Handelt von ihrer Gelehrsamkeit, Künsten und Wissenschafften, Ehren-Stellen, Sprache, Buchstaben, Historien und Zeit-Rechnung.

Alle Welt giebt den Chinesern das Zeugniß, daß die Nation vielen Verstand besitze. Daß sie in den speculativischen Wissenschafften vor den Europäern den kürtzern ziehen müssen, kommt gar nicht daher, weil es ihnen an der gehörigen Fähigkeit des Verstandes fehlet: sondern solches rühret gantz allein von der Lage ihres Landes her, indem sie von der übrigen gelehrten Welt gar zu weit entfernet sind, und immer mit solchen Völckern umgehen, die ihnen bey weiten nicht das Wasser reichen können. Man muß sich vielmehr

darüber

darüber verwundern, daß sie es so weit in den Künsten und Wissenschafften gebracht haben, als darüber daß sie nicht weiter gekommen seyn: in Betrachtung, daß sie des Vortheils der Reisen in frembde Länder, und aller Hülffe von ausländischen Gelehrten haben entbehren müssen.

Es kan einem eintzelnen Menschen und auch einer gantzen Nation kein grösser Unglück wiederfahren, als wenn man sich nur an einerley Art von Ideen gewohnet hat, und niemals einigen Gegensatz oder Einrede dawider höret. Das ist wohl die Haupt-Ursache, warum der Adel und die Personen vom höchsten Rang in etlichen Ländern selten excellente Köpfe werden, und die Leute von geringen Stande ihnen es offt zuvor thun, und durch ihre Meriten zu den höchsten Ehren-Stellen gelangen. Es kan weder das Geblüht noch ein hoher Stand, noch ein grosser Titul den Mangel einer guten Erziehung und einer beständigen Application auf nützliche Wissenschafften ersetzen. Derjenige ist recht unglückseelig, dem niemand seine Fehler zu Gemüthe führen darff, und der recht dazu gebohren ist, daß ihm so gar wegen seiner Mängel und Schwachheiten muß geschmeichelt und Beyfall gegeben werden; der sich auch bedüncken lässet, daß er alle andere nur mit einer verächtlichen Mine ansehen müsse, welche doch allezeit vor ihm an Gemühts-Gaben und Meriten so viel voraus haben, als die Europäer vor den Chinesern. Wenn man aber die thörichte Einbildung betrachtet, welche dieses Volck von seiner eigenen Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit jeder Zeit geheget hat, so muß man gestehen, daß es fast als ein Wunderwerck anzusehen sey, daß sie bey dem allen so gelehrig und lenckbar seyn, und sich noch so weit herunter gelassen haben, daß sie von den Europäern Lehre und Unterricht annehmen. Wären die Chineser eine barbarische und abergläubische Nation, so würden die Herrn Jesuiten vermuthlich mit dem Leben haben bezahlen müssen, weil sie sich unterstunden, ihnen einen rechten Begriff vom Globo beyzubringen: eben so wie der arme Mann in sein Unglück rannte, (†) der vor nicht gar zu vielen Seculis so verwegen war, daß er unter etlichen, von unvernünfftigen Eifer brennenden, aber haupt-unwissenden Christen frey bekannte, daß er gläube, es gebe Antipodes.

(†) Der Herr Auctor meinet sonder Zweifel den berühmten Bischof zu Saltzburg *Virgilium*, welcher im 8 Sec. von dem heiligen *Bonifacio* bey dem Pabst *Zacharia* angegeben wurde, daß er Antipodes glaube, worauf auch ein hartes Rescript vom Pabst wieder *Virgilium* erfolgte. Also war der gute *Virgilius* dem Unglück sehr nahe; es kam aber ein Zufall darzwischen, der solches noch abwandte. Denn der Pabst *Zacharias* starb, und hernachmahls gerieth die Sache ins stecken. Virgilius war damahls nur Abt zu S. *Peter* in Saltzburg, nachmahls ward er Bischof, und starb in gutem Frieden. Er ward auch nach seinem Tode vom Papst *Gregorio* dem 9ten canonisirt.

Aus dieser Willigkeit sich belehren und weisen zu lassen, leuchtet die Aufrichtigkeit der Chineser hervor. Man wird immer unfehlbar befinden, daß ein Volck je dummer und hartnäckigter es ist, auch in desto grösserer Unwissenheit stecket: und man mag mir sagen, was man will, wie die Frömmigkeit ungemein durch diese Maxime befodert werde, wenn man nichts zu lesen erlaubet, als was von einer Parthey ist geschrieben worden, so muß doch die Gelehrsamkeit bey solchem Zwang gewaltig leiden.

Aber wieder auf die Chineser zu kommen, obwohl sie in den letztern 4000 Jahren die ansehnlichsten Præmien zur Ermunterung der Studierenden ausgetheilet haben: so hat doch wegen Mangel der Correspondence mit andern Völckern keiner unter ihnen in den Wissenschafften, die auf das Nachsinnen allein ankommen, es gar zu weit bringen können; indessen aber behaupten sie doch unter ihren noch weit unwissendern Nachbahren den Ruhm, daß sie das verständigste und gelehrteste Volck auf der Welt seyn.

In der Philosophia naturali, oder Physica verstehen sie gar wenig: von der Logic wissen sie gar nichts: ihre Geometrie ist sehr superficielle und gar nicht gründlich, und erstrecket sich nur auf etliche wenige Propositiones und Algebraische Problemata. Ihre Rechen-Kunst ist etwas besser. Doch brauchen sie keine Ziefern als die Europäer. Wenn sie rechnen, haben sie einen kleinen 1½ Fuß langen Tisch. Quer über solchen sind 10 oder 12 kleine Stöcke paralel gegen einander übergezogen: auf selbige ziehen sie unterschiedliche bewegliche Knöpfe auf. Diese schieben sie von und an einander, rechnen auch auf solche Art, eben so, wie die Europäer mit Rechen-Pfenningen. Ihre Music, welche sie prætendiren erfunden zu haben, verdienet kaum den Nahmen. Auf die Astronomie haben sie sich von selbst mit grossem Fleiß gelegt, und über 400 Observationes so wohl von Sonn- und Mond-Finsternissen, als von Cometen und Conjunctionen der Planeten gemacht. Dem ungeachtet aber waren sie in allen den Dingen gar nicht accurat, und haben viele Dinge besser eingerichtet, nachdem die Jesuiten zu ihnen gekommen, ja sie haben so gar gelitten, daß diese Patres ihren Calender verbesserten. Obgleich nun die Chineser in der Mathesi vielfältig angestossen haben, sind sie doch vollenkommene Astrologi, wie *Le Comte* berichtet. Denn um einen zum vollkommenen Meister in dieser Wissenschafft zu machen, wird fast wenig mehr erfodert, als daß einer ein wohlbeschlagener Charletan seyn, und recht nach der Kunst zu liegen wissen muß, in welchen Stücken die Chineser ungemein excelliren sollen. Es erhellet auch, daß dorten so wohl, als hier bey uns Leute seyn, die von zukünfftigen Dingen aus dem Gestirn urtheilen wollen: und die glücklichen und unglück-

lichen Tage zum Heyrahten, Reisen, Kinderentwöhnen ꝛc. ꝛc. in ihrem Calender bemercken.

In der Medicin haben sie es nicht sonderlich weit gebracht. Denn sie wissen von der Philosophia naturali, der Physic und Anatomie, auf welche Wissenschafften sich jene gründet, wenig oder nichts. Jedoch prætendiren sie sich ungemein auf den Puls zu verstehen, und berühmen sich wann sie nur den Puls gebührend betastet haben, gleich zu sagen, mit welcher Kranckheit der Patient befallen sey, wie lange solche werde anhalten, und ob sie tödlich seyn werde. Man kan zwar, wie die Jesuiten bemercken, nicht allemal auf ihr Urtheil bauen; in diesen besondern Stücken aber ist dennoch ihre Einsicht wunderbar; wiewol sie weit leichter sagen können, was es für eine Kranckheit sey, als welche Mittel man dawider gebrauchen müsse. Sie haben keine Apothecker, sondern ein jeder Medicus præpariret seine Artzeneyen selbst, welche insgemein als Pillen zubereitet werden, selten aber purgiren. Sie brauchen das Aderlassen, und die Clistire, auch nimmer. (a) Denn sie bilden sich ein, daß alle Kranckheiten fast durch die Banck von bösen schädlichen Winden herkommen, welche sie sich in Anhaltung einiger glüend heisser Nadeln, oder kleiner eiserner Knöpfe an die leidende Gliedmassen zu vertreiben bemühen: und aus der Ursache plagen sie ihre Patienten mit der Cauterization, wenn ihnen auch nur das allergeringste schadet. (b) Einige Kranckheiten insonderheit den Mordechin (welches eine hefftige Colic (c) mit starcken Erbrechen ist, und von der üblen Verdauung herrühret) curiren sie mit der Anbindung einer glüend heissen eisernen Platte an die Füsse. Hertz-stärckende aus Kräutern und Wurtzeln extrahirte Sachen aber, werden am öfftersten von ihnen verordnet. Sie haben eine Menge von Kräutern von unterschiedlicher Krafft und Wirckung. *Le Comte* scheinet der Meinung zu seyn, daß das vielfältige Thée trincken, sie gegen das Hüfft-Wehe, wie auch gegen Gicht- und Stein-Schmertzen præservire, als mit

(a) Sie gebrauchen doch das Schröpfen: und zwar nicht auf den Schultern, sondern auf dem Bauch gegen die Colic.

(b) Das *Moxa* brennen gehet bey ihnen auch im Schwange, wovon bey Japan ein mehrers wird angeführet werden.

(c) Die Schmertzen bey dieser Kranckheit sollen offt so gewaltig seyn, daß der Mensch darüber von Verstand gehet. Wenn sie ihre glüende Platen an die Fuß-Sohlen applicirt haben, geben sie Acht ob der Patient davon Empfindung hat, als welches ein Zeichen der Genesung ist. Erfolgt keine Empfindung bey den Patienten, so schieben sie die glüende Platte fort bis an die Beine, und wo die Empfindlichkeit dennoch aussen bleibet, crepiret der Mensch bald hernach.

mit welchen Kranckheiten sie niemals behafftet seyn. (d) Die Wurtzel Ginseng, (e) welche ich unter ihren andern Pflantzen mit beschrieben habe, wird für eine von ihren besten Hertz-Stärckungen angesehen; und die Wurtzel *Pao China* oder *Radix Chinæ* treibet den Schweiß, und ist eine gute Blut-Reinigung. In China ist jederman erlaubet in der Medicin zu practisiren. Dazu werden keine gradus Academici oder Doctor- und Licentiaten-Titul erfodert, so daß ihre Medici nicht viel besser sind, als die so genannte Quacksalber. (f)

Die Erfindungen der Europäer zu imitiren, sind die Chineser sehr glücklich. Sie machen anitzo Spiegel-Gläser, Uhren, Pistolen, Granaten und Bomben. Von Schies-Pulver, der Buchdruckerey und dem Gebrauch des Compasses, haben sie allem Ansehen nach eher als wir gewust. Man findet auch in China unterschiedliche Stücke von wohlgemachten Bildhauer Arbeit. Die Thöre in ihren grossen Städten, ihre Thürmer und Brücken haben recht etwas ansehnliches und prächtiges an sich, wie *Le Comte* bemercket. Sie verrichten auch alle die Arbeit mit etlichen wenigen kleinen Instrumenten, wozu die Europäer eine grosse Anzahl von allerhand Werckzeug und Geräthschafft gebrauchen. Ehe die Europäer sie hineinbrachten, hat man in China von grossen Uhr-Wercken und Taschen-Uhren nichts gewust. Sie hatten nur Sonnenzeiger, welche in vier Haupt-Viertel eingetheilet waren: jedes Viertel ward abermahl in 24. Theile getheilet, welche zu den vier Haupt-Vierteln gerechnet einen Circul von 100 Theilen ausmachen. Sie haben neulich ihre Sonnen-Uhren verbessert, und messen ihre Zeit anitzo fast, wie wir, ab, ausgenommen daß sie 2 Stunden vor eine rechnen, und also nur 12 Stunden in dem natürlichen Tage haben, da hingegen unser Tag aus 24 Stunden bestehet. Der Tag fängt auch bey ihnen um Mitternacht an.

Der Kaiser hält über 100 Personen ihren Calender einzurichten, welcher jährlich mit grossen Ceremonien an die Vice-Roys der unterschiedlichen Pro-

(d) Man sagt daß die Blattern bey den Chinesern sehr bösartig seyn, und die meisten Menschen daran sterben sollen: so gar daß sie auf befragen wie viel Kinder sie haben, gemeinigiich nur die Zahl derjenigen anzeigen, welche diese Kranckheit überstanden haben.

(e) Von der herrlichen Krafft dieser Wurtzel haben sie gantze Bücher geschrieben. Sie soll ein bewährtes Mittel seyn gegen alle Gemühts-Schwachheiten. Den zähen Schleim und böse Feuchtigkeiten, alle langwierige Kranckheiten, Seiten-Weh und Erbrechen, den Schwindel und die Dunckelheit des Gesichts soll sie curiren, die bösen Dünste und den kurtzen Othem vertreiben, frisch Geblüth machen, und überhaupt zur Verlängerung des Lebens ein hauffen beytragen.

(f) Ihre Medici curiren jeder nur eine gewisse Kranckheit, gleich wie die Aertzte in Egypten. Die meisten haben auch nicht studirt, sondern die Kunst von ihren Vor-Eltern geerbet.

Provintzen übersandt wird. Weil die Monathen in ihrem Jahr nach dem Lauff des Monden accurat abgemessen werden, haben sie unterweilen ihrer 12 unterweilen 13. Die Æquinoctia, Solstitia, und die Zeit, wenn die Sonne in ein neues Himmels-Zeichen tritt, werden auch angezeiget. Sie bemercken gleichfalls die Sonn- und Mond-Finsternissen, und wenn eher solche in den vornehmsten Städten sichtbar seyn: ebenfalls beschreiben sie den Lauff der Planeten, den Ort, wo sie in der Ecliptica stehen, ihren Gegen-Schein und Conjunctions, wie auch wie nahe sie bey diesem oder jenem Stern zu stehen kommen. Sie flicken auch etliche Weissagungen mit an, und bemercken die glückliche Tage dieses oder jenes anzufangen, und zu bestellen: an welche Dinge der gemeine Mann eben so fest, als bey uns gläubet; vernünfftige Leute aber kehren sich nicht daran.

Ehe die Jesuiten ins Land kamen, und es ihnen besser zeigten, konnten sie gantz und gar keinen richtigen Calender verfertigen: ihre Tabellen von den Sonn- und Monds-Finsternissen waren so unrichtig, daß sie nur mit genauer Noht vorher sagen konnten, um welche Zeit eine Sonnen-Finsterniß einfallen würde. Diese ihre Unwissenheit zu bemänteln, gaben sie vor, daß im Himmel ein ungemeiner grosser Drache sey, der ein Haupt-Feind des Mondes und der Sonnen wäre, und immer bereit stünde sie zu fressen. Wenn also eine Sonn- oder Mond-Finsternis einfiel, schlugen sie Hauffenweis auf ihre Trommeln und Kessel, um das Ungeheur von seiner Beute abzujagen: und ob ihnen gleich neulich bey einer gäntzlichen Verfinsterung der Sonnen ein bessers ist bedeutet worden, wird diese Gewohnheit doch immerfort zu Peking beybehalten. Ja während der Zeit daß die Stern-Seher ihre Observationes anstellen, fallen die *Mandarinen*, so auf dem Schlosse zu Lipou aufwarten, auf ihre Knie, sehen die Sonne an, und bezeugen ihre Ehrerbietung gegen sie, und bitten den Drachen, daß er doch mit der Welt Mitleiden haben, und sie nicht des Lichts dieses vortrefflichen Planeten berauben wolle.

In der Chinesischen Sprache sollen, wie *Le Comte* sagt, ungefehr 330 Wörter seyn, welche alle einsylbig sind, oder wenigstens ihrer Aussprache nach es zu seyn scheinen. Die Bedeutung dieser Wörter vermehret sich nach dem unterschiedlichen Thon, den man ihnen giebet: indem ein Wort unterschiedliche Bedeutungen hat, nachdem man es mit einem höhern oder niedrigern Thon ausspricht. Uberhaupt haben sie 5 Thöne oder Claves, in welchen man ein jedes Wort, nach dem unterschiedlichen Verstand, so man ihm geben will aussprechen kan. Wenn man also den Accent auch noch so wenig verändert, und in einem andern Thon verfällt, kömmt offtmals ein lächerlicher oder gantz wiedriger Verstand heraus: und man kan einen vor eine Bestie ausschelten, wenn

man

man im Sinn hat, ihn mit der tieffsten Ehrerbietung anzureden, und Monsieur zu ihm sagen, weil ein Wort beydes bedeutet, und der Unterscheid nur im Thon der Stimme bestehet. Es ist also diese Sprache, wenn sie accurat geredet wird, eine Art einer Music, und bestehet in einer würcklichen Harmonie. Dahero giebet es fast unübersteigliche Schwierigkeiten, wie *Le Comte* bemercket, um in Erlernung ihrer Sprache das rechte Fleckgen zu treffen, so daß man sie deutlich und verständlich reden könne: ungeachtet *P. Magaillan* versichert, daß man leichter Chinesisch, als Griechisch oder Latein lernen könne, weil man die Vocabula dieser Sprache in einem Tage dem Gedächtniß einverleiben kan. Denn auf solche Weise kan man die Music in einer Stunde begreiffen, weil nur 7 oder 8 Noten darin sind. Es giebt Leute, wie er bemercket, welche ein Chinesisch Buch in einigen wenigen Tagen auswendig lernen können, ob es ihnen gleich einen gantzen Monaht kosten wird, ein eintziges Wort darin recht aussprechen zu lernen.

Obgleich die Provintzen von China in ihren unterschiedlichen Mund-Arten oder Dialectis so weit von einander unterschieden sind, daß einer dem andern kaum verstehen kan, gebrauchen sie doch im Schreiben einerley allgemeine Characteres, und alle Leute können solche auch lesen. Es gibt auch allenthalben im gantzen Reiche eine allgemeine Sprache, die *Mandarinen* Sprache genannt, welche in allen Gerichten gebrauchet, und von jederman verstanden wird.

Die Chineser haben kein A B C, ein jeder Character ist eine Sylbe, oder ein gantzes Wort, und mag eher eine Figur, als ein Buchstaben genannt werden. Die Kunst Buchstaben in einer Sylbe zusammen zu fügen, ist ihnen ein rechtes Geheimniß. In alten Zeiten hatten sie lauter Hieroglyphische Characteren, und mahlten mehr, als daß sie schrieben. Ein Circul bedeutete die Sonne und ein halber Circul den Mond, ein Klumpen Bäume einen Wald u. s. w. Diese Menge von Characteren ist, wie *Le Comte* bemercket, eine Haupt-Ursache, warum die Chineser nicht weiter in den Wissenschafften gekommen sind. Denn es gehet ihnen eine grosse Zeit weg, ehe sie ihre eigene Sprache zu lesen und zu schreiben lernen, und noch ist niemand in Känntniß aller ihrer Characteren ein vollkommener Meister geworden. Diejenigen welche 15 oder 20000 Characteres kennen, werdeu vor gelehrte Leute angesehen: in allen aber sind ihrer 24000.

Die Chineser schreiben also, daß die Zeilen oben auf der Pagina anfangen und sich unten endigen, und beginnen just contraire gegen unsere Manier zu schreiben, mit der ersten Zeile bey der Rechten, und gehen mit der andern, dritten und so ferner weiter fort gegen die lincke Hand, bis die Seite voll ist.

Die

Die letzte Seite also in einem Buch von unserer Art, ist die erste bey ihnen. An statt der Feder gebrauchen sie einen Pinsel, und solchen halten sie nicht schieff, wie unsere Mahler thun, sondern gerade und aufrecht. Ihr Papier, wie wir schon bemercket haben, ist überaus dünne und schlägt sehr durch, deswegen schreiben sie nur auf einer Seite, und kleben die Blätter doppelt zusammen, wenn sie die andere Seite auch beschreiben wollen, welches man kaum mercken kan, weil ihr Papier so ungemein fein und glatt ist. Je ansehnlicher eine Bedienung jemand hat, je zierlicher schreibet er auch. Denn eine saubere Hand ist eine von den vornehmsten Qvalitäten, welche man dorten an einer Staats-Person erfodert, ohne welche er zu keiner hohen Staats-Bedienung kan gezogen werden.

Die Buchdrucker-Kunst, so wie sie denn beschaffen ist, ist schon lange Zeit in China im Schwange gewesen. Sie graben die Wörter in Tafeln ein, wie wir unsere Kupffer-Stiche, und setzen die Buchstaben nicht zusammen, oder zerlegen sie, wie in Europa, woselbst man mit einer kleinen Anzahl von Buchstaben grosse Bücher drücket. Der Auctor eines Buchs in China läst sein Werck erstlich sauber abschreiben. Hernachmals leimet der Kupfer-Stecher jedes Blatt über ein gantz glattes Bretlein, und schneidet die Characteren nach dem beschriebenen Papier aus, so daß der Schnitt dem Original vollkommen ähnlich wird, dahero dann zwischen dem gedruckten und geschriebenen sich niemals der geringste Unterscheid befindet. Die Tafeln zu einem Buch von ordinairer Grösse können auf solche Weise einen grossen Platz einnehmen; Hernachmahls aber kan man das Buch so offt abdrucken, als man will, wenn man nur einige wenige Unkosten mehr, als bey der ersten Auflage darauf wendet. Man kan aber bey dem Abdruck nichts leichtlich corrigiren, denn gesetzt, daß die Abschrifft richtig ist, so wird der Kupfferstecher selten einen Fehler begehen.

Wo den Nachrichten der Reisenden zu trauen stehet, so muß es mit den Beförderungen in China bloß nach Meriten hergehen. Es beruhet also das Glück eines Menschen eintzig und allein, auf seine Capacität, und Application auf seine Geschäffte. Derowegen wenden sie grossen Fleis auf die Erziehung ihrer Kinder. Die Städte in China sind voll von Schulen, wie *Le Comte* berichtet. (Doch sagen andere, daß keine öffentliche Schulen da sind, sondern daß sie Privat-Præceptores in ihren Häusern halten.) Doch dem sey wie ihm wolle, so stimmen alle darin überein, daß verschiedene Jahren damit hingehen, ehe sie lesen und schreiben lernen. Wenn ein junger Mensch sich einiger massen darin fest gesetzet hat, wird er der Unter-Obrigkeit vorgestellet, und nach erhaltener Approbation vor einem Studenten erkläret. Sie haben auch Gradus Academicos, die mit unsern (nemlich den Englischen) Baccalaureis, Magistris

gistris und Doctoribus übereinkommen. Wenn sie den ersten gradum angenommen haben, erlangen sie bey der Obrigkeit, in der Provintz darinn sie leben einen freyen Zutritt. Wenn sie zu den andern Gradum sollen erhaben werden, muß ein vom Kaiser ernannter Commissarius dem Examini beywohnen. Den dritten Gradum kan niemand anderswo erlangen, als in der Kaiserlicher Residentz-Stadt *Peking*. Die Reis-Unkosten dahin werden ihnen vergütiget, wenn sie solche aus ihren eigenen Mitteln zu erlegen nicht vermögend sind; damit das gemeine Wesen der Dienste ihrer besten Leute nicht möge beraubet werden. Der Kaiser examiniret die Candidaten offtmals selber, und weil er ungeachtet seines hohen Standes, in seiner Jugend zu den Studiis und allen Wissenschafften angeführet worden, ist er kein ungeschickter Richter über ihre Meriten.

Die Candidaten werden bey solchem Examine in ein Gemach eingesperret, und ihnen gar keine Bücher auch nicht mehr Papier, als zu dem vorzugebenden Exercitio nöthig, gelassen. Es werden auch Schildwachen für die Thüre gestellet, um ihnen allen Umgang mit andern Leuten abzuschneiden. Wenn die Doctores ernannt sind, werden sie vor dem Kaiser geführet, welcher zur besondern Distinction ihrer dreyen Bluhmen-Kräntze, oder andere Gnaden-Zeichen reichen läst. Einige von ihnen werden in der Königlichen Academie gezogen, aus welcher sie zu den höchsten Posten des Reichs avanciren. Erhält einer den Gradum Doctoris, so sehen alle seine Freunde ihn als einen Menschen an, der vor andern zu den höchsten Ehren-Stellen gelangen kan, und bemühen sich ihm auf alle Weise beyzuspringen, und ihn sich verbindlich zu machen: so daß er nach Erhaltung dieser Würde an seinem Unterhalt niemals Mangel leiden kan. Man darff aber nicht dencken, daß solche neue Doctores hernacher sich nach eigenen Belieben auf die faule Seite legen dürffen, das ist weit gefehlet. Denn sie müssen auch nach der Zeit manches Examen ausstehen, und wenn sie sich nicht so verbessert haben, wie man von ihnen vermuthet, kriegen sie einen braven Ausputzer zu ihrer nicht geringen Beschämung: findet sichs aber, daß sie weiter in ihren Studiis gekommen sind, so werden sie nach Proportion belohnet und befördert, und daher kömmt es, daß alle Dienste und Aemter im Lande mit den geschicktesten Leuten besetzet sind.

Sie wissen in China von keinem erblichen Adel, auch von keinen Vorzug oder Rang weiter, als was das Ammt, daß ein Mann verwaltet, mit sich bringet: also daß, des *Confucii* seine Nachkömmlinge ausgenommen, das gantze Königreich in Obrigkeitliche Personen und gemeine Leute eingetheilet wird. Sie haben auch keine solche Baur-Güter, die einem Land-Herrn oder Edel-Mann Frohn-Dienste zu leisten verbunden sind, sondern alle ihre Land-

Güter

Güter gehören den Besitzern zum freyen francken Eigenthum, und diese wissen von keinem Ober-Herrn, als dem Kaiser allein, welcher nach eigener Macht und Gutbefinden, wenn es ihm gefällt, alle Land-Güter, so wohl der Priester, als des übrigen Volcks, mit Schatzungen belegen kan. Da sie nun keinen Adel noch Unterscheid der Stände haben, muß die gantze Nation sich entweder auf die Handlung oder auf dem Ackerbau legen, und also sind keine Müßiggänger unter ihnen, die blos von anderer Leute Arbeit leben.

Damit ihre Historie unpartheyisch und wohl geschrieben werde, erwehlen sie eine gewisse Anzahl von gelehrten Leuten, deren Ammt darinn bestehet, daß sie mit allermöglichsten Accurateſſe alles aufzeichnen, was sich zu ihren Zeiten zuträget, und täglich die Reden und Handlungen ihrer Printzen bemercken. Diese Historiographi conferiren nicht mit einander, sondern bringen jeder vor sich täglich diejenigen Dinge zu Papier, die einem jeglichen vorkommen, und fügen ihre Anmerckungen darüber bey, welche Schrifften denn in einem besondern dazu destinirten Archiv beygeleget werden. Solches Archiv eröffnen sie nicht, so lange, als der Kaiser lebet, oder einer von der Familie auf dem Thron sitzet. Verfällt aber die Crone in eine andere Familie, so wird das Archiv geöffnet, und alle diese Memoires zusammen gesucht und in Ordnung gebracht. Diese untersuchen sie dann sehr genau, und halten sie gegen einander, und verfertigen die Historie ihrer Kaiser daraus. Haben diese nun klüglich gehandelt, so stellen sie sie andern zum Exempel vor; verdienet im Gegentheil ihre böse Aufführung eine Censur, so werden sie damit auch nicht verschonet.

Was ihre Chronologie betrifft, so sollen laut ihrer Historie 40,000 Jahr seit der ersten Gründung des Reichs verflossen seyn. Dabey aber gestehen sie auch, daß alle Historische Monumenta und alte Urkunden vor 2000 Jahren von einem ihrer Kaiser (*) sind vertilget worden, und läufft es also zuletzt mit diesen Vorgeben von dem Alterthum ihrer Monarchie auf eine leere Tradition hinaus. Wie *Le Comte* berichtet, so sollen die Gelehrten unter ihnen vom Anfang ihrer Monarchie bis auf gegenwärtige Zeiten nur 4000 Jahre rechnen: in welcher Zeit 22 Familien und 236 Kaiser den Thron bestiegen haben. (**) Von ihren ersten Kaisern geben sie vor, daß sie ein sehr hohes

(*) Xi hoamti, welcher 246 Jahr vor Christi Geburt gelebet haben soll.

(**) Die itzt-regierende Familie heist *Cim*. Der Kaiser, welcher Anno 1704 auf dem Thron saß, hieß *Cham-hi*. Er ist aber gestorben, und hat seinen Sohn zum Nachfolger hinterlassen, dessen Nahme noch nicht in Europa ist bekannt worden.

Alter erreichet haben, eben wie die Patriarchen, welche zu einer Zeit mit ihnen lebten. Der erste Stiffter des Reichs *Fohi* hat 150 Jahr regieret, *Chinum* 140. *Hoamti* 111. und so nimmt es immer mehr ab, wie wir in der Schrifft lesen, daß das Alter der Menschen nach der Sündfluht sey verkürtzet worden. Daß aber ihre Historien, welche von solchen Geschichten reden, die lange vor der Schöpfung sollen geschehen seyn, unter die Fabeln gehören, kan man daraus deutlich erkennen, daß sie die Erfindung aller Künste, und so gar des Acker-Baus, der Bau-Kunst, der Kleider, 2c. unterschiedlichen Kaisern, welche innerhalb der 4000 Jahren regieret haben, zu schreiben, da doch, wann man zum voraus setzet, daß die Welt 30,000 Jahr älter sey, als sie in der That ist, auch nohtwendig folget, das Pflügen, Säen, Pflantzen, das Häuser bauen, und die Kleider lange vor den letzten 4000 Jahren müssen erfunden gewesen seyn. Es ist ebenfalls wol zu mercken, daß sie sich in Ausrechnung etlicher Sonnen-Finsternissen und Conjunctionen der Planeten, deren in ihren Historien gedacht wird, augenscheinlich etliche 100 Jahr verrechnet haben; indem verschiedene derselben erst lange Jahre hernach eingefallen sind, als sie selbige bestimmet gehabt. Ferner hat man auch befunden, daß ihr Papier so schlecht ist, daß es nicht lange dauren kan, und alle geschriebene und gedruckte Bücher die sie heutiges Tages haben, sind nur Copien, welche vermuthlich von ihren Originalien sehr unterschieden sind. (*) Es mögen auch vielleicht in etlichen auf Veranstaltung der Kaiser selbst, um ihre Angelegenheiten, oder auch ein Hypothesin, der sie sonderbar zugethan gewesen, zu befördern, einige Veränderungen gemacht seyn. Ich will nur dieses noch hinzufügen, daß, wo es wahr ist, daß der allererste Krieg erstlich in der Welt vor 4000 Jahren geführt sey, wie ihre Historien berichten: so kan dasjenige, was eben diese Historie von den Zeiten meldet, die 40,000 oder 50,000 Jahr zuvor gewesen, gar keinen Beyfall finden, es sey dann, daß man supponire, daß die Menschen in den ersten Zeiten, so gar friedfertig gewesen, daß in so viel tausend Jahren niemals ein Streit und Wiederwillen unter ihnen entstanden. Daß endlich alle Profan-Historien, welche über die 4000 Jahr hinaus wollen, fabelhafft sind, kan ferner daraus bewiesen werden, daß alle Völcker einmüthig bezeugen, daß der Acker-Bau, das Pflantzen, die Kleider, die Gebäude, der Wein-Bau, und die meisten übrigen nothwendige und nützliche Erfindung innerhalb dieser Zeit erstlich sind ausgesonnen, und unter den Menschen bekannt geworden.

Das

(*) Da ihr Papier so schlecht ist, so möchte wohl mancher fragen, wie sie die Nachrichten und Manuscripta in obgedachtem Archiv ihrer Historiographorum conserviren, insbesondere, wenn eine Familie ein paar Secula hindurch das Kaiserthum beherrschet, welches, laut ihrer Historie, unterschiedliche mahl soll geschehen seyn.

Das siebende Capittel.

Handelt von dem Titul des Kaisers, seinen Regalien, Einkünfften und Macht, von der Cron-Folge, den Gerichten, Obrigkeitlichen Bedienten, Gesetzen, Gewohnheiten, Müntzen, Gericht, und der Maasse.

Des Kaisers Titul lautet also: **Der Heilige Sohn des Himmels, der einzige Beherrscher auf Erden, der grosse Vater seines Volcks** 2c. 2c. Eine jedwede neue Familie nimmt auch einen neuen Nahmen an, mit welchem das Reich genennet wird, so lange das Haus auf dem Thron bleibet. Die Regierung in China ist Monarchisch, und ist in 4000 Jahren beständig in diesem Stande geblieben. Von freyen Staaten und Republiquen haben sie niemals das geringste gehört, ehe und bevor die Staaten von Holland eine Gesandtschafft hieher sandten, und der Holländische Ambassadeur fand die gröste Schwierigkeit von der Welt, ihnen deutlich zu bedeuten, was die vereinigte Provintzen vor eine Art von Regierung wären, und was vor Leute er meinte, wenn er von den Hochmögenden Herrn Staaten, seinen Principalen, redete.

Einige sagen, daß China ein Erb-Reich sey, es stimmen aber alle darinn überein, daß der Kaiser freye Macht habe die Cron-Folge zu verändern, und einen von seinen Unterthanen zum Nachfolger zu erklären, wenn selbiger gleich mit dem Kaiserlichen Hause nicht verwandt ist. Wenn aber solches geschiehet, muß die Sache erstlich im grossen Conseil, oder *Calaor*, welches aus den Printzen von Geblüte, und den Staats-Ministern bestehet, vorgetragen, und ratificiret werden. Es sind auch Exempel verhanden, daß des Kaisers Resolution ist wiedersprochen, und seine Absicht, die nächsten Erben vorbey zu gehen hintertrieben worden. Im Gegentheil muß man auch mercken, daß der Kaiser, wenn er selbst entschlossen ist, die Sache durchzutreiben, und im Conseil weder mit Geschenck noch Versprechungen durchdringen kan, mannigmahl das alte Conseil aufhebet, und ein neues setzet, bis er die Majora auf seiner Seiten hat. Die Beystimmung des Conseils aber wird in solchen erheblichen Sachen für so unentbehrlich gehalten, und dessen Gutachten ist von solchem Gewicht bey dem gemeinen Volck, daß der Kaiser ohne dessen Beyfall sich niemals unterwindet, neue Gesetze einzuführen, und die alten, die noch gelten aufzuheben, oder deren Gültigkeit zu hemmen. Ein Exempel hiervon ge-

ben uns die heutigen Missionarii, indem sie berichten, daß obgleich der Kaiser selbst und die im Conseil sitzende Tartarn bereit und willig waren, etwas in ihrer Faveur zu schliessen, habe man es doch für gar zu mißlich angesehen, solches zu versuchen, weil die Chineser, welche wieder alle Veränderung in Religions-Sachen hefftig eingenommen waren, die meisten Stimmen im Conseil ausmachten. Woraus denn erhellet, daß dieser Kaiser, ob er gleich allenthalben, als ein souverainer Herr beschrieben wird, sich doch genöhtiget siehet, nach den Gesetzen des Landes, ins besondere in Religions-Sachen zu verfahren, wo er nicht Gefahr lauffen will, eine neue Revolution zu erleben. Doch dieses wird unten noch mehr erhellen, wann wir die unterschiedliche Collegia betrachten werden, durch welche alle Affairen passiren; dann der Kaiser schliesset nichts ohne eines oder mehrere derselben darzu zu ziehen. Ja so gar über die Milice und über die Einkünffte der Schatz-Kammer kan er nicht absolut disponiren; und ob er wohl den grösten Schatz, und auch die grösseste Kriegs-Macht, die ein Printz auf dem Erd-Boden haben kan, besitzet, so brauchet und commandiret er doch keines von beyden unmittelbar, sondern seine Ordres müssen erstlich in den darzu gesetzten Collegio ratificirt, und confirmirt werden, ehe und bevor sie können zur Execution kommen.

Dieser Kaiser soll, gleich andern orientalischen Monarchen, mit lauter Weibern und Verschnittenen umgeben seyn. In die innerste Gemächer seines Pallastes kommen keine andere, als diese Leute. Er soll auch nur viermahl alle Monath sich öffentlich sehen lassen. Wo aber, nach der Herren Jesuiten Bericht, keine wichtige Affaire abgethan wird, ohne daß der Kaiser mit darum wisse, und ein jedes Urtheil, ins besondre in Blut-Sachen, von ihm entweder confirmirt, oder auch reformirt wird, so stehet nicht zu vermuthen, daß er gar zu viel Zeit in seinem Seraglio zubringen könne. Wenn er sich der Gesellschafft entziehet, und in seiner Retraite vor sich alleine ist, geschiehet solches im geringsten nicht in der Absicht, daß er in einer trägen, oder sorglosen Müsse zu leben suche, sondern er retirirt sich nur von der Frequence der Leute, damit er grössere Freyheit haben möge, den Staats-Affairen nachzudencken, und die Klagen seiner Unterthanen zu erwegen. Denn es werden ihm täglich Suppliqven præsentirt, wie man berichtet, welche er nach den Reichs-Gesetzen durchzulesen verbunden ist: hernacher remittirt er sie an diejenige Collegia, derer Ammte mit sich bringet, daß sie den vorfallenden Casum weiter untersuchen müssen; selbige eröffnen ihm alsdenn ihr Gutdüncken darüber, und darauf giebt der Kaiser den endlichen Ausspruch: so daß, wenn man diesen Nachrichten glauben soll, der Kaiser so wohl der beschäfftigste, als der gröste Mann in seinem gantzen Reiche seyn muß.

Ihre

Ihre alte Gesetz-Geber setzen dieses als eine Grund-Maxime voraus, daß Könige ihrer Völcker Väter seyn, und sie nicht tyrannisch, als Sclaven, beherrschen müssen; dahero ist der Kaiser zu allen Zeiten der grosse Vater tituliret worden, und kitzelt sich mit keinem Titul mehr als mit diesem. Wann sie ihrem Fürsten eine Lob-Rede halten wollen, ist die Liebe gegen sein Volck der gröste Locus Topicus. Denn solche wird weit mehr herausgestrichen, als seine Macht, seine Gelehrsamkeit, und seine Politische Klugheit. Den *Mandarinen* ist erlaubet, bey dem Kaiser Vorstellungen zu thun, wenn er nicht nach ihren Reichs-Gesetzen verfahret. Sie geben ihm auch wohl zu verstehen, daß er sich möge belieben lassen, auf die Aufführung seiner Vorfahren einige Reflection zu machen, wie accurat und genau sie sich nach den Gesetzen des Reichs gerichtet haben. Es finden aber diese Vorstellungen nicht allemahl den gewünschten Ingress. *Le Comte* führet ein Exempel an, von einem der die üblen Folgen von der Reise des Kaisers nach der Tartarey und seinem dortigen langen Aufenthalt vorstellte, woran dieser aber sich wenig kehrte, und nur antwortete: solches geschehe seiner Gesundheit halber. Er erzehlet gleichfalls von einem andern, welcher vermeinte in der Erziehung des Kaiserlichen Printzen einen Fehler gefunden zu haben; aber zur Belohnung seiner Mühe seiner Dienste erlassen ward. Es giebt auch vermuhtlich sehr wenig Höfe in der Welt, welche solche Vorstellungen leiden können, es möge auch der Auctor noch so viel Recht und Raison vor sich haben.

Der Kaiser hat ein höchstes Conseil, welches aus den Printzen von Geblüte allein bestehet, welche niemals ohne in extraordinairen Fällen versammlet werden. Sonst haben sie ein ander beständiges geheimes Conseil (in welchem etliche Printzen von Geblüht und etliche vornehme Ministres sitzen, *Caloos* bey ihnen genannt) welches unserm geheimen Conseil sehr ähnlich ist, und immer die Staats-Affairen beobachten muß. Uberdem sind in *Peking* 6 andre Collegia, die unter diesem Conseil stehen, und jedwedes ihre à parte ihnen angewiesene Affairen zu expediren haben.

Das erste Collegium wird *Lipou* genannt, und untersuchet die Geschicklichkeit und Qualitäten aller Staats-Bedienten, kan sie auch nach Befinden ab- und einsetzen, wenn die Sache vorhero dem Kaiser ist communiciret, und dessen Approbation eingehohlet worden. Das andere Collegium hat über die Schatz-Cammer und über die Hebung der Schatzungen und der Einkünffte der Crone zu sagen. Diese machen alle Jahr ein neues Register von allen Familien des gantzen Reichs, und bemercken dabey welche Ländereyen sie besitzen, und welche Gefälle sie dem Kaiser entrichten müssen. Das dritte Collegium hat für die Religion und deren Ceremonien, wie auch für die Kunst und Wissen-

schafften

schafften zu sorgen. Das vierte regulirt alle Angelegenheiten der Armee und der Flotte, ertheilet Ordres, schreibet Recrouten aus, besorget die Recompletirung der Magazinen, und läst sich die Liste von dem Etat der Garnisonen und der Fortificationen eingeben, und was dem weiter anhängig. Das fünffte untersuchet die Criminal-Sachen, welche per viam Appellationis an dieses Collegium gelangen. Das sechste endlich besorget die öffentliche Gebäude, Tempel, Palläste, Brücken, Canäle und Heer-Strassen. Ein jedes von diesen Collegiis ist wieder in unterschiedliche Committées eingetheilet, welche etliche besondere Stücke von den ihnen anvertrauten Affairen in Ordnung bringen, und zur Determination des gantzen Corporis præpariren müssen. (a) Ob nun gleich ein jedes Collegium seine besondere ihm angewiesene Affairen zu besorgen hat, so hält doch eines das andere immer im Zügel, indem unterschiedliche Collegia offtmahls concurriren müssen, üm eine Sache von Wichtigkeit zum Stande zu bringen. Die Milice zum Exempel stehet unter dem Commando eines Collegii, und wird von einem andern bezahlt: dahero es denn kommt, daß obschon ein Corpo von den Troupen Ordre hat zu marchiren, sie doch stille liegen können, bis die Schatz-Cammer, ihnen die zu ihrer Subsistance nöhtige Gelder angewiesen hat.

Der Kaiser setzet in jedem Collegio einen Inspectorem, welcher ihm von dem Verfahren und den besondern Vergehungen eines jeden Mit-Glieds Nachricht giebet. Diese werden *Colis* genannt, und die Printzen von Geblüht so gar fürchten sich so sehr, daß *Le Comte* uns von einem unter ihnen berichtet, welcher sein Haus ein wenig höher, als die Gewohnheit in China erlaubet, aufgeführet hatte, er habe es auf erhaltener Nachricht, daß es dem Inspectori nicht gefalle, niederreissen lassen.

Die meisten Scribenten berichten ebenfalls, daß ein jeder Vice-Roy, Gouverneur, und Obrigkeitliche Person verbunden sey, eine Nachricht bey Hofe einzuliefern, wie er sein Ammt verwalte; und wenn er sich unterstehet, seine Malversations zu verhehlen, oder zu beschönigen, deswegen hart gestraffet werde. Dem ungeachtet liegt am Tage, daß letzteres sehr selten geschehen müsse. Denn dieselbigen Scribenten versichern uns, daß kein Land unter der Sonnen sey, woselbst mehr Malversations vor sich gehen, und die Richter mehr bestochen werden, als in China; so gar daß derjenige, der das meiste schencket, sich mit ziemlicher Gewißheit versprechen kan, daß er seinen Zweck erreichen werde. Und

(a) Wann jemand etwas zu suchen hat, darff er diese Collegia nicht vorbey, und unmittelbahr zum Kaiser gehen, sondern muß seine Supplic erst an gehörigen Ort einliefern, damit das dazu verordnete Collegium an den Kaiser darvon referiren könne.

Und ungeachtet ihre Gesetze so sehr berühmt sind, kan es doch wohl mit den Chinesern dieselbe Bewandniß haben, als mit einer gewissen Nation in Europa, welche an guten Gesetzen den grösten Uberfluß hat, den ein Volck sich nur wünschen mag; es ist aber dabey wohl zu mercken, daß sie schwerlich können zur Execution gebracht werden. Der Pöbel, die Richter, die Ministres handeln nicht nur wieder, sondern beruffen sich noch dabey öffentlich auf die Gesetze und Verordnungen ihres eigenen Landes, und so gehen die Malversationes von dem Höchsten bis zu dem Geringsten.

In jeder Provintz sind unterschiedliche Classen von Mandarinen, deren etliche neune herrechnen. Die vornehmsten aber sind erstlich die Richter in Criminel- und Civil-Sachen; hernachmals die auf die Cammer-Sachen und die Kaiserlichen Revenüen acht haben müssen: drittens diejenigen, welche über die Milice zu sagen haben: und ob schon alle diese dem Vice Roy, oder *Tutang* in vieler Masse unterworffen sind, geben sie doch genaue Achtung auf seine Handlungen, und würde ihm sehr schwer fallen, falls er sich einer bösen Administration oder Oppression schuldig machen sollte; wo sie nicht bey dem Nachsehen mit ihm ihre Rechnung finden; wie sie dann unterweilen solches thun, damit er auch bey ihnen fünff gerade seyn lasse.

Die Richter müssen nach den Gesetzen nur 3 Jahr in ihrem Ammte bleiben, und sind nimmer aus der Provintz gebürtig, in welcher sie employrt worden: weil sie meinen, daß die Fremden weit mehr unpartheyisch seyn, und nicht so leicht gegen der Regierung cabaliren können, wann auch eine Obrigkeitliche Person wenig Verwandten hat, ist sie der Verachtung nicht so leicht unterworffen, als wenn sie in ihrem eigenem Vaterlande, und unter ihren eigenen Bluts-Freunden den Richter-Stab führen soll.

In jeder Stadt haben sie Palläste, in welchen die *Mandarinen* wohnen, und das Gericht halten. Selbige werden auf Unkosten der Regierung unterhalten. Keiner aber hat ein Salarium, wie man sagt, von mehr als 1000 Reichs-Thalern jährlich. Wie aber ihre Gouverneurs bey einem so schlechten Einkommen ein so grosses Vermögen in so wenig Jahren sammlen können, als die Scribenten von ihnen berichten, und bey dem allen ihre krumme Schliche vor dem Kaiser geheim halten, stehet nicht leicht zu begreiffen: ungeachtet man weiß, daß alle seine Ministres und Creaturen ihr Haupt-Interesse darin setzen, daß sie ihm nicht wissen lassen, was in seinen Reichen vorgehet, welches in unterschiedlichen Reichen, die uns weit näher liegen, eben so wohl als in China practisirt wird.

Die Ministres und Præsidenten der hohen Collegiorum zu Peking sollen, wie uns ist berichtet worden, grosse Summen von den Vice-Roys und

Gouverneurs der Provintzen erpressen. Diese hingegen schneutzen die *Mandarinen*, die in ihrem Gouvernement sind; und diese wiederum schinden die Unter-Bedienten. Wer sich dann zu solchen Extorsionen nicht verstehen will, läufft grosse Gefahr gantz und gar ruinirt zu werden. Es hat das Ansehen, als wenn im gantzen Reiche durch die Banck zu solchen Practiquen durch die Finger gesehen werde. Doch sollen dem Verlaut nach die Gesetze dawider seyn, und, wenn der Kaiser es in Erfahrung bringt, solche Bestechungen und gewalthätige Erpressungen sehr scharff bestraffet werden. *Le Comte* führet ein Exempel an von einem Mit-Gliede des grossen Staats-Conseils, oder *Caloor*, welcher wegen Annehmung eines Geschencks verdammet ward, als gemeiner Soldat zu dienen.

Uberhaupt scheinen die Chineser eine Nation zu seyn, die aus recht ausgesuchten Heuchlern bestehet, und etlichen andern Gleißnern nicht unähnlich ist, welche bey dem schönsten äusserlichen Schein sich mit allerhand Arten von Betrug, Lastern und Gewalthätigkeiten beflecken. Dennoch prahlen sie viel von der Billigkeit ihrer Gesetze, wollen aber gar nicht daran gebunden seyn, und sind weit geitziger, raub-begieriger und grausamer als die Nationen, welche sie Barbaren heissen.

Es ist eine Staats-Maxime bey der hiesigen Regierung, daß sie etliche Kinder der Vice-Roys und Gouverneurs an den Hof nehmen, unter dem Vorwand sie zu erziehen, damit sie dermaleinst in der Beförderung anderer können vorgezogen werden: Man hat aber wohl gemercket, daß es nur hauptsächlich deswegen geschicht, daß man sich der guten Aufführung der Väter desto mehr zu versichern suchet. Sie haben noch eine andere gute Staats-Regel, wie man saget, daß nemlich keine Bedienung vor Geld verkaufft werden muß. Dem sey aber, wie ihm wolle, so stehet doch zu vermuthen, daß dieses Gesetz schändlich eludirt werde: indem die gute Meriten ohne einem guten Beutel nicht weiter in China, als in Europa kommen können. Doch muß man ihnen doch gestehen, daß die Candidaten, auch in den geringsten Bedienungen, so viel Examina ausstehen müssen, daß ein Ignorant nicht leicht bey der Musterung durchschleichen kan, wodurch schon ein grosses gewonnen ist. Denn bey andern Regierungen muß mancher ehrlicher Kerl, so wohl der Ignoranten, als der Bestechung der Bedienten halber zurück stehen.

Jedwede Provintz ist ein kleines Königreich, und hat ihren Vice-Roy, Collegia und andere Bedienten, welche mit der Einrichtung des Hofes zu Peking übereinkommen. Einige wichtige Sachen allein sind der Entscheidung der höchsten Collegiorum vorbehalten. Indessen so gewissenhafft als diese Nation in Blut-Sachen zu seyn scheinet, so daß kein Todes-Urtheil ohne Kaiserliche

Con

Confirmation kan vollenzogen werden: so kan man doch schwerlich zweifeln, daß es nicht eine grössere Grausamkeit sey (und wenigstens in unsern Europäischen Criminal-Gerichten davor werde angesehen werden) wenn man einen Menschen zu Tode prügeln läst, oder ihn so lähmet und einkerckert, daß er sein elendes Leben in beständiger Marter hinschleppen muß; als wenn man ihn gleich vor der Faust erwürget, und tödtet. Und dieses eben beweget mich ihre Gesetze und Straffen ein wenig genauer Stück vor Stück zu betrachten.

Ihre Gesetze treiben auf nichts so sehr als den Gehorsam und Unterthänigkeit gegen die Eltern. Wann ein Vater seinen Sohn eines Verbrechens halber bey der Obrigkeit verklaget, bedarff die Sache keines weitern Beweises. Der Sohn wird für schuldig angesehen, und muß ohne fernere Untersuchung der Sachen mit dem Kopff bezahlen. Unterstehet ein Sohn sich aber, sich über seinem Vater zu mocquiren, oder gewaltthätiger Weise Hand an ihn zu legen, so kommt das gantze Land darüber in Bewegung, und das End-Urtheil zu sprechen, wird dem Kaiser selbst vorbehalten, die Richter des Orts, wo solcher Frevel verübet worden, werden abgesetzt, und die sämmtlichen Nachbaren hart angesehen, als wenn sie solche sträffliche Bosheit hätten stärcken helffen. Denn man setzet zum voraus, daß sie schon vor langer Zeit bey anderer Gelegenheit dessen hätten inne werden müssen; weil nach ihrer Meynung kein Mensch auf einmal zu einen solchen Grad der Boßheit kommen kan. Der Missethäter wird in diesem Fall verdammt in 10,000 Stücke zerhauen, und hernach verbrandt zu werden. Sein Haus und Güter werden verstöhret, wie auch diejenigen, so nächst daran stehen, damit ein ewiges Andencken eines solchen abscheulichen Verbrechens überbleiben möge. Dem Ansehen nach ist der Kaiser selbst nicht einmahl ex lex in diesem Stück; sondern muß ebenfalls einen ausserordentlichen und sehr tieffen Respect gegen seine Eltern bezeugen. *Le Comte* vermeldet von einem unter ihnen, daß er seine Mutter ins Exilium verwieß, weil sie verbothene Correspondence mit einem seiner Höflinge gepflogen hatte. Aber das Volck zwang ihn durch ungestümes Anhalten, sie wieder zurück zu ruffen. Denn ob er gleich unterschiedliche, wegen ihres Stoltzes, hinrichten ließ, weil sie sich befugt zu seyn vermeinten, ihn zu meistern; befand der Kaiser selbst sich doch zuletzt genöhtigt, seine Mutter wieder kommen zu lassen; wenn er nicht Gefahr lauffen wollte, eine allgemeine Revolte aller seiner Unterthanen auszustehen. So sehr eifert das Volck über dieses Gebot in ihren Gesetzen.

Das nächste Gebot, welches sie nach diesem einschärffen, ist, daß man die Obrigkeit ehren müsse: welche die Person des Kaisers præsentirt. Ja damit ihr Ansehn dem gemeinen Mann noch besser in die Augen falle, erscheinet kein Bedienter öffentlich ohne den Ehren-Zeichen seines Ammts, und mit ei-

nem seinem Posten gemässen Gefolge. Ein solcher Mann läst sich von 8 oder 16 Mann auf den Schultern in einer offenen Sänffte tragen, und alle seine Unter-Bediente; und die Nachrichter gehen vor ihm her mit Ketten, Banden, und kleinen hölzernen lackirten Schildleins, auf welchen des Herrn Aemmter und Tituln verzeichnet sind: und einer von ihnen schläzt auf ein Kupfernes Becken, und befiehlt dem Volck aus dem Wege zu gehen. Wenn er auf der Strassen, oder auf dem Wege ist, und siehet, daß jemand etwas böses thut, so kan er mit einem summarischen Verfahren, ohne einige andere Formalitäten, den Verbrecher gleich, mit einer Bastionade oder auf andere Weise abstraffen: in dem Gerichts-Saal darff sich auch niemand zu ihm anders, als auf den Knien nahen.

Das dritte Gebot, welches wohl eben so viel als die vorigen eines zur Erhaltung des Friedens und der Ruhe im Lande abgezwecket ist, handelt von der Höfflichkeit und dem Respect, den einer dem andern zu erweisen verpflichtet ist. Davon ist schon oben gemeldet worden, da wir von ihren Visiten und dem darbey üblichen Ceremoniel geredet haben, derowegen wollen wir anitzo gleich fortfahren und etliche andere Stücke von ihren Gesetzen betrachten.

Verrätherey und Rebellion wird mit der grösten Strenge gestrafft. Der Missethäter wird verurtheilt in 10,000 Stücke zerschnitten zu werden. Bey der Execution bindet der Büttel ihn an einem Pfahl, und ziehet ihm erstlich das Fell von der Stirne ab, läst aber die Haut über die Augen herabhängen, und zwar aus sehr bedächtlichen und klugen Ursachen wie etliche vorwenden, damit der arme Sünder nicht sehen möge, wie grausam er in Stücken zerkerbet wird. Wann dann der Hencker den Maleficanten zerschnitten und gemartert hat, biß daß er müde ist, reisset die Canaille den Rest in Stücken. Ist aber das Verbrechen sehr groß, so müssen die Kinder des Missethäters, und seine Verwandten mit ihm leiden.

Der Mord wird mit der Todes-Strafe beleget, welche auf unterschiedliche Weise den Verbrechern angethan wird. Die geringen werden geköpfft, als solche die zu der schimpfflichsten Straffe sind verdammet worden: aber vornehme Standes-Personen, werden erdrosselt oder gehencket, welche Todes-Art bey uns für den allerschimpfflichsten angesehen wird.

Weder der Diebstahl noch der Ehebruch, ob schon den Beleidigten dabey eine grosse Gewalt wiederfahren, wird nicht mit dem Tode gestrafft, sondern nur mit der Bastionade: oder auch hangen sie dem Thäter ein dick Brett um den Hals auf welchem sein Verbrechen geschrieben stehet, und lassen ihn damit etliche Tage zur Schau stehen.

Da

Da keiner, der das Leben verbrochen, ohne des Kaisers ausdrückliche Ordre kan abgethan werden, so folget, daß die Maleficanten in den Gefängnissen vielfältig crepiren müssen. Die Gefängnisse in den grossen Städten sind so groß und weitläufftig, daß sie unterschiedliche Strassen mit sammt etlichen Marckt-Plätzen in sich halten. In Canton alleine sollen, wie man berichtet, nicht weniger, als 15,000 Gefangene seyn. Den Gefangenen wird erlaubet, des Tages zu arbeiten, um ihren Unterhalt zu verdienen: weil die Chineser zu Liebes-Wercken und Allmosen zu geben, nicht sonderlich geneigt sind, und das, was der Kaiser, ihnen zugeleget hat, nur ein gar weniges beträget.

Die gemeinste Strafe unter den Chinesern ist die Bastionade, oder etliche Stock-Schläge auf den Steuß, wobey der, so die Execution ausstehen soll, sich auf das Angesicht legen muß. Hiervon sind die *Mandarinen* selbst nicht frey, und solches wird auch für keinen sonderlichen Schimpff gerechnet. Der arme Sünder pfleget, wenn er sonst noch darzu capable ist, nach überstandener Straffe sich vor dem Richter auf die Knie niederzuwerffen, und ihm für diese gnädige Correction zu dancken: Doch gehet es nicht allemal so gelinde ab, indem ein Schlag schon genug seyn soll, einen Menschen zu lähmen, wann der Büttel nicht bestochen ist, welches, wie gesagt, gemeiniglich gerne geschiehet. *Le Comte* versichert, daß es gantz gemein unter den Leuten sey, sich selbst zur Empfangung einer Bastionade an statt des Verbrechers ums Geld zu vermiethen, welches, wo dem also, gewiß kein geringes Zeichen von der Weichlichkeit und dem verderbten Zustand ihrer Richter ist. Die Huren können hier ihr Handwerck unter öffentlichem Schatz frey treiben: und stehen unter der Direction derselbigen Bedienten, welche die Tempeln und des Kaisers Opfer besorgen müssen.

Ich habe nicht vernommen, daß sie einige Rechts-Gelehrte oder Advocaten haben, sondern jederman führet seine eigene Sache. Denn *P. Magaillan* erzehlet, daß der Kläger, wenn er seine Klage in gewöhnlicher Form zu Papier gebracht hat, vor dem Tribunal erscheinet, und wenn er in der andern Pforte auf eine Trummel geschlagen hat, auf die Knie fällt, und seine Hände so hoch als das Haupt empor hebet; darauf überliefert er seine Schrifft einem Bedienten, der sie dem *Mandarin* bringet. Befindet er dann, daß er den Proceſs nur muhtwilliger Weise seinem Contra-Part zu vexiren, angestellet habe, so wird er mit einer scharffen Bastionade abgeführt: wo aber nicht, so wird die Sache denen, so insbesondere dazu gesetzet sind, zu untersuchen übergeben, und wann solche davon referiret haben, wird solches von dem Richter entweder confirmiret, oder geändert. Dieser Scribente aber hat sich nicht belieben lassen, uns zu berichten, ob der Verklagte auch citirt werde, sich zu verantwor-

ten, und auf welche Art er seine Defension führet, welches gewiß ein peccatum omissionis ist, daß man ihm nicht leicht zu gute halten kan. Weil es aber unmöglich ist in einer Sache ein gerechtes Urtheil zu sprechen, ohne beyde Partheyen zu hören; so müssen wir billig schliessen, daß bey einem solchen politen Volck, als man uns die Chineser beschreibet, niemand verdammet werde, es sey dann ihm zuvor erlaubet, dasjenige vorzutragen, was er zu seiner Verthädigung vorzubringen hat. Wie es scheinet, so haben sie auch Freyheit an die höhern Gerichte zu appelliren: oder auch kan einer die Unter-Gerichte vorbey gehen, und seine Sache gleich bey dem höhern anhängig machen, im Fall er besorget, daß man ihm im Unter-Gericht nicht werde Recht wiederfahren lassen.

Ungeachtet dessen, daß *Le Comte* und andere Scribenten berichten, daß die Gesetze in China so klar, und ihre Policey so ordentlich sey, daß der Kaiser alle die Regierung betreffende Affairen abfertigen könne, wenn er täglich nur 2 Stunden dazu aussetzet: so muß einer der die erstaunliche Menge seiner Unterthanen, und daraus entspringende grosse Mannigfaltigkeit der Affairen betrachtet, solches doch für möglich ansehen. Weder etliche wenige Stunden, noch auch gantze Tage sind hinlänglich, die Suppliqven alleine durchzulesen, welche aus diesem grossen Reiche bey ihm einlauffen. Er muß unumgänglich sich von seinen Ministres von dem Inhalt derselben Nachricht geben lassen, und darnach darauf decretiren, als es ihnen beliebet ihn davon zu referiren. So gehet es in allen Europäischen Reichen, und kan auch in China nicht anders seyn, als welches Reich weit grösser, als eines von jenen. Das höchste, was man von einen Fürsten erwarten kan, dessen Lande nicht ungemein klein sind, ist dieses, daß er geschickte Ministres erwähle, und sein Volck für offenbahre Unterdrückungen bewahre. Was aber dieses betrifft, daß der Kaiser in China alle Suppliquen selbst lese, und in allen Sachen, welche durch Appellation an die höhere Collegia gelangen, selbst einen Ausspruch gebe, so mögen die Herrn Jesuiten uns eben so gerne sagen, daß er Wunder-Wercke thue, welche sie in diesem Theil der Welt selbst zu thun prætendiren. Und sie werden gewiß in beyden Stücken gleich viel Glauben finden.

Der Staat mit welchem der Kaiser die fremden Gesandten empfängt, kan uns von der Grösse dieses Monarchen einigen Begriff machen. Man trifft aber davon folgende Beschreibung an: Mitten in dem innern Hofe des Pallastes stehet eine sehr solide und feste Basis, oder Fundament, oben um welches eine Balustrade gezogen ist. Uber diese Basin haben sie noch ein dergleichen aber etwas kleineres Gebäude aufgeführt, und ferner oben noch drey mehr, welche so, wie die Höhe zunimmt, immerfort an Grösse abnehmen. Uber den allerobersten

obersten aber stehet ein grosser Staats-Saal, der auf vier Reihen von lackierten Säulen ruhet; hier steht der Thron, und das Dach ist mit gelben gläntzenden Ziegeln belegt. Da nun diese ungeheure Basis mit der Balustrade, in Form eines Amphitheatri gebauet ist, hat sie ein ungemeines Ansehen, und blendet das Auge recht mit der Vergüldung und Lackierung. Hier giebt der Kaiser vor dessen Throne alle seine Ministres in ihrem Ammts-Habit, wie auch die Printzen vom Geblüt und zinsbare Könige auf ihren Angesichtern liegen, den frembden Abgesandten Audientz, welche von etlichen Vice-Roys bis an den Thron geführet werden. Der Thron ist ungefehr 4 oder 5 Fuß hoch in Gestalt eines Altars, und mit Zobeln überzogen, auf welchen der Kaiser nach Tartarischer Weise mit creutz-weis über einander geschlagenen Beinen sitzet.

Der Ambassadeur des Czaarn von Rußland Jßbrand Ides berichtet, daß der Kaiser, wann er Audientz hätte, eine Damastene Weste von dunckler Farbe, einen hoch-blauen sattinen Rock mit Hermelin bebrämet, eine Schnure von Corallen um den Hals, und auf dem Kopff, eine Zobel-Mütze mit einem rohten seidenen Knoten und etlichen Pfauen-Federn, die hinten herab hingen, getragen habe. Gold und Juwelen wären an ihm nicht zusehen gewesen, und an den Beinen sey er mit Stieffeln, oder Stiffelletten von schwartzen Leder bekleidet gewesen. Derselbige Ambassadeur meldet auch, daß er von dreyen *Mandarinen* in ihrem Ammts-Habit sey zur Audientz geführet worden: Er habe 50 Pferde für sich und sein Gefolge gehabt. An der äussersten Pforte habe er absteigen müssen, und sey hernachmahls durch alle 5 Höfe geführet worden, woselbst er eine grosse Anzahl von *Mandarinen* in ihren bordirten Staats-Röcken angetroffen. Nach dem der Kaiser sich auf seinen Thron gesetzet, habe er des Czaaren Credential-Schreiben überlieffert, und sey nach einem kurtzen Gespräch auf eben solche Weise, wie er abgehohlet, wieder nach seinem Logis geführet worden. Hernach habe man ihn zur Tafel bey Hofe invitiret. Der Kaiser sey mit seiner Garde von 12 sehr kostbar gekleidete Hellebardirern und mit klingendem Spiel herein gekommen. So bald er seinen Thron bestiegen, setzete sich die Garde neben demselben mit creutz-weis über einander geschlagenen Beinen, und die Music ward stille: der Vice-Roy, des Kaisers Oheim, und andere Staats-Ministres stunden bey dem Kaiser an jeder Seiten. Dem Ambassadeur aber ward sein Platz an der rechten Seiten des Throns ungefehr 12 Ellen davon angewiesen. Als der Vice-Roy des Kaisers Ordre kniend empfangen hatte, brachte er dem Ambassadeur 6 Ellen näher. Der Kaiser erkundigte sich darauf nach Ihro Czaarische Majestät Gesundheit, und befahl eine mit kalten Speisen und Früchten besetzte Tafel aufzudecken. Wie nun die Damastene Decke abgenommen, und der Ambassadeur

deur

deur an einen für ihm besonders zugerichteten Tisch geführet war, nöhtigte man ihn zu essen. Uber 200 Herren von Hofe sassen auch auf Tapeten mit Creutz-weiß über einander geschlagenen Beinen, und hatte je zwey und zwey einen Tisch zwischen sich. Der Kaiser sandte dem Ambassadeur eine Gantz und unterschiedliche Gerichte, wie auch einen göldenen Becher mit Brandtwein, oder anderm starcken Geträncke, womit seine Diener ebenfalls tractiret wurden. Darauf wurden die Jesuiten eingeführet, welche nachdem sie vor dem Throne gekniet, Befehl empfingen, etliche Fragen wegen der Länge seiner Reise, und dem Zustand der Königreiche in Europa, an den Ambassadeur zu thun, seine Antwort musten die Jesuiten auch verdolmetschen. Als dieses Gespräch geendiget war, führte der Vice-Roy den Ambassadeur wieder auf seinen vorigen Ort, und nachdem er daselbst eine viertel Stunde gesessen hatte, gab man ihm einen Winck, daß er aufstehen sollte. Darauf grüste der Kaiser dem Ambassadeur, und verfügte sich in sein Gemach. Der Ambassadeur aber wurde nachher mit einem Schau-Spiel von den *Mandarinen* divertirt.

Als er seine Abschieds-Audientz hatte, und der Kaiser erstlich sich auf seinen Thron gesetzet, bemerckte er, daß ein Herold mit lauter Stimme denen Herren von Hofe zurieff, daß sie aufstehen, und sich zur Erden bücken sollten, welches sie zu dreyen mahlen thaten, unterdessen sich die Trummeln, Glocken und die gantze Music lustig hören liessen. Der Ambassadeur ward, als er sich dem Thron auf 9 Ellen genähert hatte, zwischen 2 Tartarische Printzen gestellet, so lange als er sein Compliment gegen den Kaiser machte. Als er wieder von der Audientz zurück kam, bemerckte er, daß des Kaisers Garde in dem vierten Hofe rangiret stunde. Selbige war in rohten Cattun gekleidet, worauf Figuren in der Grösse eines Reichsthalers gedruckt waren. Sie trugen kleine Mützen mit gelben Feder-Büschen, welches des Kaisers Liverée ist, und waren mit Säbeln, und Lantzen bewapnet. Von dem Pallast ward der Ambassadeur in einem Wagen des Kaisers von einem Elephanten gezogen, in sein Quartier geführet.

Die Kaiser von Chinesischen Stamm liessen sich selten öffentlich sehen, die itzigen aber von der Tartarischen Familie gehen die Mittel-Strasse und zeigen sich ihren Unterthanen zum wenigsten viermal alle Monaht.

Wenn der Kaiser die Gräntzen der Tartarey besuchet, welches fast alle Jahr geschiehet, liegen 30 oder 40 Tartarische Fürsten, um ihre Aufwartung bey dem Kaiser zu machen. Wenn er durch Provintzen reiset, reitet er gemeiniglich auf der Post mit einer geringen Anzahl von seinen Bedienten: weil ohnedem den gantzen Weg entlangs Garden zu seiner Sicherheit hingestellet seyn.

Der

Der Kaiser aber erscheinet niemals in einer grössern Pracht, wie die Reisenden berichten, als wenn er in ihren Götzen-Tempeln opffern will. Bey solcher Gelegenheit gehen 24 Trompeter mit göldenen Kräntzen, und ein hauffen Trummeln voran in der Procession. Darauf folgen 24 Mann mit vergöldeten Stäben: nach solchen kommen 100 Soldaten mit netten Hellebarten. Ferner kommen hundert Gerichts-Diener, und hinter diesen 400 zierliche Laternen, und ein hauffen vergöldete Fackeln. Dann stellen sich 200 Lantzen-Träger ein, bey welchen 24 Fahnen, auf welchen die Zeichen des Thier-Kreises, und 56 andere, auf welchen alle Constellations abgemahlet sind, einhergetragen werden. Ferner kommen 24 prächtige Sonnen-Schirme und ein Schenck-Tisch mit einem göldenen Service, von lauter Hoff-Bedienten getragen. Alsdann erscheinet der Kaiser selbst zu Pferde in prächtigster Kleidung. Denn seine Bein-Kleider so gar, und alles was er an hat, ist mit Gold und Edelgesteine über und über bedecket, und über seinem Haupte wird ein vergöldeter Sonnen-Schirm von den Pagen getragen. Hinter ihm gehen die Printzen vom Geblüt, Vice-Roys und hohe Staats-Ministres, in ihren Staats-Kleidern: nach diesen kommen 500 junge Edelleute mit 1000 Mann zu Fuß, welche in incarnat-rohter Seide mit silbernen und göldenen Sternen darin gewirckt, gekleidet seyn. Hinter diesen wird ein offener Wagen, gleich einem Triumph-Wagen von 36 Mann gezogen, und denn noch einer, der mit 120 Mann bespannet, und so groß ist, daß er an statt eines Gemachs gebraucht werden könnte. Weiter 2 von Elephanten, und 2 von Pferde gezogene Wagens, jeder mit einer Escorte von 50 Mann: und zuletzt beschliessen 2000 *Mandarinen*, und ein hauffen Officirer von der Armée die gantze Procession.

Die Weiber welche an dieses Printzen Hofe gehalten werden, und welche unsere Scribenten Frauens und Concubinen zu nennen belieben, bestehen aus den schönsten Jungfern, welche die Vice-Roys und Gouverneurs der Provintzen nur aufsuchen können, üm sie dem Kaiser zu verehren, und werden bey dem allen nicht besser, als seine Sclavinnen gehalten. Ihrer ist eine grosse Anzahl, so daß manche von ihnen schwerlich die Ehre hat, des Kaisers Bette zu besteigen. Einige sagen, daß ihrer dreye Königinnen titulirt, und die übrigen, welche jenen aufwarten müssen, vorgezogen werden. Aber der allergeringsten ihre Kinder haben eben so leicht das Glück dem Vater im Reich nachzufolgen, als die Söhne derjenigen, die Gemahlinnen genannt werden, und die gröste Figur machen. Der vorige Kaiser war einer Concubinen Sohn, und von seinen Vorwesern im Reich sind viele desgleichen gewesen. Es kan vielleicht seyn, daß der Kaiser, wenn er eine Tochter oder Schwester eines Tartarischen Printzen an seine Seite leget, ihr einen Titul als Kaiserin oder Königin giebet:

aber von einem solchen Heurahts-Contract, durch welchen eine solche Person, zu einer Ehe-Frauen, in dem Verstande, wie wir Europäer es nehmen, gemacht, und ihre Nachkommen zu rechtmässigen Erben der Crone eingesetzet werden, hat man bey ihnen (so weit als ich vernommen habe) niemals etwas gehöret. Die Weiber dürffen sich durchaus nicht in ihre Regierung und Rahtschläge mischen: dahero sie Europa zum Spott das Weiber-Reich nennen, weil sie gehört haben, daß ein Frauenzimmer unterweilen in diesem Theil der Welt den Scepter führet.

Wenn der Kaiser einen von seinen Söhnen ernennet, der ihm succediren soll, so lassen sich die andern, sie mögen älter, oder jünger seyn, solches gerne gefallen, und leben gantz geruhig, in den ihnen angewiesenen Pallästen; bekommen aber niemals das Commando in den Städten, da sie wohnen, und dürffen auch ohne ausdrückliche Erlaubniß vom regierenden Kaiser von dem Orte nicht weggehen. Sie haben auch gewisse Einkünffte, welche der Gouverneur der Provintz ihnen richtig zahlen muß, und leben ohne Bedienungen als Privat-Edelleute bey uns in Europa. Man findet schwerlich bey ihnen ein Exempel, daß einer von ihnen nach der Crone geschnappet, und sein Recht der Gebuhrt, oder sonst was zum Vorwand vorgeschützet habe, obgleich das Reich in den Händen ihres jungern Bruders gewesen.

Ein jeder Unterthan besitzet seine Ländereyen zum Erb- und Eigenthum, und darff die Feste oder das Lehn darauf bey keinem Ober-Herren suchen: der Kaiser aber kan so viel Schatzungen ausschreiben, als ihm genug düncket, den Bedürffnissen des Staats abzuhelffen. Sie haben aber eine ordinaire Schatzung, welche, wie etliche berichten, den zehnten Pfenning von allen ihren Gütern ungefehr ausmachen soll, und selten höher gesteigert wird. Der Kaiser gibt auch jährlich einer oder mehr Provintzen Nachlaß, so daß sie gar nichts bezahlen dürffen; insbesondere wenn die Leute mit schweren Kranckheiten, unbequemer Witterung, und andern Unglücks-Fällen heimgesuchet werden. Wie hoch sich die Revenüen dieses Reichs zusammen belauffen, kan man schwerlich ausrechnen, weil ein groß Theil derselben in Waaren in natura bezahlet wird. An Gelde mögen nach *Le Comte* seiner Meinung 22 Millionen an Chinesischen Kronen (b) einlauffen, jede Krone zu 6 Schilling Englisch gerechnet; und an Seide, Reis, Korn, Saltz und andere Nohtwendigkeiten mögen dem Wehrt nach 15 Millionen von denselben Kronen einkommen; und in allen also ungefehr

(b) Unten sagt unser Auctor, daß die Chineser keine Silber-Müntze haben. Wie solches mit diesen Ort übereinstimmet, stehet nicht leicht zu errahten.

sehr 21 Millionen und 600000 Pfund Sterling, oder etwas über 108 Millionen Reichs-Thaler. Welches vor ein so weitläufftiges, so reiches, und so starck bevölckertes Reich, wie China zu seyn beschrieben wird, eine ungemein mässige Summa zu seyn scheinet. Denn das kleine Königreich England hat während den letzten Kriege in manchen Jahren fast noch halb so viel aufgebracht, und itzo bey Friedens-Zeiten steigen die Schatzungen von allen Sorten, bis über ein Viertel von dieser Summa. Wie sie es aber machen, daß sie ihre Civil Bedienten und 5 Millionen Soldaten mit 22 Millionen Pfund Sterling jährlich bezahlen, stehet nicht wohl zu begreiffen.

Es wird alle Jahr ein Verzeichniß von eines jeden Mannes Familie, Gütern und Vermögen, nebst dem Gefällen, so er der Crone entrichten muß, eingenommen, und in die Register eingetragen: auch einer Abschrifft davon über die Thüre eines jeden Hauses aufgehänget, und der Herr im Hause ist verbunden, des Kaisers Gebühren, ohne deswegen erinnert zu werden, bey den *Mandarinen* vom dritten Rang einzulieffern, bey Straffe des Gefängnisses und der Bastionade, bis er bezahlt hat. Auf solche Weise erspahren sie die Chargen der Hebungs-Beammten. Die Mandarinen zahlen die gehobene Schatzungen an den Schatz-Meister ihrer Provintzen, welcher den Uberschuß nach Peking übersendet, wann erstlich die Gouverneurs und Beammten in den Provintzen, wie auch die Soldaten ihre Bezahlung empfangen, und andere nöhtige Ausgaben der Regierung sind gestopffet worden.

In Peking schütten sie Reis und ander Korn in grossen Magazinen und Proviant-Häusern auf, und zwar in solcher Menge, daß sie auf drey Jahr Vorraht haben, und wenn etwa eine Gegend im Reich mit Hunger, und andern Land-Plagen gedruckt wird, den Nohtdürfftigen zu Hülffe kommen können.

L 2 Was

(c) Wenn man erweget, was der Herr *Salmon* unten schreibet, daß die Soldaten zum theil mit Reis bezahlet werden, theils auch nur Handwercker sind, die wenn sie aufgeboten werden, sich bey der Fahne stellen müssen, sonst aber ihrer Nahrung nachgehen: so läst sich endlich wohl begreiffen, daß der Kaiser von China eine grosse Armee mit geringen Kosten zu Friedens-Zeiten unterhalten könne. Da kömmt noch zu, daß er selbsten meldet, daß alle Unkosten die der Kaiser auf den Civil- und Militair-Etat und andere nöhtige Ausgaben in jeder Provintz von den Schatz-Meistern erstlich aus den jährlichen Einkünfften bezahlt, und der Uberschuß, alsdenn nach Peking geliefert wird. Es kan also gar wohl seyn, daß die 22 Millionen Pfund Sterling, von welchen *Le Comte* redet, in dem Uberschuß der aus den Provincen gehobenen Revenüen, welche nach Abzug aller andern Ausgaben nach Peking jährlich gesandt werden, bestehen: Und wo dem also, so scheinet diese Summa weder zu groß noch zu klein, und vor dieses grosse Kaiserthum proportionirlich genug zu seyn.

Was die Krieges-Macht dieses Kaiserthums anlanget, so sollen, wie man sagt, zu Friedens-Zeiten, nicht weniger als 5 Millionen Soldaten auf den Beinen gehalten, und besoldet werden, wovon die meisten noch zu Pferde dienen. In der Stadt Peking alleine werden über 160,000 Reuter einquartieret, welche Säbeln und Lantzen führen. Ihre Reuter haben keine Flinten, und ihr Fuß-Volck nicht viele. Ihre Haupt-Waffen sind noch zur Zeit Bogen und Pfeile. Der beste Nutzen dieser Krieges-Macht ist, daß sie das Land in Ruhe erhalten. Sie sind eben so wenig geschickt mit recht disciplinirten Troupen zu fechten, als unsere Land-Milice, und sie haben auch in der That keinen ausländischen Feind zu fürchten, nachdem China und die Tartarey mit einander combiniret sind. Es wird ihnen eine Portion von Reis und Proviant gereichet, welche hinlänglich sie und ihre Familien davon zu speisen. Vielen von ihnen gibt man Erlaubniß ihren Gewerben und Profesfion nachzugehen, und diese werden nur zu gewissen Zeiten wieder eingefodert, so wie bey unserer Land-Milice geschiehet. Sie haben eine sehr schöne Feld-Artollerie, welche die Jesuiten ihnen zu giessen geholffen haben. Ihre Canonen auf den Wällen in den Festungen aber sind alt, und können nicht sonderlich gebraucht werden.

Sie haben keine göldene Müntzen in China. Ihre courant-Müntze bestehet aus kleinen runden Stücken von einem schlechten Metall dem Messing etwa ähnlich, mit einem Loch in der mitten. Solche ziehen sie auf eine Schnur, und zählen sie hernach Schnur-weis, und nicht Stückweis. Solcher 1000 Stück gelten nicht mehr als ein Stück von achten. Auf der einen Seite stehen 4 Chinesische Characteres, welche des Kaisers Nahmen ausmachen, und 2 auf dem Revers, welche den Nahmen der Stadt bedeuten, wo das Geld ist gemüntzet worden.

Das Silber, so sie in der Handlung gebrauchen, pflegen sie in kleine irregulaire Stücke zu schneiden, und auf einer Wacht-Schale zu wägen, die dem Römischen Gewicht nicht unähnlich ist, und die ein jeder in einer kleinen lackierten Capsul bey sich träget. Die neusten Scribenten aber sagen, daß sie itzunder kleine silberne Müntzen haben. Die Chineser haben ein Gewicht von einem Pfund, Gin bey ihnen genannt, welches sie in 16 Untzen theilen, wie wir thun. Jede Untze hat wiederum 10 Theile, und diese werden abermals jedes in zehn Gewicht eines Pfennings schwer getheilet, und jeder Pfenning wiederum in 10 Gran. Der Fuß ist bey ihnen meistentheils so lang als bey uns, oder nicht über ein hundertsten Theil kurtzer.

Das

Das achte Capittel.

Handelt von ihrer Religion, Tempeln und Aberglauben.

Unter allen Götzen-Dienern auf dem gantzen Erd-Boden sollen die Chineser wie *Neuhoff* bemercket, in die geringste Thorheiten verfallen seyn. Sie haben allezeit einen höchsten GOtt verehret, oder einen ewigen Geist, welcher, nach ihrer Meynung Himmel und Erde beseelet. Ob sie auch wohl etliche geringere Götter zugleich anbeten, als die ersten Erfinder der Künste, die Berge, die Flüsse 2c. so haben sie doch niemahls den Lastern geopfert, oder dergleichen garstige Götzen verehret, als die Egyptier, Griechen und Römer gehabt haben.

Es sind heutiges Tages 3 Secten in China. Erstlich die Nachfolger von *Li-Laokun*, welche nach ihrem Bericht über 500 Jahr vor Christi Gebuhrt gelebet haben. Er lehrete, Gott habe einen Cörper und mancherley geringe Götzen unter sich: seine Anhänger legen sich auf die Magie, und bemühen sich einen Tranck zu verfertigen, der die Menschen unsterblich machen soll.

Die andere ist die Secte der Gelehrten, welche Discipul und Nachfolger des weit-berühmten *Confucii* (a) sind, der viele schöne Sitten-Lehren hinterlassen, und seine Lands-Leute in der Philosophie unterrichtet hat. Er re-

(a) Dieser berühmte Philosophus, von welchem nicht nur die Chineser, sondern auch alle Europäer, und vornehmlich die Herrn Jesuiten, und einige ihrer Freunde unter den Protestantischen Philosophis in Teutschland selbst ungemein viel Wesens machen, verdienet wohl, daß man ein wenig umständlicher von ihm handle, als der Herr *Salmon* gethan hat. Er führt bey den Chinesern unterschiedliche Nahmen, als *Cum*, *Fu*, *Cu* aus welchen *Confucius*, oder wie *Dionysius Kiao* ihn nennet, *Cunfucius* scheinet zusammen gesetzet zu seyn. Der Zeit wegen, zu welcher er gelebet, sind die Chineser selbst nicht recht einig, doch gehen alle Nachrichten dahin, daß er im fünfften oder sechsten Seculo vor Christi Gebuhrt gelebet: welches abermal zu einem Beweis, von der Unrichtigkeit und Ungewißheit ihrer Chronologie dienen kan. Sein Vater ist ein Edelmann, Nahmens *Xo-cum-he*, und ein vornehmer Ministre in der Provintz *Sum* gewesen. Sonst giebt man vor daß er gar Kaiser und Könige unter seinen Vorfahren habe rechnen können. In seiner Jugend ward er schon wegen seines aufgeräumten Kopffs unter seinen Lands-Leuten sehr berühmt. Seine erste Employ fund er in der Provintz *Lu* oder *Xantum*, woselbst er Mandarin ward. Anfangs glückte es ihm durch seinen Raht viel gutes zu stifften. Als aber der König von *Lu* durch das Frauenzimmer sich verführen ließ, und *Confucio*

det von GOTT als dem aller-reinesten und vollenkommensten Anfang, der Quelle und dem Wesen aller Dinge: und ob er wohl, wie man sagt, der Abgötterey selbst verbothen hat, so hat man ihn doch Tempel erbauet, und sein Bildniß darinn aufgerichtet, woselbst er mit der allertieffesten Adoration ange-

---

fucio nicht mehr so viel Gehör gab, danckte er ab, und retirirte sich in sein Vater-Land, die Provintz *Sum*, woselbst er eine Schule anlegte, und mit vielem Zulauff docirte, so daß nach der Chineser Bericht seiner Zuhörer offt bey 3000 gewesen seyn sollen. Endlich starb er in einem 73 (oder wie andere sagen 63) jährigem Alter, nachdem er vorher noch die Betrübniß erlebet hatte, zu sehen, daß der König von *Lu*, in dessen Diensten er gestanden war, in die gröste Unordnung verfiel. Uber welchen Zufall er auf seinem Sterbe-Bette also soll moraliret haben: **O ungeheurer Berg, warum bistu gefallen? Die grosse *Machine* ist übern Hauffen geworffen. Die Klugen haben einen Blossen geschlagen. Die Könige hören meine Lehren nicht. Ich bin der Welt nicht mehr nütze. Also ist es gut, daß ich davon scheide.** Er theilte seine Lehre in 4 Stücken, und seine Schüler in eben so viel Classen ein. Die erste Classe von Schülern muste sich bestreben tugendhafft zu werden. Die andere übte sich im raisonniren, und in der Beredsamkeit. Die dritte lernete die Regierungs-Maximen. Die vierte endlich musten sich üben von den Tugenden und Sitten wohl zu urtheilen und zu reden. Von seinen Discipuln soll er 72 allen übrigen vorgezogen und vor rechte genuinos erkläret haben; welcher Andencken noch heutiges Tages bey den Chinesern in grosser Hochachtung stehet. Andere 500 von denselbigen sollen zu den höchsten Ehren-Stellen im Reich gelanget seyn. Sonst war *Confucius* so bescheiden, daß er öffentlich bekannte, er sey nicht der erste Erfinder seiner Lehre, sondern habe selbige aus den Schrifften der Alten, insonderheit aber aus den Lehren der beyden Könige *Yao* und *Xun*, welche ungefehr 15000 Jahre vor ihm sollen gelebet haben, gezogen. Seine Sitten-Lehren, worin seine gröste Force bestund, sind im übrigen nicht uneben, vornehmlich nach dem Masse, als ein Heide aus dem blossen Licht der Vernunfft diese Sachen hat einsehen können: und irren diejenige meines wenigern Erachtens nicht, welche ihn dem *Senecæ*, *Socrati*, *Epicteto*, und andern berühmten Philosophis bey den Griechen und Römern gleich schätzen. Insbesondere sind in seiner Politic viele gute Reguln, die zur Einrichtung und Befestigung eines Staats viel beytragen können. Indessen aber ist auch nicht ohne, daß er in vielen gefehlet hat, und insbesondere daß seine Philosophie mit der Christlichen Sitten-Lehre gar in keine Vergleichung kan gezogen werden. Dahero auch ein berühmter Mann nicht ohne Grund von ihm urtheilt; man treffe zwar viel gutes in seinen Schrifften an, das nicht zu verachten stehe, es sey aber nicht nöhtig erst nach China zu reisen, um solches zu lernen, sondern man könne in Europa mannigmahl auf einem Dorfe eben dieselbe und weit schönere Wahrheiten bey einem guten Kinder-Examine hören. Man rühmet sonsten vom *Confucio*, daß er nicht weniger ein Feind der Atheisterey, als des Aberglaubens gewesen, welches gewiß an einem solchen Philosopho ein grosses. Daß aber seine Nachfolger heutiges Tages in beyden Stücken von den guten Fußtapffen ihres Lehr-Meisters weit abgewichen seyn, daran stehet selbst nach den mildesten Relationen der Herren Jesuiten kaum zu zweiffeln. Wenn man *Confucii* Bücher ansiehet, so findet

angebetet wird, wie wir aus der Bulle des Papstes gegen die Jesuiten sehen werden, worin er sie bestraffet, daß sie ihren Neubekehrten diese Art von Abgötterey erlaubet haben, und solche gäntzlich verbeut.

Noch ist eine dritte Secte unter ihnen, welche weit zahlreicher, als eine von den beyden vorigen; und den Götzen *Fo*, den sie den eintzigen Gott der Welt tituliren, anbetet. Dieser Abgott soll 32 Jahr nach Christi Himmelfahrt aus Indien ins Land gebracht worden seyn. Seine Priester, die Bonzes, machen sich mit einigen Sitten-Lehren breit, und behaupten, daß nach diesem Leben Straffen und Belohnungen zu gewarten stehen. Sie inculciren ihren Schülern ebenfalls, daß es nicht erlaubet sey, eine lebendige Creatur zu tödten, oder Wein zu trincken. Sie vergessen auch nicht ihnen zu zeigen, wie hochwichtig die Pflicht, und wie viel ihnen daran gelegen sey, daß sie ihre Priester unterhalten, und ernähren, ihnen Tempel und Klöster bauen, auch die Pœnitentzen so sie ihnen auflegen, richtig erfüllen. Wenn sie sich in diesen Stücken saumseelig erweisen, drohen sie ihnen mit den grösten Plagen nach dem Tode, oder auch, daß ihre Seele in einen Wurm oder in irgend ein Last-Thier fahren solle. *Le Comte* erwehnet von einem, welchem die Bonzes weis gemacht hatten, daß seine Seele in eines von des Kaisers Post-Pferden fahren würde: Wobey sie ihn ermahneten, wenig zu essen, und es gedultig zu leiden, so möchte Gott sich vielleicht bewegen lassen, ihm bey der nächsten Transmigration

findet man zwar viele andre hübsche Lehren darinn, von GOtt aber und der Religion blut wenig; und mag dahero wohl der *P. Longobardi* nicht ohne Grund gesagt haben, daß sein Erkänntniß von GOtt nicht weit her sey, wie auch von einem heydnischen Philosopho nicht anders zu vermuthen stehet. Indessen würde man ihm doch zu viel thun, wenn man aus diesen wenigen Stellen ihn verdammen, und entweder vor einen Atheisten oder groben Abgötter erklären wolte. Von der grossen und übermässigen Verehrung, welche die Chineser noch diese Stunde dem *Confucio* erzeigen, werden wir unten in dem Anhang von den Fatis der Christlichen Religion in China mit mehrern handeln. Allhier erwehne nur noch, daß seine Schüler ihn in dem Gymnasio, wo er gelehret hat, begraben haben. Dieser Ort liegt nahe an der Stadt *Kin-fu* am Flusse *Su*, und ist mit vielen Gebäuden, auch mit einer Mauer umgeben. Seine Schrifften sind ausser den Chinesischen Editionen von dem Jesuiten *Prospero Intorcetta* erstlich theils zu Quam-cheu in China Anno 1667, theils zu Goa in Indien Anno 1669 Chinesisch und Lateinisch herausgekommen. Nach dieser ersten Edition hat *Thevenot* seiner Sammlung von ungedruckten Reise-Beschreibungen das andre Buch einverleibet, und *Lambecius* dem Anhang des siebenden Buchs seines Commentarii de *Bibliotheca Vindobonensi*, *Vitam Confucii* und dessen *Scientiam Politico-Moralem* beygefügt. Die beste Edition ist aber unstreitig des P. *Couplet* und seiner Gehülffen ihre, welche Anno 1687 in Folio zu Paris herausgekommen. Die neueste Edition ist Anno 1712 zu Praag in Quarto von dem P. *Noel* edirt worden.

gration den Cörper einer vornehmen Person zu bewohnen anzuweisen. Der Mann aber hatte einen solchen Abscheu und Furcht davor, daß er ein Post-Pferd abgeben sollte, daß die Hoffnung hernachmahls ein vornehmer ansehnlicher Herr zu werden, bey ihm wenig Vergnügen erweckte, so daß er weder Tag noch Nacht vor Unruhe schlaffen konnte. Als er aber vernahm, daß die Christen solchen Veränderungen nicht unterworffen wären, sondern so wohl in der andern Welt als in dieser Menschen blieben, schickte er hin zu dem Pater, und ließ sich tauffen, und starb wie dieser versichert, als ein guter Christ. Es scheinet also, daß diese Lehre von der Transmigration der Seelen eben so wohl wie die Verkündigung der höllischen Pein die Leute zum Christenthum solle antreiben können. Die Pfaffen zeigen ihren Zuhörern nicht nur an, welcherley Cörper sie nach ihrem Tode beziehen werden; sondern prætendiren auch die rechte Person insonderheit, und die Creatur in individuo zu kennen, in welche eines Menschen Seele fährt. Denn derselbige Auctor, *Le Comte* erzehlet von einem der Printzen von Geblüht, welcher einen Mignon durch den Todt verlohren, auf den er ungemein viel hielte. Da gaben die Pfaffen vor, die Seele sey in den Cörper eines Tartarischen Knaben gefahren, welchen sie für ein Stück Geld erkaufften, und dem Printz præsentirten, der darüber ungemein vergnügt war. Ihre vorgegebene Heiligkeit wird auch so groß, und ihre selbst-erwehlte Bussen und Pœnitentzen von solchem Wehrt zu seyn erachtet, daß sie vor genugsam angesehen werden des Volcks Sünden zu versöhnen. Jeder Pfaffe prætendirt auch, mit der Gewalt begabet zu seyn, seine Verdienste denjenigen zu gute gedeyen zu lassen, welchen er selber will; solches geschiehet aber allezeit bey denjenigen, die sich am güthätigsten gegen ihren Orden erzeigen. Sie befestigen grosse plumpe eiserne Ketten an ihre Gelencke zwischen der Hand und dem Arm und an die Beine, und schleppen solche längst der Gassen, und stossen den Kopff gegen die Steine, bis daß das Blut mildiglich herunter rinnet, um dem Volck Allmosen abzulocken. Man erzehlet auch daß einer von ihnen sich selbst in einem Wagen, der allenthalben mit Nagels beschlagen war, hat herum fahren lassen, so daß er sich nirgends anlehnen konnte, ohne sich selbst zu verwunden. Weil solches nun zu der Chineser Seelen-Besten geschehen sollte, ließ sich das Volck leichtlich bereden, die Nägels, das Stück für 6 Pence, oder ohngefehr 6 Schilling Hamburger Geld zu erhandeln: Damit nur dieser Heiliger einige Erleichterung seiner Schmertzen haben möchte. Die Priester versicherten anbey, daß ein jeder Nagel ungemein Seegen über die Familie dessen, der ihn kauffte, bringen würde: indem das Geld zu Erbauung eines Tempels zu Ehren des Abgotts *Fo* sollte angewendet werden; und man also nicht præsumiren durffte, daß die Pfaffen dabey ihren Schnitt machten.

Sie

Sie haben ein Götzen-Bild der Unsterblichkeit, welche sie in der Gestalt eines ungemein fetten Mannes verehren, der auf Creutz-weis über einander geschlagenen Beinen sitzet, und einen extraordinairen weit hervorragenden Bauch hat. Ein anderer von ihren Götzen heist der Gott der Wollust, dessen Bild 20 Fuß hoch gemacht wird, zwischen diesen steht in ihren Tempeln ein ander grosses Bild 30 Fuß hoch, über und über vergöldet mit einer Crone auf dem Haupt, und mit kostbaren Kleidern angethan, welches sie den grossen König *Kang* nennen, den sie mit sonderbahrer Veneration anbeten. Die kleinern Götzen sind unzählbar. Man findet sie in ihren Häusern, auf den Strassen und auf den Schiffen so wohl als in den Tempeln. Ein jedweder hat seinen *Jos* oder Haus-Götzen. Unterweilen aber tractiren sie selbige eben so verächtlich, als die Portugisen den heiligen *Antonium*. Denn wenn sie diese Klötzer lange Zeit mit Ungestüm angeflehet haben, und keine Erhörung ihres Gebets verspuhren, straffen sie den höltzernen Götzen mit Verachtung, und schleppen ihn durch alle Bäche und Rönnen auf den Gassen, um ihn bessere Mores zu lernen. Triffts nun, daß sie währender Zeit das, was sie wünschen, erhalten, so stellen sie ihn wieder hin an seinen Ort, fallen nieder und beten ihn an, und entschuldigen sich, daß sie ihn so gröblich mishandelt haben. Alsdenn bemahlen, waschen, und vergölden sie den Klotz von neuen, damit er künfftighin gnädiger gegen sie seyn möge. *Le Comte* erzehlet auch, daß einer von ihnen seinen Götzen vor Gericht belanget habe, weil er ihn nicht erhöret; obschon die Pfaffen, welche er bestochen hatte, ihm einen guten Erfolg versprochen. Ich muß aber gestehen, daß ich sehr geneigt bin meinen Beyfall in diesen Dingen ein wenig zurück zu halten, bis weiter Confirmation einläufft, denn man weiß, daß die Herrn Jesuiten unterweilen nicht gar zu aufrichtig beichten, insbesondere, wenn solche Sachen vorfallen, die die Religion betreffen.

Ferner beten die Chineser ausser diesen Götzen den Himmel, den Mond, die Sterne, und die übrigen Planeten an, wie auch die Seele ihrer Vor-Eltern, und die Erfinder gewisser Künste, nebst den Bergen und Flüssen, und andere solche Dinge mehr.

Weil der Kaiser ein Tartar ist, bleibet er bey der Abgötterey dieser Nation, welche doch von der Chineser Aberglauben nicht weit entfernet ist, ohne daß sie einen lebendigen Menschen anbeten, welchen sie den grossen *Lama* nennen: doch meinet (b) *Le Comte*, daß selbiger eben der Abgott *Fo* sey, wel-

(b) Von diesem grossen *Lama* und den Sätzen seiner und seiner Anhänger Religion haben die Catholischen Missionarii ein und andere Umstände bekannt gemacht, welche wann sie wahr sind,

cher allein unter einem sichtbahren Bilde angebetet wird. Sie nennen ihn den ewigen Vater, und alle Ostliche Tartarn bezeugen die gröste Veneration gegen ihn. Er läst sich an einem dunckeln Ort in seinem mit Lampen allein erleuchteten Pallast sehen. Er sitzt mit Creutz-weiß über einander geschlagenen Beinen auf einem Küssen, und ist mit den prächtigsten Kleidern immerzu angethan. Alle die sich zu ihm nahen, fallen mit dem Angesicht auf die Erde nieder, und küssen ihm die Füsse in tieffster Demuht. Damit es auch das Ansehen haben möge, daß er unsterblich sey, erwehlen seine Priester allemahl, wenn einer abgeht, einen aus ihren Mitteln der dem vorigen so ähnlich ist, als nur immer möglich: und daher kommts, daß keiner von seinem Anbeten zweiffelt, daß er nicht ewiglich lebe. Er hat eine solche Auctorität in der gantzen Tartarey, daß kein König gecrönet wird, ehe und bevor er diesen Götzen mit genugsamen Geschencken bedacht, und seinen Seegen erhalten hat. Seine Residence ist zu *Barantola*, woselbst er eine Königliche Hof-Staat hält, sich aber gar nicht in die Weltliche Regierung mischet, so daß man ihn mit Fug den Tartarischen Papst nennen kan. Nachdem die Tartarn China beherrschet haben, dienen die Priester von diesem grossen *Lama*, welche nach ihm *Lamas* genennet werden, als Capellanen

---

sind, nicht geringen Argwohn erwecken, daß diese Religion nichts anders, als ein in das gröbste Heidenthum degenerirtes Christenthum sey Denn ob sie gleich der Viel-Götterey ergeben sind, beobachten sie doch viele Gebräuche und haben auch einige Lehren, darin man noch etliche dunckle Merckmahle des Christenthums antrifft. Sie sollen z. E. lehren, daß ein GOtt sey und drey Personen in dem einigen göttlichen Wesen. Die erste Person nennen sie *Lama-Conioc*, die andere *Cho-Conioc*, das ist das grosse Buch, die dritte heist *Sangya-Conioc*, welches so viel bedeuten soll, als das Anschauen und die Liebe der Herrlichkeit. Die andere Person ist so wohl Auctor von ihren Gesetz, als das Gesetz-Buch selber. Sie sagen: er habe sein Blut für das Heil des Menschlichen Geschlechts vergossen, und sein gantzer Leib sey dabey mit Nägeln durchbohret worden. Ob sie schon nicht sagen, daß er am Creutz gestorben sey, findet man doch die Figur des Creutzes in ihren Büchern. Sie geben auch, wie *P. Kircher* in seiner Beschreibung von China meldet, von dem grossen *Lama* vor, daß er vor 700 Jahren vom Tode und der Höllen wiedergekommen sey, noch lebe und ewiglich leben werde; in welcher Lehre einige Spuhren von dem allertheuresten Wahrheiten von der Auferstehung und Höllenfahrt Christi zu stecken scheinen. Der grosse *Lama* soll ebenfalls eine Art eines Sacraments von Brod und Wein administriren, wovon er etwas selbst geneust, den Rest aber unter die übrigen *Lamas* austheilet, die bey solcher Ceremonie gegenwärtig sind. Er aber allein, und kein anderer darff diese Ceremonie verrichten. In Summa, wo die Nachrichten wahr sind, so sind diese Dinge sonder Zweifel noch etliche Ueberbleibsel von dem Nestorianischen Christenthum, welches vormals in diesen Gegenden unter den Tartarn floriret hat, bis Gengiz-Can sie conqvetirte, und alles in einem andern Zustand setzte. Der Ort wo der grosse *Lama* residirt wird von einigen Barantola, von andern Potala genennet.

nen bey den Tartarischen Edelleuten, die sich zu Peking aufhalten. Der Kaiser bezeuget, wie die Jesuiten bemercken aus Staats-Raison einen besondern Respect, so wohl gegen die Bonzes, als gegen die *Lamas*. Sie geben aber dabey zu verstehen, daß er eben kein Sclave von ihren Lehr-Sätzen sey, und ihre Thorheiten so gut einsehe, daß er, wenn er allein ist, darüber lachet. Sie erzehlen auch, daß er bey seiner Mutter Absterben, als ihre Aufwärterinnen kamen und um Erlaubniß anhielten, ihr in die andere Welt nachzufolgen, woselbst sie vielleicht gute Dienste von ihnen haben könnte, selbigen geantwortet habe; es sey schon davor gesorget, und daß sie sich deswegen weiter nicht bekümmern dürfften. Damit er sie auch verhindern möchte, ihnen selbst Gewalt anzuthun, habe er befohlen, daß man ihnen die Haare abschneiden sollte, weil solches, wie es scheinet, nach ihrer Meinung sie untüchtig machet, einer vornehmen Person zu dienen. Sie gestehen aber dennoch, daß der Kaiser beständig den *Confucium* eben so wie die andern verehret, und in den Heidnischen Tempeln opffert. Und ob sie gleich durchaus behaupten wollen, daß er allein den Allerhöchsten Beherrscher Himmels und der Erden anbete, und durch blosse Staats-Raison von Annehmung der Christlichen Religion abgehalten werde; so bekennen sie doch anderwerts, daß er ihnen versichert habe; er könne die Christliche Religion nicht glauben. Es möchten noch so viel Schwierigkeiten darinnen seyn, so wolle er doch, wann er nur versichert wäre, daß alles wahr sey nicht ein Augenblick anstehen, sich dazu zu bekennen. Und wann er erstlich den Christlichen Glauben annehmen wollte, würde das gantze Reich bald seinem Exempel folgen. Dieses läst sich nicht gar zu wohl damit reimen, daß er, der Jesuiter Vorgeben nach, ein Christ in seinem Hertzen seyn soll. Denn wenn das Volck ihm so ergeben wäre, daß sie in diesem Punct gleich seinem Beyspiel folgen würden, so dürffte er ja im geringsten nichts bey seiner öffentlichen Erklärung hazardiren.

In China sind auch etliche tausend Familien von Mahometanern. Denn diese Religion ist daselbst in den letzten 5 oder 600 Jahren geduldet worden. Wie aber Monſ. *Collier* dazu kömmt, daß er schreibet der Kaiser sey ein Mahometaner, kan ich nicht begreiffen. Er bildet sich dieses zwar ein, weil etliche von den Tartarn, die unter den Türcken stehen, dieser Religion zugethan sind, so viel ich aber finden kan, hat noch kein Auctor dergleichen etwas von den Östlichen Tartarn gesaget.

Das Land ist voll von Götzen-Tempeln. Selbige stehen aussen vor den Thoren der Städte oder an abgelegenen einsamen Oertern. Die Reisende werden bey den Tempeln von den Geistlichen mit frey Quartier und Lebens-Mitteln versorget. Bey jeden Tempel durchgehends stehet ein, zu Ehren eines

Heiligen oder eines Helden erbaueter Thurn. Die Gebäude sind auch mit Götzen und Lampen, die da Tag und Nacht brennen, angefüllt. Ihre Tempeln sind ordinaire von Holtz in einem länglichten Quadrat gebauet, das Dach ist mit gläntzenden Ziegeln belegt, und die Diele mit grossen Steinen durchgehends gepflastert. In der Provintz Peking soll, wie *Neuhoff* saget, ein Tempel von 165 Fuß hoch seyn, und in selbigem ein Bild in Gestalt einer Jungfrau 106 und einen halben Fuß hoch. Bey jedem Tempel ist eine grosse Anzahl von Priestern verordnet, welche dem Götzen des Tempels Wein, Reis und eßbahre Waaren opffern müssen, und ihn auch um Raht fragen, wann etliche Leute etwa kommen, die sich gut Glück wollen sagen lassen. Nahe an den Tempeln stehen allezeit etliche Klöster von andächtigen Mönchen, welche vorgeben, der Welt und allen ihren Reichthum und Pracht abgestorben zu seyn, und sich allerhand selbst-erwehlte Bussen und Pœnitentzen anthun, die sie vor andern ihren Götzen angenehm zu seyn vermeinen: in welcherley Mortificationen sie es einigen der Christen weit zuvor thun.

Die Chineser sind grosse Tage-Wähler, und haben grösser Vertrauen auf ihre Stern-Deuter, und Wahrsager, als auf ihre Götzen. Sie richten sich in allen ihren Affairen nach der Direction dieses Geschmeisses, und treten niemals eine Reise oder wichtiges Geschäffte an, ohne sie vorher zu fragen, welcher Tag oder Stunde die glücklichste sey, solches vorzunehmen. Diese Wahrsager geben sich auch davor aus, daß sie die Nativität stellen, und wenn sie eines Menschen Gebuhrts-Tag wissen, ihm alles vorher sagen können, was ihm auf dieser Welt begegnen soll, und obgleich die Leute so offt betrogen werden, leidet ihr Credit doch keinen Abbruch. Denn gleich wie ihre Mit-Brüder, auf dieser Seiten der Erd-Kugel thun, so hängen die Abergläubische Leute unter den Chinesern auch immerfort den Betriegern an, und wollen sich nicht überreden lassen, daß sie betrogen seyn. Darüber aber muß man sich nicht so sehr verwundern, daß die Leute in diesen Ländern solches thun, wo Unwissenheit und Aberglauben die Oberhand haben. Wenn wir aber betrachten, wie durchgängig unsere Leute auf diese Grillen verfallen, ob sie gleich von derselben Thorheit und Absurdität genugsam sind überführet worden, muß man billig darüber erstaunen. Ja nicht nur der gemeine Hauffe, sondern auch die vornehmsten Männer, als die Lords *Schaftsburg*, *Bristol*, *Monmouth*, und andere mehr sind von diesem Aberglauben angefochten worden. Denn wo man Doctor *Burnet* und etlichen andern Scribenten glauben zustellen kan, so haben diese grosse Herrn in die Hexen und Wahrsager eben so gros ein Vertrauen gesetzet, als eine junge Dirne die dem Teufel fraget, welchen Bräutigam sie bekommen soll: und der Ehrwürdige Doctor selbst scheinet nicht zu zweifeln, daß die

die glückliche Progressen seines Helden des Königes *Wilhelm*, von etlichen von diesem höllischen Geschmeisse sind vorher verkündigt worden; doch wir müssen von dieser Digression wieder zur Haupt-Sache kommen.

Die vornehmsten Leute in China, und so gar etliche von ihren Kaisern, sind, wie gesagt wird, auf die Meinung verfallen, daß ein Mensch, ohne dem Tode unterworffen zu seyn, die Unsterblichkeit erlangen könne: und aus diesem Lande hat vermuthlich der berühmte *Asgil* diese Grille in England gebracht. Es sind von dieser Materie unzählig viele Bücher geschrieben worden, und dennoch können die tägliche Exempel der Sterblichkeit, (welcher selbst unter denjenigen regieret, welche am meisten Werck von dem Recept machen, das sie vom Tode befreyen, und sie wieder alles Abnehmen der Natur verwahren soll) sie nicht von ihrer Thorheit überzeugen. Es ist aber doch ein grosser Unterscheid zwischen Monf. *Asgil* und den Chinesern. Er ordinirt seinen Patienten, einen eisen festen Glauben, als das eintzige Mittel zur Unsterblichkeit zu gelangen: Da die Chineser hingegen einen Tranck præpariren, welcher dem Menschen eine solche Englische Leibes-Constitution zu wege bringen soll. Gleichwie nun Monf. *Asgils* Systema niemals einer Unrichtigkeit kan bezüchtiget werden, indem seine Discipul allemal, wenn ein Patient stirbet, die Antwort voraus behalten, daß es ihm am Glauben gemangelt habe: so versichern die Chinesische Expectanten von der Unsterblichkeit ihres Orts ebenfalls, wenn einer von ihren Freunden in die andere Welt gereiset ist, daß etwas an der Composition des Trancks gemangelt habe, welches ein jeder der nachmals dieses Project auszuführeb auf sich nimmt, noch zu verbessern hoffet. *Neuhoff* erzehlet von einem Kaiser, der sich gäntzlich eingebildet, den Tranck der Unsterblichkeit gefunden zu haben, den aber einer seiner Mignons auf folgende Weise von dieser Thorheit abbrachte. Als der Kaiser einen Becher-voll von diesem Lebens-Wasser vor sich stehen hatte, und von desselben Tugend und Vortrefflichkeit ungemein viel Redens machte, war sein Mignon so dreiste, daß er den Becher unterdessen daß der Kaiser den Rücken kehrete, zum Theil auslehrete. Als nun der Kaiser in der ersten Hitze des Zorns ihn mit der Todes-Straffe drohete, antwortete der kluge Ministre gantz geruhig: **Meinet ihr auch, daß ihr mir anizo das Leben nehmen könnet, da ich den Tranck der Unsterblichkeit gekostet habe? Wo das angehet, habt ihr nichts verlohren? wo es aber nicht angehet, bin ich eben so wohl als ihr unsterblich geworden?** Und durch dieses kurtze Raisonnement ward der Printz, wie es scheinet, wieder zu seinem Verstande gebracht, da alle übrige Argumenta bey ihm nicht anschlagen wollten.

Die Christliche Religion hat in China unter dem Schutz des vorigen Kaisers tieffe Wurtzeln geschlagen, wie die Jesuiten uns berichten: so daß sie anitzo 200 mit Neu-bekehrten angefüllte Kirchen und Capellen haben. Wie man aber vermeinet, so sollen ihre Neu-Bekehrten aus lauter armen Leuten bestehen, und ihre Progressen bey den Grossen im Gegentheil sehr schlecht seyn. Die ansehnlichen Leute stossen sich nicht allein an der Lehre von der heiligen Dreyfaltigkeit und der Menschwerdung Christi; sondern die Magistrats-Personen insbesondere sind auf die Betriegereyen, das Geschencke-nehmen, und gewaltthätige Erpressungen, als durch welche Mittel sie sich bereichern, gantz erpicht, und wollen gar nichts von der Wiedererstattung des ungerechten Guts wissen oder hören. Die Scheidung von ihren vielen Weibern ist ein anderer grosser Einwurff wieder das Christenthum: und es scheinet auch ein schlechter Vortheil zu seyn, daß man den verehlichten Weibern predigt, daß sie mit einem Manne leben sollen, weil ihre Haus-Herren eine absolute Gewalt über sie haben, und sie so offt, als ihnen beliebt, verkauffen, und einer dem andern überlassen können. Dem sey wie ihm wolle, so versichern uns die Missionarii, daß sie über 15000 in diesen kurtzen Jahren bekehret haben, die Kinder nicht mitgerechnet, welche von ihren Eltern auf den Strassen exponirt, und von den Jesuiten getaufft werden, ehe sie sterben. Von welchem Schrot und Korn aber die Christen sind, die sie dorten machen, wird unten aus des Pabstes Decreto gegen die Jesuiten erhellen: Doch ehe ich solches einrücke, will ich auch zeigen, was die Herrn Jesuiten zu ihrer Entschuldigung anführen, weil sie den Chinesischen Christen die Anbetung des *Confucii* und ihren verstorbenen Vorfahren erlaubet haben; solches ist alles in einer Suppliqve der Herrn Jesuiten an Ihro Päbstliche Heiligkeit, und einer Erklärung des Kaisers von China über seine Meinung in dieser Sachen enthalten, welche beyde Stücke nun folgen:

Schreiben der Jesuiten an den Pabst.

Allerheiligster Vater,

EWer Heiligkeiten wird schon genugsam bekandt seyn, wie die P. P. *Societatis JEsu* sich viele Mühe gegeben haben, einen freyen Eingang zur Verkündigung des Evangelii in dem Königreich China zu erhalten, woselbst bis anhero alle Thore den Ausländern sind versperret gewesen, und daß sie nach hundert-jähriger vergeblicher Arbeit und Sorge, endlich durch ein öffentliches Kaiserliches Edict die Freyheit erlanget haben, das Wort GOttes allenthalben in dem weiten Bezirck dieses weitläufftigen Reichs zu predigen. Je mehr

nun

nun dieses Werck, welches uns so viel Sorge und Mühe gekostet hat, zur Ehre GOttes gereichet, desto näher gehet es uns zu Hertzen, daß wir uns itzo in Gefahr befinden, alles dasjenige übern Hauffen geworffen zu sehen, woran wir so lange Jahre gebauet haben.

Denn es lieget klar am Tage, wo man den Chinesern verbieten wird, sich der Ceremonien zu bedienen, welche bey Verehrung des *Confucii*, und ihrer verstorbenen Vor-Eltern gebraucht sind, daß die Christliche Religion bey der ersten Anklage Gefahr lauffen werde, aus dem Reiche verbannet zu werden. Welche grosse Gnade der Kaiser auch immer gegen uns bezeiget, so können wir doch nicht hoffen, daß er sich selbst um unsert willen, allen den Unruhen und Verdrießlichkeiten unterwerffen werde, welche sich bey der geringsten Veränderung in den alten hergebrachten Gewohnheiten des Landes unfehlbar eräugnen dürfften: insbesondere, da er selbst ein Frembder ist, und in dem Besitz des Throns allein durch die Tartarn mainteniret wird.

In Betrachtung also, daß diese Ceremonien von denen, die sie untersuchen, unterschiedlich angesehen werden, und daß nach dem Verstand und Begriff, den etliche sich davon machen, wir beschuldiget werden, eine offenbare Abgötterey zu dulden, weil wir dasjenige erlauben, was doch nach der Meinung unserer Vorweser, als eine blosse politische und civil Ceremonie kan tolerirt werden, wenn man den Aberglauben, welchen etliche Götzen-Diener mit angeflicket hatten, davon trennet; und wir auch sehen, daß eine jede Parthey unterschiedliche Stellen aus den Schrifften der Chineser zum Behuf ihrer Meynung anführet: so haben wir das dienlichste und beste zu seyn erachtet, den Kaiser selbst darüber zu befragen, weil er in der Chineser Sprache wohl erfahren, das Haupt der Secte der Gelehrten, und als Gesetz-Geber im Reich, der eintzige Richter über den Verstand ihrer Gesetze, Ceremonien und Gewohnheiten ist.

In solcher Absicht haben wir unter faveur zweyer *Mandarinen* Ihro Kaiserlichen Majestät unsere Auslegung von den Chinesischen Ceremonien præsentiren lassen, welche wir Ew. Heiligkeiten hierbey übersenden: und solche hat der Kaiser, nachdem er sie gelesen, sehr accurat zu seyn befunden, und selbst erkläret, daß seine eigene und des gantzen Landes rechte wahre Meynung darinn enthalten sey, welches er in dem unten beygefügten Decret bekräfftiget.

Allerheiligster Vater, wir nehmen uns die Freyheit Ewer Heiligkeiten dieses Decret zu præsentiren, und flehen sie zu Dero Füssen liegend in tieffster Demuht an, selbiges gnädig anzunehmen. Es enthält selbiges eine reine und deutliche Erklärung über die streitige Materie, und ist ein authentiques

Zeug-

Zeugniß von einem grossen Printzen, welcher schon längst den Missionariis mit sonderbarer Gunst zugethan gewesen. Wir werden auch unterschiedliche andere Zeugniß von den vornehmsten Herrn bey Hofe und im gantzen Reich an Ew. Heiligkeiten übersenden, in der Hoffnung, daß Ew. Heiligkeiten diesen Zeugnissen mehrern Glauben zustellen werden, als den Reden derjenigen, die anderer Meinung, als wir sind; indem selbige Leute ohne Credit und ohne Verstand seyn, und unterschiedliche Dinge auf blosse Muthmassungen hingeschrieben haben. Ew. Heiligkeiten werden auch aus dem Kaiserlichen Decret ersehen, daß dasjenige der Wahrheit nicht gemäß sey, was sie von dieses grossen Monarchen Meinungen vorgegeben haben.

Solten also dergleichen Gebräuche abgeschaffet werden, die so alt und im Reiche so hoch angesehen sind, deren Beybehaltung die *Chineser* als einen wichtigen Seegen über ihre Regierung, und als eine der vornehmsten Sätzen ihrer Monarchie ansehen, so dürfften wir Ew. Heiligkeiten fast gewiß zum voraus versichern, daß der Lauff des Evangelii in grösser Gefahr stehen werde, gäntzlich gehemmet zu werden, und die Chinesische Kirche in kurtzen als gantz über einen Hauffen geworffen werden dürffte. Wir wolten wünschen, daß es in unsern Vermögen stünde alle Gebräuche und Ceremonien der Heiden abzustellen, bey welchen auch nur der geringste Schein einiges Bösen oder Aberglaubens anzutreffen ist. Weil wir aber besorgen müsten, daß auf solche Weise dem Evangelio Thür und Thoren dürfften versperret und eine grosse Anzahl von Seelen wegen unser gar zu grossen Strengigkeit vom Himmel ausgeschlossen werden; so haben wir lieber uns nach der Aufführung der heiligen Väter in der ersten Kirchen richten und solche Ceremonien dulden wollen, welche pur Politisch- und Civil-Gebräuche sind.

Da wir uns nun die Freyheit genommen haben, Ew. Heiligkeit obige Umstände vorzustellen: ersuchen wir dieselbe allerdemüthigst von unserm Kindlichen Gehorsam und Unterthänigkeit gegen Ew. Heiligkeiten, als welche wir für das sichtbare Haupt und den allgemeinen Vater der Universal-Kirchen ansehen, völlig convinciret zu bleiben. 2c. 2c.

Ew. Heiligkeiten

allerdemüthigste und allergehorsamste Knechte und Söhne in JEsu Christo

war unterschrieben

Philip Grimaldi, Rector des Collegii und des Vice-Provincialen Substitutus.

Antonius Thomas, Superior des Orientalischen Profess-Hauses.

Die

Die Erklärung der Chinesischen Ceremonien, derer die Jesuiten in dem Briefe gedencken, und dem Kaiser *Cham-hi* den 30 Novembr. Anno 1700 ist præsentiret worden, lautet also:

Wenn die Chineser den *Confucium* verehren, thun sie solches ihren Respect gegen ihn zu bezeugen, wegen der Lehre, welche er ihnen nachgelassen hat. Da sie nun diese herrliche Lehre von ihm empfangen, und angenommen haben, wie können sie die ihm gebührende Ehre besser abstatten, als daß sie auf die Knie fallen und den Erd-Boden mit ihrem Haupte berühren? Dieses ist die wahrhafftige Ursache solcher Ehr-Bezeugung, weil gantz China den *Confucium* als ihren Lehr-Meister ansiehet und verehret.

Was aber die Tranck-Opfer und andere Ceremonien anlanget, die sie ihren verstorbenen Vor-Eltern zu Ehren anstellen, so verrichten sie solche, als ein Zeichen ihrer Liebe und Respects gegen sie, und als eine Erkänntlichkeit, welche ihnen als Häuptern ihres Geschlechts und der Familie gebührt: und stellen sich auch bey Verrichtung solcher Ceremonien keinen andern Endzweck vor, als daß sie recht mercklich an den Tag legen wollen, wie weit sich ihre Liebe gegen ihre Bluts-Freunde und Angehörige erstrecket.

Die kleinen Bilder betreffend, welche sie ihren Eltern und Bluts-Freunden zu Ehren aufrichten, so sagen wir, daß die Chineser solches nicht aus der Ursache thun, weil sie glauben, daß die Seele des Verstorbenen darinnen wohne, oder daß sie vor ihnen niederfallen, einige Wohlthaten zu erbitten; sondern sie tragen blos in der Absicht vor diesen kleinen Bildern Essen und andere Geschencke auf, damit sie ihre beständige Betrübniß über den Verlust der Häupter ihrer Familie desto klärer bezeugen mögen, wenn sie selbigen nach ihrem Tode eben solche Liebe und Respect erweisen, als wenn sie lebendig und gegenwärtig wären.

Was endlich die Opfer anlanget, welche die alten Könige und Kaiser dem Himmel zu opfern gewohnt waren, so sind es solche Opfer, welche die Chinesische Philosophi *Kiao Che* nennen, das ist Opfer, so man dem Himmel und der Erden bringet, durch welche, wie sie sagen, *Cham-Ti* oder der Allerhöchste Herrscher verehret wird. Aus dieser Ursache, stehet auch über die kleinen Bilder, vor welchen sie dergleichen Opffer bringen, diese Aufschrifft: Dem *Cham-Ti*, das ist dem Allerhöchsten Herrscher zu Ehren. Woraus denn erhellet; daß sie nicht den sichtbaren Himmel, sondern allein dem HErrn und Schöpffer Himmels und der Erden opfern: und weil sie aus Furcht und Ehrerbietigkeit gegen ihn, ihn nicht bey seinen eigenen Nahmen nennen dürffen, ruffen sie ihn an unter den Benennungen vom obersten Himmel, dem gütigsten Himmel, dem allgemeinen Himmel.

Des Chinesischen Kaisers Approbation lautet folgender massen:

Der Inhalt dieser Schrifft ist gantz richtig, und der grossen Lehre gemäß. Daß wir unsere Pflicht gegen den Himmel, gegen unsere Obern, gegen unsere Eltern, Lehr-Meister und Vorfahren beweisen sollen, ist ein allgemeines Gesetz der gantzen Welt. Alle Stücke die in dieser Schrifft enthalten, sind gantz sicher und gewiß, und es kan nichts daran verbessert werden.

Das Urtheil des Pabstes in dieser Sachen, welches der Cardinal von Tournon des Pabstes Vicarius in China publiciret hat, mag endlich den Beschluß hie machen.

Carolus von *Tournon* von GOttes und des heiligen Apostolischen Stuhls Gnaden Patriarch zu *Antiochia*, Haus-Prælat und Assistent des Päbstlichen Stuhls, wie auch durch GOttes Vorsehung Mit-Glied der heiligen Inquisition zu Rom, Commissarius und Legatus Apostolicus à Latere in Ost-Indien, dem Kaiserthum China und den Königreichen in den benachbarten Insuln rc. wünschet seinen Ehrwürdigen Brüdern den ordinairen Bischöffen und Apostolischen Staat-Haltern in dem Kaiserthum China ewiges Heil. Nachdem wir genugsame Nachrichten eingezogen haben, daß unsere Mit-Arbeiter am Evangelio offtermalen von dem Kaiser von China angestrenget werden, ihm eine Nachricht von solchen Sachen, die unsern allerheiligsten Glauben betreffen, zu geben; so erachten wir, nachdem wir schon vordem bey aller Gelegenheit euch ermahnet haben, daß ihr das reine Korn des Göttlichen Worts von dem schädlichen Unkraut der Ketzerey und des Unglaubens absondern sollet, es nochmals unserer Pflicht gemäs zu seyn, euch zu erinnern, daß ihr alle Feindseeligkeiten und Zänckereyen sollet fahren lassen, welche zum grossen Aergerniß nicht nur der Ungläubigen, sondern auch der neulich zu unsern heiligen Glauben bekehrten Christen unter euch eingerissen sind. Wir befehlen dahero allen Missionarien in diesem Lande und insbesondere den P. P. *Societatis JEsu* folgenden unsern Befehlen genau nachzuleben.

I. Sollet ihr in euren Schrifften und Predigten eintziglich dergleichen Lehren, Gesetze und Gewohnheiten der Chineser misbilligen und verdammen, welche mit unserm Christlichen Glauben nicht bestehen können.

II. Wenn von euch gefodert wird, daß ihr die Lehren der Chineser anzeigen sollet, welche mit dem Göttlichen Gesetze streiten: so sollt ihr frey heraus bekennen, daß die Opffer, welche die Chineser der Sonne, dem Mond und andern Planeten, den Geistern und Erfindern der Künste und andern mehr bringen, eintzig und allein GOtt dem Schöpffer aller Dinge müssen gebracht werden, so wohl von Ungläubigen als Gläubigen.

III. Wenn

III. Wenn ihr insbesondere wegen der Opfer, die sie dem *Confucio* und ihren Vor-Eltern anzünden, befraget werdet, sollt ihr solchen Götzen-Dienst frey heraus detestiren und verdammen: welches denn ebenfalls von der Anbetung der Bilder der Verstorbenen zu beobachten ist. Sollte man aber euch um den Grund eurer Meinung fragen, so muß eure Antwort diese seyn, daß ein solcher Dienst mit dem Dienst des wahren und lebendigen GOttes gar nicht bestehen könne, und mit der Erklärung des Pabstes streite, welche die untriegliche Richt-Schnur ist in allen Materien, welche die Christliche Religion betreffen.

IV. Und sollte man endlich euch fragen, woher ihr dieses alles wisset, so sollt ihr zur Antwort geben, daß der Patriarch von *Antiochia* euch dessen versichert habe, welchem ihr in allen Stücken gehorchen müsset. Wir befehlen dahero allen Bischöffen, Missionariis und Priestern, und insbesondere den Jesuiten, unseren Befehlen über diese Materie mit den genausten Gehorsam nachzuleben, bey Straffe des Bannes, welcher Lata sententia genannt wird.

war unterzeichnet
Carolus.

Dat. Nankin den 28 Jan.
Anno 1707.

und weiter unten
Le Breton
Apostolischer Subdelegatus zu Fokien.

Das neunte Capittel.

Enthält eine Erzehlung von ihren Heyrathen, Weibern, Kindern, Sclaven, und den Nahmen, die sie führen.

WO die beyderseitige Einwilligung oder Consensus mutuus, wie die gelehrten reden, eine Ehe ausmachen soll, so giebt es in China gar keine Ehen. Braut und Bräutigam bekommen einander nimmer zu sehen, bis der Contract zwischen den Eltern und Freunden geschlossen ist: und das geschicht gemeiniglich, wenn sie noch rechte Kinder sind. Die Braut, wird auch hernachmals nicht einmal um ihren Consens gefragt. Man kan die Mädgens recht als ein Stück von dem Schatz ihrer Väter ansehen, indem der

Staats-Bibliothek Bamberg

allerärmste Mann sein Weib kauffen muß, und keine Mit-Gabe mit ihr bekömmt. Dahero ist, wie es scheinet, nechst der Unfruchtbarkeit der gröste Schimpff bey ihnen, wenn eine Frau lauter Mädgens gebiehret: und wann es sich zuträgt, daß eine Mutter drey oder vier Mägdleins nach einander ohne Söhnen bringet, sollte sie solche wohl aus Uberdruß mit ihrer eigenen Hand exponiren, oder gar erwürgen. Wenn auch die Eltern arm oder unglückseelig sind, sehen sie es als ein Werck der Barmhertzigkeit an, wie man sagt, daß sie ihre Kinder durch den Todt von einem elenden Leben abhelffen, welches sie nicht leicht mit Gedult würden aushalten können. Derowegen werden täglich so viele Kinder auf den Strassen und Heer-Wegen exponirt, deren Eltern vermuthlich so viel Zärtlichkeit noch übrig haben, daß sie, ungeachtet, der im Schwang gehenden Gewohnheit, ihre Kinder nicht können sterben sehen, viel weniger aber sie mit ihren eigenen Händen erwürgen. Diese Kinder sind es, von welchen die Missionarii sich so offt berühmen, daß sie ihnen zur Heiligen Tauffe verhelffen: und also, da sie nicht vermögend sind, ihnen das Leben in dieser Welt zu erhalten, ihnen eine glorieuse Auferstehung in jener Welt verschaffen.

Weil man alleine durch einen Kauff an eine Frau kommen kan, sind die Männer, die nicht gar viel zum besten haben, gezwungen sich mit einer zu behelffen: und aus der Ursachen haben die armen Frauens in China einen grossen Vortheil vor den Reichen voraus. Was solte manche vornehme Dame nicht darum geben, daß sie ihren Stand mit einer Bauerin vertauschen, und einen gantzen Mann für sich alleine haben möchte? Denn reiche und vornehme Leute lassen sich nicht an eine oder zweyen, oder gar zwey und zwantzig Frauens genügen, sondern wollen ein 100 in ihrem Seraglio haben, wann ihr Vermögen es ihnen sonst zuläst; woselbst diese armselige Creaturen immer eingesperret leben, und selten Erlaubniß kriegen frische Lufft zu schöpffen. Sie müssen weder eine fremde Manns-Person sehen, noch von jemand gesehen werden, wenn sie erstlich innerhalb die Thüre ihres Tyrannen getreten sind. Da im Gegentheil die armen Weiber nach Belieben ausgehen können, und natürlich gewachsene Füsse haben, und nicht zu Krüppeln und Gefangenen von der Wiegen an gemacht werden, als welche Ehre nur den Vornehmen vorbehalten wird.

Eine von Ihnen (und wie ich vermuthe diejenige, mit welcher der Mann zuerst Beylager gehalten) ist, wie die Missionarii sagen, die rechte gesetz-mässige Frau: man weiß aber, und alle stimmen darin überein, daß diejenige, welche das erste Kind bringet, vor den übrigen auch so gar am Kaiserlichen Hofe den Vorzug hat. Es ist auch einer Frauen, ehe und bevor sie ein

Kind gebohren, nicht erlaubet mit der Mannes Mutter und der übrigen Familie zu Tische zu sitzen, sondern sie muß ihnen aufwarten.

Ob wohl die Herren Jesuiten in vielen Stücken gar zu säuberlich mit den Chinesern verfahren sind, so scheinet es doch, daß sie sehr hart darauf dringen, daß sie alle ihre Weiber und Concubinen bis auf eine abschaffen sollen, und solches als eine nohtwendige Bedingung erfordern, um in den Schooß der Christlichen Kirchen aufgenommen zu werden: welches gewiß eine Lehre ist, die bey den Chinesern keinen geringen Anstoß giebet, und Schwierigkeiten nach sich ziehet, die so leicht nicht zu übersteigen seyn. Denn vors erstere, so ist nicht nur in den Gesetzen und Gebräuchen des Landes, die Scheidung von einem Weibe expreß verboten, es sey denn um eines Verbrechens willen, sonst würden die Freunde der Frauen nicht säumen, eine wichtige Satisfaction zu fodern. Ferner würde es auch sehr hart seyn, die Kinder von ihren geschiedenen Müttern zu trennen, welches in solchem Fall geschehen müste: oder der Vater müste die Kinder fahren lassen, und ihrer Auferziehung den Müttern oder fremden Leuten anvertrauen. Es scheinet dieses Ansinnen auch ein wenig wunderlich zu seyn, zumalen da vormals bey Pflantzung der ersten Kirchen in andern Theilen der Heidnischen Länder eben derselbe casus existirt hat, und man doch nicht findet, daß im Evangelio den ersten Christen sey befohlen worden, sich von ihren Weibern und Kindern, die sie schon als Heiden gehabt hatten zu trennen: obgleich die Ehe zwischen einem Mann und einer Frauen aufs künfftige ihnen angepriesen und befohlen wurde, als welche mit der ersten Einsetzung des Ehe-Standes am besten übereinkömmt. Die Zerrüttungen und Unordnungen, welche diese Scheidung in zahlreichen Familien nach sich ziehen müste, waren gewiß eine wohl so gute Raison ihnen in diesem Stück nachzusehen, als die Herrn Jesuiten noch zur Zeit vorgebracht haben, um ihre Condescendence gegen die Chineser wegen der Anbetung des *Confucii* und ihrer Vor-Eltern zu entschuldigen. Es mag aber wohl dieses letztere eine solche Aehnlichkeit mit ihrer Lehre von der Anbetung der Heiligen und der Engel haben, daß man ohne vielen Wiederstand mit der Sache zur Richtigkeit gekommen.

Was die Weiber anlanget, so kan man sich gar nicht vorstellen, daß diese Lehre von der Scheidung bey ihnen grossen Eingang finden werde. Eine Dame, welche sonst nichts gegen die Christliche Religion einzuwenden hatte, soll einstmals einen gewissen Pater eben wegen dieses Puncts recht wohl geantwortet haben: Mein Herr ich gehöre einem *Mandarin* zu, der mich gekaufft hat, gehe ich ausserhalb seiner Thür, so hat er ein Recht mich wiederzuhohlen, und mich mit der Straffe der Sclaverey zu belegen. Und wenn ich seinen Händen entrinnen wollte, wo soll ich hinflieh n?

meine Eltern die mich verkaufft haben, dürffen mich nicht beherbergen; und ich muß nohtwendig einem andern Manne in die Hände gerathen, welcher mich in den Zustand wieder setzen wird, dem ich zu entgehen suche. Darum muß ich wohl in dem Hause bleiben, da ich bin. Und wie bin ich *capable* einem *brutalen* Ehe-Gatten wiederstand zu thun, der nur seinen Lüsten Gehör giebet, und sich mit den Gesetzen und dem Beyspiel des gantzen Landes rechtfertigen kan? Es würde pur umsonst seyn, wenn man ihm die Heiligkeit der Christlichen Religion vorhalten wollte, welche ich anzunehmen verlange. Weder meine Thränen, noch mein Bitten, noch der allerhartnäckigste Wiederstand, den ich thun kan, sind tüchtig ihn zu hindern. Es fodern die Missionarii also hier unmögliche Dinge, welches die Göttliche Güte gewiß niemals thut: und es wird wohl niemals einen Menschen in den Sinn kommen zu glauben, daß unser Heyland eine solche Proselytin aufzunehmen würde geweigert haben, welche in allen übrigen Stücken eine solche Aufrichtigkeit blicken ließ.

Gleichwie aber alle Vornehme im Lande gewiß dem Christenthum abhold seyn werden, wo die Herrn Jesuiten nicht mit ihnen zufrieden seyn wollen, es sey denn, daß sie ihren Weibern einen Scheide-Brieff geben: so wird andern Theils das Frauenzimmer das Christenthum unfehlbar aus allen Kräfften befördern, damit mit der Zeit eine jede ihren Mann alleine haben, und sie sämtlich den Manns-Personen ein wenig mehr egalisirt werden mögen. Wäre das Ansehen und die Macht der Dames in diesem Theil der Welt, so groß als bey uns, so hätten die Jesuiten keine übernatürliche Hülffe nöhtig, ihren Zweck zu erreichen. Es ist aber ein groß Unglück für diese Herrn, daß sie sehr selten eine Gelegenheit haben, mit dem Frauenzimmer umzugehen. Sie mögen noch so viel von der Keuschheit und Verläugnung seiner selbst predigen, und solche noch so genau ausüben, so vermeinen die Chineser doch die menschliche Schwachheit viel zu wohl zu kennen, als daß sie selbst denjenigen unter Ehrwürdigen Patribus, die sich am allermeisten mortificirt haben, einen vertrauten Umgang mit ihren Weibern erlauben sollten. Ja diese störrische Männer trauen ihren Weibern nicht einmal in einer Kirchen mit den Manns-Personen. Der Umgang mit den Chinesischen Dames wird den Jesuiten auch sehr schwer, weil die Dames nur die Sprache ihrer Provintz verstehen: dahero die Jesuiten, wenn sie in ihrer Gesellschafft gelassen werden, von ihnen nicht können verstanden werden, weil sie nur die Sprache der Gelehrten des Hofes und der *Mandarinen* gelernet haben. Und wenn gleich diese Schwierigkeit überstiegen würde, so sagen die Patres doch, daß die Bekehrung der Weiber nicht viel sonderliches nach sich ziehen

hen könne, weil sie der Herrschafft ihrer Männer gar zu sehr unterworffen sind, und sich vor ihrer Rache gewaltig fürchten müssen.

Die meisten Manns-Personen heyrathen um ihr 20sten Jahr, denn ein alter Junggeselle wird mit der grösten Verachtung angesehen: zumalen die Chineser es für ein groß Unglück halten, wenn ein Mann keine Kinder nachläst, die ihn bey seinem Grabe beweinen können. Es wird dahero selten ein Hagerstoltz unter ihnen gefunden. Weil nun die Lust zu heyrathen bey den Manns-Personen so groß, und das Frauenzimmer ungemein fruchtbar ist, so stehet es nicht zu bewundern, daß das Land so volckreich ist, insbesondere, da wenige von ihnen in frembde Länder reisen, und selten ein Krieg oder eine Pest einfällt, die viele Menschen wegraffet. Daraus aber entstehet eine Schwierigkeit, von welcher wir auch etwas reden müssen, wie es nemlich möglich sey, da jederman sich verheyrathet, und die Reichen offtmals 10 oder 12 ja mehr Weiber haben, daß Frauenzimmer genug vor so viele Männer gefunden werden, wo die Anzahl der Weiber und Männer, welche gebohren werden, fast egal ist, wie man gemeiniglich davor hält, daß sie seyn sollen? Drauf mag zur Antwort dienen, daß die Armen, welche den grösten Theil der Nation ausmachen, jeder nur eine Frau haben; und folglich, weil die Männer sich im 20 Jahr verehlichen, die Weiber aber im 12 schon für mannbar passiren, so sind alle Weiber von 12 bis 20 Jahre über die Zahl der Männer übrig, und können schon hinreichen, die Serails der grossen Herren zu füllen. Sie machen sich eine Regel, daraus niemals eine von demselben Nahmen zu ehligen: auf die Grade der Verwandschafft aber wird nicht groß gesehen, insbesondere an der Mutter Seiten.

Hier wird eben wie in andern Theilen der Welt, ein groß Fest und Freuden-Mahl angestellet, wenn ein Bräutigam seine Braut heimholet. Man hält gemeiniglich eine prächtige Cavalcade, von der Braut Vaters Hause bis an des Bräutigams Haus, mit Music, Trummeln, Trompeten, Flaggen, fliegenden Fahnen, und so weiter. Die Braut aber bekömmt vermuthlich nicht viel davon zu sehen, weil sie in einer verschlossenen Chaise sitzet, damit sie ja niemals durch das Anschauen des Volcks, und so gar nicht einmal durch die Blicke ihrer nächsten männlichen Anverwandten verunheiliget werde.

Die Ehe soll, wie man sagt, nicht wieder zurücke gehen können, wenn die Braut oder vielmehr ihre Eltern, die göldene und silberne Nestel-Nadeln und andere Geschencke, die er nach ihrem Stande machet, von dem Bräutigam angenommen haben: und sie kan sich nicht anderwerts verheyrathen, wenn ihr Bräutigam etwa nach der Zeit aus dem Königreich reisen sollte, sondern muß all ihr Lebenlang auf ihn warten. Wegen einer jeden Heyraht wird ein Priester oder vermeinter Hexen-Meister um Raht gefragt, nicht allein um zu

erfahren,

erfahren, ob die Ehe werde glücklich oder unglücklich seyn, sondern auch, welcher Tag zur Vollenziehung der Hochzeit der glücklichste seyn werde: und nach dieses Mannes Raht richten sie sich allezeit.

Wenn die Braut heimgeführet wird, stehet der Bräutigam in prächtiger Kleidung in seiner Haus-Thüre sie zu empfangen, und öffnet die Thüre der Sänffte selber. Da dieses nun das erstemal ist, da sie einander sehen, so werden offtmals beyde gantz bestürtzt, weil sie sich betrogen befinden, und die Vorstellungen ihrer Unterhändler gar nicht eintreffen. Die Braut aber hat keine Ausflucht noch Hülffe mehr, sie muß sich submittiren, ihre Aversion vor dem Bräutigam mag denn auch noch so groß seyn, wann der Mann sonst sie annehmen will. Etliche Männer aber, wie *Le Comte* bemercket, schicken die Braut, wenn sie nicht so angenehm ist, als sie vermuthet haben, augenblicklich den Eltern wieder zurück, und wollen lieber den Kauff-Schilling verliehren, als sich mit einer Frauen belästigen, von welcher sie befürchten, daß sie ihnen eine Haus-Plage werden könne. Derselbige Auctor aber berichtet zugleich, daß der Mann, wenn er einmal seine Frau angenommen hat, sich nicht ohne wegen Ehebruch von ihr scheiden kan, oder auch wegen eines andern notorischen Verbrechens. In solchem Fall allein kan er sie verkauffen, und eine andere wiederkauffen. Die Concubinen sind der Frauen ihre Mägde, doch gehen ihre Kinder zu gleichen Theilen in des Vaters Nachlassenschafft. Wenn *Le Comte* ihnen die Jalousie und Verdrießlichkeiten vorstellete, welche nohtwendig aus der Viel-Weiberey entstehen müssen; gaben sie ihm zur Antwort: **Daß kein Ding in der Welt sey, so nicht mit etlichen Schwierigkeiten verknüpft: sie könnten auch nicht wissen, ob nicht ein Mann mehr Plage mit einem als mit vielen Weibern hätte. Wären ihrer viele, so möchten noch wohl etliche bey guter *Humeur* seyn, wenn die andern sauertöpfisch würden. Wollte man aber einen Mann an einer allein binden, so wäre kein Mittel da, ihm Erleichterung zu schaffen, wenn diese etwa böß oder närrisch würde.**

Unerachtet die meisten Weiber so streng gehalten werden, daß sie nicht einmal Erlaubniß haben, mit ihren nächsten Anverwandten umzugehen, oder an einen öffentlichen Orte zu erscheinen, wie in Europa; so giebts doch auch etliche Männer, welche ihren Weibern volle Freyheit geben, die Visiten ihrer Galans anzunehmen, und einige Frauens lassen sich dieses, als eine Bedingung in ihre Ehe-Pacten mit einrücken, daß ihnen diese Freyheit erlaubet seyn solle: Dahero dann ihre Anbeter mit derselben Freyheit, als der Mann selbst, sich in ihrem Zimmer einfinden. Die Chineser aber haben überhaupt vor diese Mode einen solchen Abscheu, daß die Kinder von solchen Weibern vor untüchtig geachtet

tet werden, einen Platz oder Beförderung bey den Staats-Bedienungen zu erhalten.

Der gemeine Mann soll eine solche starcke Neigung zum Ehestande haben, daß sie, wenn sie nicht im Stande sind, ein Weib zu kauffen, sich Sclaven zu werden anbieten, mit der Bedingung, daß sie eine Sclavin aus dem Hause zum Weibe haben wollen: woraus ich bewogen werde zu schliessen, daß die Chineser ihre Sclaven weit gelinder, als andere Orientalische Völcker tractiren müssen. Ich habe schon von ihrer Barbarischen Gewohnheit gedacht, nach welcher sie ihre Kinder, wenn es Mädgen sind, tödten, oder exponiren: sind es aber Knäblein, und sie befürchten, daß sie nicht im Stande seyn werden, sich fortzuhelffen, so haben sie noch eine andere, fast eben so grausame Gewohnheit, nemlich ihre Kinder zu castriren, um sie im Stande zu setzen, vor andere in ein Seraglio gezogen zu werden. Diese werden Geluboen genennet, und keine andere als diese haben Erlaubniß sich den Gemächern des Kaiserlichen Frauenzimmers zu nahen, oder in den innersten Höfen des Pallastes aufzuwarten.

Standes-Personen geben durch die Banck ihren Töchtern 2 oder 3 Sclavinnen mit, wenn sie heyrathen, welche der jungen Frauen in des Bräutigams Hause aufwarten. Das Gemach der Frauen im Hause ist auch so heilig, daß ihres Mannes Vater, wie man sagt, nicht einmal Erlaubniß hat, dahinein zu gehen. Und wenn der Vater seinen Sohn wegen eines Verbrechens straffen will, welches er auch nach seiner Heyrath zu thun Macht hat, so ist der Sohn so sicher, als wenn er in einem Heiligthum wäre, wenn er nur seiner Frauen Gemach erreichen kan.

Das Frauenzimmer legt sich auf Mahlen, Nähen und andern ihrem Geschlecht beykommende Arbeit: giebt sich aber niemals mit Handeln, Kauffen und Verkauffen ab. Sie halten auch Vögel, Hunde und andre Thiere zu ihrem Zeit-Vertreib in ihrem Zimmer. Die Söhne der Concubinen so wohl, als der so genannten Weiber, theilen des Vaters Güter zu gleichen Theilen unter sich, wo er nicht selbst es anders verordnet. Die Töchter aber haben keine Mittel von nöhten, weil ihre Männer sie immer kauffen müssen. Wenn sie bey des Vaters Leben nicht verheyrathet werden, müssen die Brüder sie versorgen.

Die Jesuiten machen ein grosses Wesen von der neu-bekehrten Weiber in China ihrer Frömmigkeit, so gar, daß sie uns versichern wollen, die meisten Weiber würden seelig werden, wenn das gantze Land durch die Banck den Christlichen Glauben annehmen wollte.

Ein jeder Chineser hat 3 Nahmens: als erstlich den Stamm-Nahmen, welcher der gantzen Familie gemein ist. Ferner seine besondere Nahmen, und drittens einen Nahmen, der ihm beygelegt wird, wann er eine neue Handthierung oder Bedienung antritt, welcher der grosse Nahme, oder der Ehren-Titul genennet wird. Wann auch jemand zu einer neuen Secte oder Meynung übergehet, so giebet der Doctor der ihn introducirt ihm einen neuen Nahmen, und die Missionarii selbst haben durchgehends einen besondern Nahmen ausser ihren Tauff- und Stamm-Nahmen. Was die Töchter anlanget, behalten solche allein ihres Vaters Stamm-Nahmen, und werden nur nach der Ordnung der Gebuhrt unterschieden, als die erste, andre, dritte, und so ferner. Sie verändern auch ihren Nahmen nicht, wenn sie verehliget werden.

Das zehnte Capitel.

Handelt von ihren Leich-Begängnissen, Trauer-Gräbern 2c.

LEute von Condition lassen bey ihren Leb-Zeiten ihre Gräber bauen, und ihren Sarg verfertigen, und es gibt wenig Leute von einigen Ansehen, welche nicht ihre eigene Grab-Stellen haben, wohin sie gebracht werden, wenn sie auch noch so fern vom Hause sterben. Der gemeine Mann hat einen Kirchhoff ausser der Stadt, allwo sie durch einander herdurch begraben werden. Niemand wird innerhalb der Stadt-Maur begraben: man leidet auch nicht, daß die Leiche in die Stadt gebracht werde, wenn jemand auf dem Lande stirbet. Ihre Särge, werden aus dem allerdauerhafftesten Holtz, 6 oder 8 Daum-breit dick, und sehr geräumig verfertiget, und sind fast eben so als unsre gestaltet: Sie lassen selbige lackieren, mit Bild-Schnitzer Arbeit auszieren und vergölden, so daß sie offtmahls etliche hundert Thaler kosten.

Wenn eine Standes-Person stirbet, giebt sein Sohn oder nächster Verwandter den Freunden davon Nachricht. Darauf waschen und balsamiren sie die Leiche, und ziehen ihr die besten Kleider an, welche der Verstorbene getragen hat. Denn wird der Todte in einen Stuhl gesetzet, und kommen erstlich seine Weiber, dann seine Kinder, und endlich die übrige Verwandten, fallen vor ihm nieder, und beweinen ihren Verlust recht bitterlich. Am dritten Tage wird die Leiche in den Sarg gelegt, und in Seide gekleidet: darauf aber in ein grosses mit weissem Leinwand bezogenes Zimmer hingestellet, in dessen

Mitte

Mitte sie einen Altar aufrichten, und das Bildnis des Verstorbenen oben darauf setzen; alsdann werden die Freunde wieder hinein geführt, welche Wachs-Lichter und Räuchwerck mitbringen, welches sie auf dem Altar anzünden, und nochmahls vor denselben niederknien. Unterdessen stehen die Söhne von den Verstorbenen an einer Seiten des Sargs in einer traurigen Positur, in groben weissen Leinwand gekleidet, und mit einem schlecht gemeinen Rock umgürtet: an der andern Seite hinter einem Vorhang sitzt die Mutter mit den Töchtern und klagen den Verstorbenen so, wie die Gewohnheit mit sich bringet. Die Priester singen indessen Trauer-Lieder, und in etlichen Tagen wird der Tisch vor den Todten gedeckt, und mit vielen delicaten Speisen reichlich besetzt, welche die Pfaffen bey der Nacht unter sich theilen. Uber der Hauß-Thüre hangen sie einen grossen Zettul auf, worauf des Verstorbenen Nahme und Stand nebst einem Verzeichniß seiner Tugenden und grossen Thaten zu lesen stehet. Weil der Sarg gemeiniglich brav dick, und wohl verpecht und lackiert ist, so behält mancher Sohn seines Vaters Leiche unterschiedliche Monathe und Jahre im Hause, ehe und bevor er ihn begraben läst, die Söhne schlaffen, wie gesagt wird, in den ersten 100 Tagen bey dem Sarg auf Matten, essen kein Fleisch und trincken kein starck Geträncke, nahen sich auch nicht zu ihren Weibern. Wiewohl die Gesetze ihnen solches nicht verbieten, als nach welchen ihnen allen untersaget ist, in 3 Jahren bey einem Gast-Gebot zu erscheinen, oder sich einiger Geschäffte, Aemmter oder Affairen anzumassen. Dieses wird so genau beobachtet, daß so gar ein Mann, der die höchsten Posten bey der Regierung zu verwalten hat, doch solche in den drey ersten Jahren nach seines Vaters Tode muß fahren lassen, und sich in seinem Hause aufhalten. Und daselbst muß er auch recht trübseelig leben, indem sie es ihm als einen Ubelstand ausdeuten, wenn er während der Trauer-Jahre sich einige Ergötzlichkeit machet, oder auch nur jemand sehen lässet, daß er lachet.

An dem zum Leich-Begängniß angesetzten Tage, werden die Freunde abermals versammlet, dem Verstorbenen das letzte Ehren-Geleite nach seinem Grabe zu geben. Erstlich werden unterschiedliche Bilder von Männern, Weibern, Elephanten, Löwen und andere Thiere verfertiget, um bey dem Grabe verbrannt zu werden. Ferner führen sie auch Fackeln, und grosse kupfferne Räuch-Pfannen, dem Todten damit zu räuchern. Ebenfalls werden unterschiedliche Sachen, zur Schau vor der Leiche hergetragen, als Triumph-Wagens, Castele, und dergleichen, nebst unterschiedlichen Tischen mit kostbaren Perfüms und Gerichte. Hinter diesen treten die Priester einher mit Trummeln, Blas-Instrumenten, und klingenden Schellen. Denn wird der Sarg auf einer Baare von 20 oder 30 Mann unter einem gewölbtem Himmel ge-

 tragen;

tragen; welchem die Söhne des Todten zu Fuß nachtreten, sich auf Krücken lehnende, als wären sie kaum mehr capable allein zu gehen. Nachmals folget das Frauenzimmer in verschlossenen Sänfften, mit weisser Seide oder Leinwand angethan, und ob man sie gleich nicht sehen kan, übertäuben sie doch das gantze Gefolg mit ihrem Geheule. Ja man miethet offtmals bey solchen Fällen etliche Weiber pur dazu, daß sie tapffer heulen sollen.

Die Vornehme erwehlen sich gemeiniglich Berge, oder einsame von allen Städten entfernte Plätze, ihre Begräbnisse da zu bauen, davon einige einem Pallast wenig nachgeben sollen. Wenn das Grab in einer Ebene lieget, führen sie einen grossen Erd-Hügel darüber auf, und machen solchen fast so hoch, als einen Berg.

Das Grab bestehet aus einem breiten geräumigen Gewölbe, von der Grösse eines ordinairen Hauses, und wird mit einem Mörtel von Kalck und Marmor-Staub bedeckt, so daß keine Feuchtigkeit durchdringen kan. Bey dem Eingang ist gemeiniglich gerne eine grosse Pforte, nebst einer kleinern an der rechten oder lincken Hand. Wenn der Todte hineingebracht ist, wird nach Gewohnheit des Landes ein Altar aufgerichtet, und auf demselben brennende Lichter hingestellet. Nachmals finden sich die Freunde und Verwandten des Verstorbenen zu gewissen Zeiten bey dem Grabe ein, fallen vor dem Altar mit dem Angesicht zur Erden nieder, und opffern Wein, Speisen und Räuchwerck, nebst Bildern von Menschen und Thieren, auf vergöldeten Papier geschildert, von welchen sie vermeinen, daß sie in die Dinge metamorphosirt werden, die sie vorstellen, und dem Verstorbenen in der andern Welt zu Nutzen kommen können.

Die Tugenden und grosse Thaten des Verstorbenen, sie mögen denn wahrhafftig, oder erdichtet seyn, werden in Marmor oder einen andern Stein eingegraben, und solcher vor dem Altar in dem Gewölbe aufgerichtet.

Die Chineser hegen einen Abscheu gegen Frembde, welche die Gräber ihrer Vorfahren verlassen, und entweder ihrer Curiosität, oder Gewinnsucht ein Gnüge zu leisten, in die entlegenste Theile der Welt hinreisen. Als aber einer von ihnen einem Missionario diese Sünde, wie sie meynen, vorhielte, antwortete der Pater: **Er sey dahin gekommen im Dienst des GOttes Himmels und Erden, um die Menschen in seinem Gesetz zu unterrichten: welches gewiß eine weit wichtigere Sache sey, als der Asche seiner verstorbenen Eltern aufzuwarten; deren Seelen nunmehro in einen weit bessern Zustand versetzet wären. Er könne auch nicht sehen, warum die Europäer für gottloser und unerkäntlicher gegen ihre Eltern, als die Tartarn, der Chineser ihre Beherrscher, sollten angesehen werden, welche auch die**

Gräber

Gräber ihrer Vorfahren verlassen hätten, um den Chinesern in ihrer Noht mit Hülffe beyzuspringen. Als dieser Discours von ungefehr etlichen Tartarischen *Mandarinen* zu Ohren kam, fand der ehrliche Pater grossen Beyfall bey ihnen.

Weiter aber fortzufahren, so hält ein jeder Chineser eine Tafel in seinem Hause, worauf die Nahmen seines Vaters, Groß-Vaters, und Elter-Vaters geschrieben stehen, vor diese Tafel fallen sie offtmahls auf die Knie nieder, und zünden ihren Ahnen Rauchwerck an. Wenn der Vater von einer Familie stirbt, wird des Elter-Vaters Nahme ausgelöschet, und des Verstorbenen seiner wieder angeschrieben, damit die Zahl voll bleibe. Es scheinet auch, daß die Jesuiten nicht capable sind, diese Gewohnheit ihre Vor-Eltern anzubeten, und ihnen zu räuchern, bey ihren Neu-Bekehrten, in Abgang zu bringen, und deswegen dazu durch die Finger sehen: welches denn zu allerhand Urtheilen über sie Anlaß gegeben hat, als wenn sie die Abgötterey duldeten. Solche Maxime aber ist von dem Pabst verdammet worden, wie wir in dem Capittel von der Religion bemercket haben. Vornehme Herren, die so viel in Vermögen haben, daß sie es thun können, richten zum Andencken ihrer Ahnen Tempel auf, in welchen jährlich geopfert wird. Der Kaiser bringt sieben von seinen Ahnen Opfer, die Zinsbare Könige fünfen, und ein jeder *Mandarin* dreyen.

Die Zeit einen Vater zu betrauren erstrecket sich auf 3 Jahr. In dem ersten Jahr tragen beydes Manns- und Weibs-Personen ein Kleid von grobem weissen zerrissenen und geflickten Haar-Tuch, mit einem Strick aufgeschürtzet, und eine grobe leinerne Nacht-Mütze, denn ihre Traurigkeit soll quasi so groß seyn, daß sie darüber in ihrer Kleidung gantz nachläßig und unachtsam werden. Im andern Jahr sind ihre Kleider von etwas besserm Leinwand, ihre Mützen und Caputzen von dem gebräuchlichen Zeug, aber von anderer Farbe, den Strick aber legen sie gar ab. Im dritten Jahr dürffen sie schon Seide tragen, wenn sie nur weiß ist. Ob man nun gleich saget, daß sie in solcher Zeit gehalten seyn, sich keiner Affairen anzunehmen, so muß doch solches gantz gewiß von den Staats-Bedienten allein verstanden werden: indem es nicht möglich ist, daß gemeine Ackers- oder Handwercks-Leute dieser Verordnung nachleben können.

Neuhoff erzehlet von einem *Mandarin*, welcher aus Ungedult wieder zu seinem Ammte kehren wollte, ehe und bevor die Zeit seiner Trauer verstrichen war: und in der Einbildung, daß die Zeit, welche er mit seiner Reise nach Hofe (von wannen er bey 1000 Meilen entfernet war) hinbringen muste, mit in die 3 Jahre könne gerechnet werden, eher von Hause aufbrach, als seine Trauer-

Zeit völlig verflossen. Solches aber ward, als eine grobe Ubertretung ihrer Gesetze, und als eine recht entsetzliche Mißhandlung angesehen: so daß man ihm so gleich Ordre entgegen sandte, zurück zu kehren, und so viel Zeit mehr in der Trauer hinzubringen, als auf seine Reise gegangen war. Allem Ansehen nach aber sind die Soldaten und die *Mandarinen* beym Kriegs-Etat nicht gehalten, die 3 Jahr über den Todt ihres Vaters völlig aus zu trauren.

Eine Ehe-Frau trauret auch 3 Jahr, über den Todt ihres Mannes, und es wird ihr zur Schande gerechnet, wenn sie sich wieder verheurathet. Der Mann aber trauret nicht über ein Jahr für seine Frau, und eben so lange für einen Bruder.

Obgleich der Kaiser seinen Unterthanen bey ihrem Leben keine erbliche Ehren-Titul und Chargen giebet, so ertheilet er doch denjenigen, welche wohl gedienet haben, nach ihrem Tode öffters grosse Tituln und Ehr-Bezeugungen. Bey dieser Gelegenheit wird es wohl nicht ungereimt seyn, wenn ich erzehle, welche Ehre dem Pater *Verbiebt*, (welcher bey dem Kaiser als Mandarin gedienet hat) nach seinem Absterben angethan worden: sintemalen bey diesem Begräbniß ein garstiger Mischmasch von Papistischen und Heidnischen Aberglauben anzutreffen ist.

Als der Pater *Verbiebt*, welcher den vorigen Kaiser in der Mattheſi unterrichtet hatte, verschieden war, schrieben Seine Majestäten selbst sein Encomium, in welchem der Kaiser erzehlet: Daß dieser *Pater Europa* verlassen, um in seine Länder zu kommen, und die beste Zeit seines Lebens in seinen Diensten zugebracht habe. Er *declarirte* zugleich, daß währender der gantzen Zeit, da er *Præses* über die *Mathematicos* gewesen, seine *Prognostica* niemahls fehl geschlagen, sondern mit dem Himmels-Lauff *accurat* eingetroffen hätten: Daß er immer getreu und unermüdet in seiner Arbeit gewesen bis an sein Ende. Daß er seinem eigenen Leib-*Medico* befohlen ihn zu *curiren*: Da er aber vernommen, daß der Todes-Schlaff den *Pater* überfallen, wäre sein Hertz von einer unaussprechlichen Traurigkeit verwundet worden. Was die Unkosten zu seiner Beerdigung anlange, habe er 200 Gold-Cronen und unterschiedliche Stücke Seiden-Zeug dazu verehret: und es geschehe darinn sein Gefallen, wenn durch diese *Declaration* seine aufrichtige Liebe, die er gegen den *Pater Verbiebt* geheget, könne an den Tag geleget werden. Mit dieser Schrifft sandte er 2 von den vornehmsten *Mandarinen* bey der Leiche des verstorbenen Paters aufzuwarten, welche nach Chinesischer Manier in vollem Staat gekleidet war. Die Herren knieten vor dem Sarg, und schlugen unterschiedliche mahl mit ihren Köpffen an die Erde, weineten auch und heuleten dabey als über den Verlust eines Vaters.

ters. Darauf verlasen sie des Kaisers Declaration mit lauter Stimme, welche nachmals nahe bey der Leiche aufgehangen wird. Die grossen Herren bey Hofe folgten dem Kaiser und schrieben dem Pater Lob-Reden auf etlichen Stücken Sattin, welche rund herum im Zimmer aufgehangen wurden: und andere sandten Geschencke ein zu den Unkosten des Begräbnisses.

Endlich ward die Leiche den 11 Martii Anno 1688 begraben. Des Morgends sandte der Kaiser seinen Schwieger-Vater, der seine Person vorstellen sollte, und mit demselben kam einer von den vornehmsten *Mandarinen*, ein Cammer-Juncker und 5 Officirer von dem Kaiserlichen Hause, welche alle insgesammt sich zu verschiedenen malen vor der Leiche auf ihr Angesicht niederwarffen und bitterlich weineten. Denn allem Ansehen nach hat kein altes Weib ihre Thränen so völlig zu ihrer Disposition, als die Chinesischen Höflinge.

Gleich darauf gieng die Procession an. Anfangs ward ein dreyssig Fuß hohe und über und über roht lackierte Machine getragen, auf welcher des Paters Nahme und Tituln mit grossen göldenen Characteren geschrieben waren. Hinter dieser ward ein grosses rohtes mit Fähnlein und Flaggen behangenes Creutz getragen, zwischen zwo Reihen von Christen, die in der einen Hand brennende Wachs-Kertzen, in der andern aber ein Schnup-Tuch, ihre Thränen in aufzufangen, hielten, und alle weiß gekleidet waren. Ein wenig weiter hinterwerts folgte ein Marien-Bild, in einem Rahmen von etlichen neu-bekehrten Chinesern getragen, und darauf das Bild des Ertz-Engels *Michael*. Nächst dem ward das Encomium des Kaisers auf gelben Sattin geschrieben, getragen, bey welchem eine grosse Anzahl von Christen einher ging.

Darauf kam der Sarg, welcher nach Landes Manier lackiert und vergöldet war, und auf einer Baare von 16 Trägern getragen ward: dem folgten die Missionarii, und die Herren, welche der Kaiser vom Hofe gesandt hatte, nebst einer grossen Menge von *Mandarinen*, welche die Procession beschlossen.

Als man bey der Grab-Stätte angelanget war, lasen die Missionarii die gewöhnliche Seel-Messen, besprützten auch die Leiche mit Weih-Wasser, und beräucherten sie. Alsdenn ward der Todte in einem mit einer Mauer umgebenen Gewölbe von der Grösse eines ordinairen Zimmers beygesetzet. Wie sie nun ihr Gebet verrichtet hatten, fielen die Missionarii auf ihre Knie, um zu hören, was des Kaisers Schwieger-Vater, der seine Person præsentirte, ihnen zu befehlen hätte. Endlich erklärete er gegen die Herren Jesuiten: Daß der Pater *Verbiest* dem Kaiser und dem Staat sehr nützliche Dienste geleistet, und daß Seine Majestät, üm Dero Erkänntlichkeit dagegen zu bezeugen, ihm nebst

den

den andern Herrn deputirt habe, diese öffentliche Dancksagung abzulegen, damit alle Welt wissen könne, welche Liebe er zu ihm in seinem Leben getragen, und wie schmertzlich er seinen Todt betraure. Für welche Ehre sich die Herren Patres in sehr demüthigen Terminis bedanckten.

Als das Collegium, das über die Regulirung der Ceremonien zu sagen hat, merckte, wie angenehm es dem Kaiser seyn würde, wenn man dem Verstorbenen noch mehrere Ehre erwiese, præsentirten sie desfalls dem Kaiser eine Supplique: Da solche nun gleich approbirt ward, ordinirten sie 700 Gold-Cronen, dem Pater davor ein Grabmahl zu bauen; befahlen auch, daß des Kaisers Encomium in Marmor sollte geätzet, und abermals etliche *Mandarinen* deputirt werden, vor der Leichen nieder zu knien, und den Todten zu beweinen: ja sie gaben ihm noch zu guter letzt einen weit höhern Titul, als er bey seinem Leben geführet hatte.

Das eilffte Capittel.

Handelt von Corea, und den Insuln die zu China gehören. Enthält auch den Haupt-Innhalt von Monf. *Lockyers* Anmerckungen über der Chineser Handlung und Sitten.

WIr mögen das Königreich *Corea*, (a) als eine Provintz von China ansehen, oder auch als ein Land, daß diesem Reiche zinsbar ist; so ist es doch an Sitten und Gewohnheiten wenig von China unterschieden. Es ist ein fruchtbares Land, und hat einen Uberfluß an Weitzen, Reis, und andern Korn. Es giebt auch Gold- und Silber-Mienen daselbst, und in der See ist ein guter Perlen-Fang. Sie handeln itzunder mit keinen andern Ländern als China und Japan, von welchen beyden Reichen sie nicht viele Meilen entfernet sind, die neuesten Land-Charten machen eine Insul daraus. Es ist aber noch nicht bey unsern Geographis ausgemacht, ob dieses Land

(a) Die Japoneser erzehlen, daß Corea vormals in 3 Provintzen sey getheilet gewesen. Die nächste Provintz an Japan hieß Tsiosyn, die andere oder mittelste Corey, die dritte und nächste an der Tartarey Fakhusai. Die Einwohner sagen sie, sind von den Chinesern entsprossen, sind aber bald der Chineser, bald der Tartarn, bald der Japoneser Bothmäßigkeit unterworffen gewesen. Itzund haben die Chineser alles inne, bis auf die äussersten Küsten von Tsiosyn, wovon bey Japan ein mehrers wird erinnert werden.

Land nicht gegen Norden an Niuche, einer Tartarischen Provintz stosse. (b)

Die vornehmsten Insuln, so den Chinesern unterworffen sind erstlich *Formósa*. Diese grosse Insul liegt im 22 Grad Norder-Breite, hat 500 Meilen im Umkreis, und ist von der Provintz Fokien ungefehr 20 Meilen entfernet. Es scheinet fast, daß diese Insul von den Chinesern sey negligiret worden, bis die Tartarn das Land conquetirten. Denn die Spanier von *Manilla* etablirten sich hier erstlich, und nach ihnen die Holländer, welche sich lange Zeit wieder die Chineser währeten, und ihre Possession maintenirten, zuletzt aber überwältiget und genöhtiget wurden, das Land zu verlassen. Die alte Regierung in dieser Insul soll, wie die Holländer berichten, einige Aehnlichkeit mit der Verfassung ihres Staats gehabt haben: indem jede Stadt eine Republic vor sich, die von den andern gar nicht dependirte, und kein Monarch in der gantzen Insul gewesen. Es mag aber die alte Regierung beschaffen gewesen seyn, wie sie will, so sind sie, seit dem sie unter den Chinesern gestanden, ihren Gesetzen auch unterworffen gewesen. Die Gebirge in dieser Insul sollen voll von Schwefel seyn, welches verursachet, daß die Insul dem Erdbeben unterworffen ist. Die Weiber pflügen und säen hier, und betreiben den Acker-Bau; die Männer aber bringen ihre Zeit vornemlich mit der Jagd hin. Ihre Häuser sind von Rohr gebauet und nur ein Stockwerck hoch. Sie sind Heiden, wie die Chineser, haben aber Weiber zu Priesterinnen, welche Thiere und Früchte opfern, und die Gabe der Weissagung zu besitzen vorgeben, deswegen sie auch offt um Raht gefraget werden. Die Holländer geben vor, daß ihrer viele zum Christenthum bekehret worden, währender Zeit, da sie die Insul inne gehabt haben. Ich finde aber nirgends, daß heutiges Tages Christen in der Insul seyn.

Eine andere Insul *Agnan*, oder *Hainan* genannt, liegt im 18 oder 19 Grad Norder-Breite Südwerts von China, und hat ungefehr 300 Meilen im Umfang. Dieses Reich hat einen reichen Uberfluß an allen Dingen, insbesondere an Gold- und Silber-Minen und an der Perlen-Fischerey. *Le Comte* gedencket von einer See in dieser Insul, welche die Krafft haben soll, Fische in Steine zu verwandeln: er sagt auch, daß er etliche Krebse gesehen habe, die daselbst in Stein verwandelt worden.

Macao ist eine kleine Insul nahe an der Küste von Quamtum, und alleine wegen des grossen Handels berühmt, denn die Portugisen vor ungefehr

(b) Die neueste Charte von der Rußischen Monarchie, lehret uns das Gegentheil gantz deutlich, und zeiget, daß Corea an Niuche Land-fest sey.

150 Jahren da getrieben haben. Sie hatten vormals die Souverainität über diesen Ort, itzund aber sind sie den Chinesern unterworffen, und müssen dem Kaiser Zoll und andre Herrschafftliche Gefälle entrichten; doch wird ihnen erlaubet, ein Gericht über ihre eigne Landes-Leute hier zu halten.

Ehe und bevor ich diese Beschreibung von China schliesse, will ich dem Leser noch den Haupt-Inhalt mittheilen von Monſ. *Lockyers* Anmerckungen über dieses Land, welche er auf seiner Reise nach *Canton* gemacht hat. Er scheinet einer von den vernünfftigsten Engelländern zu seyn, welche hieher gereiset sind; und es wäre zu wünschen, daß er weiter ins Land hineingekommen wäre, und mehr gesehen hätte. Denn ob gleich die Herren Jesuiten sehr geschickt sind, uns nette Reis-Beschreibungen, und Philoſophiſche Remarqven zu liefern; so kan man sich doch in Sachen, welche die Religion betreffen, nicht allerdings auf sie verlassen; und weil die Handlung ihr metier nicht ist, hat man sich nichts accurates in den Punct von ihnen zu versprechen. Die Erzehlungen unsrer Kauffleute sind in diesem Stück allen Nachrichten der Miſſionairen weit vorzuziehen.

Der Hafen zu Canton ist, wie Monſ. *Lockyer* berichtet, so voll von den Englischen Kauffleuten, als kein anderer in gantz China. Der Hafen von *Amoy* ward vormals mehr besucht; aber die Erpressungen der *Mandarinen* sind an dem Ort so hoch gestiegen, daß die Kauff-Leute bey dem Handel wenig profitiren können. Eine andere Bequemlichkeit, welche die Europäer anlocket nach Canton zu fahren, ist diese, daß man daselbst gantze Flotten in kurtzer Zeit beladen kan, und nicht Gefahr läufft aufgehalten zu werden, bis die *Monſons* eintreten, und die Schiff-Fahrende nöhtigen ihre Zurück-Reise bis auf eine andere Jahr-Zeit zu verschieben. Ich finde aber, daß unsere Kauffleute eben auch zu Canton mit unerträglichen Auflagen beschweret werden, wo sie nicht vorhero mit den *Hoppos*, oder Zoll-Commiſſariis accordiren, ehe das Schiff den Strohm hinauf seegelt. Dahero warnet auch unser Auctor die Schiffer, daß sie bey der Portugisischen Insul *Macao* vor Ancker bleiben sollen, bis sie wegen Abmessung des Schiffes, und der Freyheit zu handeln, Richtigkeit getroffen haben. Wenn das Schiff den Strom hinauf gekommen ist, giebt unser Auctor den Raht, daß man ein Haus miethen solle, das hart ans Wasser stösset, damit man das ungemüntzte Silber desto geheimer ans Land bringen könne, indem es sehr gefährlich ist, den Chinesern einige Wissenschafft von dem vollen Wehrt der Kauffmanns-Waaren zukommen zu lassen, welches sie doch gewiß entdecken würden, wenn man die Waaren weit über Land fahren lassen wollte. Man kan solche im Gegentheil unter den Plancken des Boots verbergen, und unvermerckt zu Lande bringen, wenn man nur ein Haus nahe am

am Gestade hat. Allem Ansehen nach muß man die Bedienten an der Zoll-Bude brav schmieren, oder sie machen einem allerhand Verdruß. Unser Auctor aber erinnert, daß man ihnen nur von Zeiten zu Zeiten etliche kleine Geschencke zustecken dürffe. Denn wann die Geschencke auch immer noch so groß sind, vergessen sie es doch, wenn ihr Gedächtniß nicht ab und zu wieder erfrischet wird. Ein gelassenes Gemüht, und ein leidiges Maul sind, wie er bemercket, solche Qualitäten, derer ein Super-Cargo, oder Ober-Kauffmann auf einem Schiff hiesiges Ortes nicht wohl entbehren kan: das ist, kurtz gesagt, man muß mit den Chinesern mit eben derselben List umgehen, deren sie sich gegen andere bedienen.

Bley ist, wie es scheinet, die eintzige Waare, an welcher unsre Kauffleute etwas mehr, als ihre erste Auslage gewinnen: Denn ihren Gewinn haben sie nicht von den Gütern, die sie in China hineinbringen, sondern von den Waaren, welche sie wieder herausbringen. Er sagt ferner, daß den Chinesern nicht zu trauen stehe, es habe denn ein Kauffmann ihre Waaren durch und durch besehen, und keinen Mangel daran befunden, wie auch auf ihr Gewicht und Maasse sehr genaue Achtung gegeben; welches zwar ungemein verdrieslich ist; thut ers aber nicht, so wird er betrogen. Beym Gewicht muß man gar genaue Achtung darauf haben, daß die Stange ja nicht an einem Ende länger, als an dem andern sey. Einige unter ihnen haben zwey Löcher oder Kerben an dem Ende der Stange, und können das Gewicht schwerer oder leichter machen, nachdem sie die Schalen in die eine, oder andre Kerbe einhangen. Andere haben die Enden der Stange so verfertigen lassen, daß man sie ausziehen oder hinein schieben kan. Was aber am schwersten zu erkennen ist, ist dieses, wenn die Nuß, oder der Mittel-Punct der Stange, an welcher die Wacht-Schalen hangen, so gemacht ist, daß sie nach einer Seiten hinfällt. Ja es ist so schwer alle ihre Räncke und Tücke zu erkennen, daß Monſ. *Lockyer* am besten gethan zu seyn erachtet, alles und jedes in Englischen Wacht-Schalen nachzuwegen. Diejenigen, welche sich auf ihre Pacquage verlassen haben, sind damit nicht minder, als mit ihrem Gewicht betrogen worden. Sie haben ihnen Kisten, Laden und Körbe untergeschoben, die so accurat nachgemacht und gezeichnet waren, daß sie im geringsten nicht zweifelten, es wäre ihr eigen Gut, das sie gekaufft hätten: und doch hat es sich bey der Eröffnung befunden, daß an statt der rechten Waaren, verdorben Gut, oder etliche Sachen von geringern Wehrt hineingepacket worden. Mit ihrer Elle und übrigen Maassen soll es nicht viel besser hergehen.

Die Waaren, welche man aus China heraus bringet, sind erstlich Thée. Der grüne Thée wird allein in Indien und Persien und im gantzen Orient getrun-

truncken. Thée Bou scheinet bey ihnen nicht viel zu gelten: selbiger bestehet aus langen braunen Blättern, und tingirt das darauf gegossene Wasser sehr hoch. Wenn er gut ist, hat er einen starcken Geschmack, durchgehends eine Farbe, ist auch kraus und trocken. Sind die Blätter klein, schwartz und voller Flecken, so ist es von der schlechten Sorte. Den *Singlo*- oder grünen Thée muß man auch nach seinem guten Geschmack und heller Farbe aussuchen. Sind etliche Blätter schwartz, oder braunlicht von Farbe, so ist er nicht gut. Kaiser- oder *Bing*-Thée ist viel heller, als der grüne Thée, hat einen angenehmen Geschmack, ist aber nicht so starck als der *Singlo*-Thée. Haben die Blätter einmahl ihre Kräuselung verlohren, so taugt der Thée nichts mehr, welches gewiß geschicht, wenn er gleich beym Einkauff noch so gut gewesen ist, wo man sich nicht mit dem Einpacken wohl in acht nimmt. Ausser dem Thée bringen unsre Kauffleute aus China Queck-Silber, Menning, China-Wurtzel, Rhabarber, rohe und verarbeitete Seide, Kupffer in Stangen gleich dem Siegel-Lack, Campfer, Zucker-Candies, Fächers, Schildereyen, lackierte Waaren, Porcellan, Soya, Borax, Lazul-Stein, Galanga, und Tutanaque (welches eine Art von groben Zinn ist) und unterschiedliche andre Kauffmanns-Waaren, welche hier in *Canton* eben so wohlfeil eingekaufft werden, als in den Gegenden, da sie wachsen.

Ob schon die Ausfuhr des Goldes verbothen ist, pflegen die Magistrats-Personen selbst, es doch unter der Hand an unsre Kauffleute zu verhandeln. So viel vom feinsten Golde, daß auf der Probe 92 hält, als ein gewisses Gewicht von 10 Talen, (das sie gebrauchen, und *Korobka* nennen) wird fein Gut gegen fein Gut verkaufft für 111 Untzen 8 Pfenninge, 5 Gr. Courant-Silber, die Untze auf 5 Schilling 6 Pence gerechnet, welches 30 Pfund Sterling, 12 Schilling 6 Pence ausmachet. Dafür bekömmt man 12 Untzen 2 Pfenninge, 4 Gr. an Gold, davon eine Untze ungefehr 4 Pfund Sterling zu London gelten kan; solches belaufft sich auf 48 Pfund Sterling 8 Schilling 8 Pence, und bringt über 58 pro Cent Profit.

Silber von allerhand Figuren und Stücken, wird nach dem Gewichte, als Courant-Geld ausgegeben: Sie rechnen von Tale an immer bey zehn Theilen, bis auf die kleinsten Theile, die man sich nur vorstellen kan. In einer Tale sind zum Exempel 10 Mace, halten nach Troyschem Gewicht 1 Untze, 4 Pfenninge und 5 Gr. Eine Mace hält 10 Candareens, oder 2 Pfenninge und 10 Gr. und auf einen Candareen gehen 10 Cash. Dieses ist gleichfalls der Grund von ihrem grössern Gewicht, das sie im Handel gebrauchen. 16 Tale sind 1 Catty von Corallen, Muscus, Ambra, Borneischen Campfer und andern feinen Waaren. 100 Cabbys geben einen Pecul, und nach Troyschem Gewicht

161 lb. 5 Untzen, 5 Pfenning 20 Gr. macht nach Cöllnischem Gewicht beynahe 131 lb. 11 Untzen, welches ihr gröstes Gewicht zu groben und schweren Waaren ist. Wann man aber mit silbernen Kannen, Tafeln, Bechern, Beckens, Schüsseln, Löffeln, Näpfgens rc. rc. bezahlen will, und sie etwa meinen, daß etwas nicht so gehaltig und fein sey, als man es ihnen anthun will, so schneiden sie ein Stück von der Seiten weg, und bringen es gleich auf die Probe. Ist man denn mit dem Ausschlag der Probe zufrieden, so reduciren sie es zu Courant-Silber, indem sie das Gewicht mit dem Gehalt auf der Probe multipliciren, und das facit mit 94 dividiren. Zum Exempel 500 Tale halten auf der Probe 96. macht nach obigem Process 510 Tale, 6 Mace, 3 Candareens, und 8 Cash. Pillar- oder Pfeiler-Thaler (eine eigene Art Englischer Thaler) werden offt zu 96½ gerechnet, welches 1½ pro Cent. besser ist, als Mexicanische oder lange Thaler, (wie in England die aus America kommende lange Thaler, bald 3- bald 4-eckte Thaler-Stücke genannt werden.) Die Waaren, welche gemeiniglich aus Europa nach China gebracht werden, sind ungemüntzet Silber, Tuch, Rasch, Perpetuell und Camelotten, von schwartzer, blauer, brauner oder Violet-Farbe, welche Dinge neulicher Zeit so wohlfeil daselbst sind abgesetzet worden, daß das meiste, was man zu hoffen hat, eben hinreichet die Ungelder zu stopffen, und den ersten Verlag wieder zu kriegen. Bley wirfft noch das meiste ab, ausser dem, sagt er, sey ihm nichts bewust, das da wehrt wäre, die Schiffs-Ladung damit zu fourniren. Ein Privat-Kauffmann kan hieher bringen Corallen-Aeste, klare Ambra-Kugeln, dünn Steinen-Zeug, ungefehr von dem Muster, welches ihre Tassen und Bouteillen zu *Samshue* haben, gemeine Reit-Pistolen mit vergöldeten Läufen, Degen-Klingen ungefehr zu 14 Schilling das Dutzend, in Horn eingefaste Brillen ungefehr zu 8 Schilling 6 Pence das Dutzend, Schlag- und Taschen-Uhren von einem guten Ansehen aber geringem Preis, und etliche andere Clincaillerien und Puppenwerck, welches vorher hieher nicht ist gebracht worden. Wenn er solches ohne den Zoll zu bezahlen aus dem Lande bringen kan, ist es ihm leicht möglich, eine bessere Reise zu thun, als mit einer grossen Ladung von Silber: Sonst aber werden die Ungelder sich höher belauffen, als der Profit.

Die Beschreibung des Herrn *Lockyer* von der Stadt Canton und den Sitten der Leute in dieser Gegend von China, lautet folgender massen: Die Strassen in Canton sind, wie er berichtet, sehr gerade, aber dabey schmall, und mit breiten Steinen gepflastert. Die Buden der Seiden-Krämer sind sehr sauber, und haben ein schönes Ansehen, stehen auch meistentheils in einer der besten Gegenden der gantzen Stadt. Handels-Leute von einer Profession stehen in einer Strasse zusammen, wie in London.

Ihre Fenster im Sommer sind von Rohr oder Schilff gemacht; im Winter aber brauchen sie Auster-Schalen, welche wie Demanten geschliffen, und in hölzerne Rahmen eingefast werden, aber nur wenig Licht geben. Sie hitzen auch in grossen Gemächern, da sie alle Leute hineinführen im Winter mit Holtz-Kohlen ein, welche in einem niedrigen eisernen Topff mitten im Zimmer angezündet werden: in ihren Kammern aber brauchen sie Pfannen mit Holtz-Kohlen, bey welchen diejenigen, die des Dinges nicht gewohnt sind, leicht ersticken können. Ihre Töpffe zum Kochen sind, wie die Kupfferne Kessel bey uns, in der Wand eingemaurt, ungefehr so hoch als unsere Stuben-Oefen. Die Wände in ihren Häusern sind an statt Tapeten oder weissen Kalck mit dünnen weissen Papier bezogen. In einer jeden Strasse wird ein Marckt gehalten, woselbst Fleisch, Fisch, Vögelwerck, Garten-Früchte, und alle Eß-Waaren wohlfeil verkaufft werden. Die Fischer erhalten ihre Fische in Zubern lebendig, und haben unter andern Sorten die grösten Karpen, die irgendswo können gefunden werden, wiewohl selbige ein wenig nach der Mudde oder dem morastigen Grunde schmecken. Die Chineser machen sich keine Schwierigkeit daraus, ein jedwedes Gericht von Fleisch zu essen, es mag denn in einem Graben gestorben, oder von einem Schlachter getödtet worden seyn. Ihre Frösche in welchen ihre gröste Delicatesse bestehet, und welche auch doppelt so viel gelten, als ein ander Gericht, sind in den Augen eines Europäers sehr schwartz, und eckelhafft, sie schmecken aber gut. Sie speisen aber ebenfalls Ratzen, und eine Schlangen-Suppe ist da zu Lande lange vorher berühmt gewesen, als man in London davon gewust hat.

Unser Auctor saget auch, daß er zu Canton keinen Unterscheid zwischen einem Tartarn und Chineser habe machen können, weder in ihrer Statur noch Gesichts-Bildung oder Kleidung. Er habe nur gemuthmasset, daß die Chineser weit niedergeschlagener zu seyn scheinen, weil sie gezwungen wären, sich dem Tartarischen Joch zu unterwerffen. Solches aber wird vermuthlich nur eine blosse Einbildung seyn. Denn es werden den Chinesern eben so wohl als den Tartarn wichtige Aemmter und Bedienungen anvertrauet, und sie haben sich nunmehro in 100 Jahren unter einander verheyrathet, und gebrauchen einerley Gesetze, Gewohnheiten und Manieren. Es wird dahero auch wohl schwer seyn, einen Mann von purem Tartarischen Geblüt in diesen Südlichen Provintzen zu finden.

Der gemeine Mann speiset viermal alle Tage, wie er berichtet, und die Leute sind solche Fresser, daß sie, wenn sie mitten in ihrer Arbeit sind, solche stehen und liegen lassen, und zum Essen hinrennen, so bald die gewöhnliche

Stunde

Stunde eintritt. Reis ist ihre vornehmste Speise, welchen sie mit ihrem kleinen Stöcklein so häuffig in den Mund hinein pfropffen, daß sie ersticken würden, wenn sie ihn nicht mit einer Tasse *Schamsue*, welche bey ihnen stehet, hinunterspühleten.

Der Toback ist bey ihnen eine grosse Delicatesse. Ob sie aber wohl solchen offt gebrauchen, nehmen sie doch nur zur Zeit ein weniges. Denn sie haben kleine messingene Pfeiffen mit kleinen Köpffen, nicht grösser als ein Finger-Hut, und der Toback ist so trocken, daß die Pfeiffe in 10 Zügen aus ist. Diese Pfeiffen hangen sie an ihrem Gürtel und sie brauchen sie etliche Monathe ohne sie rein zu machen.

Man trifft auf den Strassen eine grosse Menge von blinden Bettlern an, welches einige den vielen Reis zu schreiben, welchen der gemeine Mann isset. Er bemercket aber, daß der Reiß bey den Indianern diese Würckung nicht haben soll. Wiewohl ich mich erinnere, daß der gemeine Pöbel in India zu einer gewissen Zeit des Jahrs vielfältig mit Schwachheiten an den Augen geplaget wird, welches man daselbst auch vom Reis, davon sie leben, herzurühren vorgiebt: doch bin ich mehr geneigt zu glauben, daß solches eher von den heissen Winden, welche unterweilen daselbst wehen, herkomme, als von ihren vielen Reis-Essen.

Bey Winter-Tagen tragen die Leute eine lebendige Wachtel in der Hand, üm sich daran, als an einer Muffen zu wärmen. Alles wird in China nach dem Gewicht verkaufft, als Eyer, Früchte, Vögel, und auch nasse Waaren: man sagt von ihnen, daß sie ihre Hüner mit Steinen und Sand füttern, damit sie desto schwerer am Gewicht werden mögen. Mit kurtzen von ihnen meine Meinung zu sagen: wo sie die Europäer in einem Stück übertreffen, so ist solches in den Hand-Griffen die Leute, mit welchen sie handeln, zu betriegen. Ein junger Edelmann, der dorthin eine Reise gethan, berichtet, er habe einmal eine Parthey Schweine für das Schiffs-Volck von den Chinesern gekaufft, welche aber alle gestorben, und er zweifle nicht, daß ihr Todt von einem Gifft hergerührt, welches die Eigner dem Schweinen beygebracht, ehe und bevor sie an Bord gekommen; denn er habe bemercket, daß dieselben Leute von welchen er die Schweine gekaufft hatte, solche in ihren Böten wieder auffischeten, als sie über Bord geworffen wurden. Denn sie bedencken sich nicht lange, wie Monf. *Lockyer* saget, ein lebendiges Schwein für ein todtes hinzugeben, wenn nur das todte ein wenig grösser, als das lebendige ist.

Das

Das zwölffte Capittel.

Enthält eine fernere Nachricht von den Tartarn, die in diesem Reiche wohnen.

DIe Sitten und Gewohnheiten der Tartarn, welche die Nordliche Provintzen dieses Reichs bewohnen, sind schon grösten Theils beschrieben worden. Daher will ich an diesem Ort nur einige besondere Umstände von diesem Volck anführen, welche nach meiner Meinung glaubwürdig sind: solche Dinge aber, die mehr uns zum Zeit-Vertreib, als zur gewissen Nachricht ersonnen zu seyn scheinen, mit Stillschweigen übergehen.

Das Stück der Tartarey, welches diesem Reiche unterworffen ist, erstrecket sich von den Gräntzen von Rußland, bis an das Orientalische Welt-Meer, und gehet von dem 42 bis zum 55 Grad Norder-Breite. Dieses Land ward vormals in ein Hauffen kleine Königreiche und Herrschafften eingetheilet: und die meisten von diesen Fürsten behalten noch heutiges Tages den Königlichen Titul, sind aber in der That nichts anders, als Vasallen des Kaisers von China.

Die Westlichen Tartarn wohnen in Zelten, und marchiren immerfort von einem Ort zum andern, um desto öffter frische Weide zu haben, weil ihre Heerden von zahmen Vieh, nebst dem was sie auf der Jagd fangen, ihr gröster Reichthum sind. Die östlichen Tartarn wohnen in Städten, selbige sind aber weder so zahlreich, noch so regulair und wohl gebauet, als die Chinesischen Städte. Viele von ihren Städten liegen gantz ruinirt und wüste; welche sie gäntzlich verlassen haben, und in wärmere und fruchtbarere Länder zu wohnen gezogen sind. Denn wie wir schon bemercket haben, so ließ der Tartarische Kaiser, als er China conquetirte, alle kleine Tartarische Horden einladen, daß sie nach Peking zu ihm kommen, und sich dar Häuslich niederlassen solten, damit er auf solche Weise sich recht fest setzen, und seine Conqueten in grösserer Sicherheit besitzen könnte, und von der Zeit an bis auf den heutigen Tag haben alle Tartarn, die ein wenig Ambition haben, sich an den Chinesischen Hoff begeben, woselbst sie sich fast gewisse Hoffnung zur Beförderung machen können; folglich aber liegt ihr Vater-Land verlassen, und ist also in einen weit schlechtern Zustand, als vor der unglücklichen Vereinigung mit China verfallen. Indessen haben sie die Ehre, daß sie Conqueranten sind, und einen

Printzen von ihrer Nation auf den Thron setzen: und dem ungeachtet sind sie doch nur eine Provintz von dem Lande, welches sie bezwungen haben. Es liegt ihnen immerfort eine starcke Armée auf dem Halse, und ihre Festungen werden mit starcken Garnisonen besetzt, um sie im Zügel zu halten; die Chinesische Sitten nehmen auch mehr und mehr unter den Tartarn überhand. Doch muß man ebenfalls gestehen, daß bey dem allen diejenigen Tartarn, welche in ihrem Lande bleiben, und dem Hofe nicht folgen, in vielen Stücken von den Chinesern unterschieden sind. Sie sind weder so weibisch noch so wollüstig, legen sich auch nicht nahe so eifrig auf die Handlung. Mit Jagen, Reiten, und andern männlichen Leibes-Ubungen bringen sie ein groß Theil ihrer Zeit hin. Sie würden sich schämen, sich in Port-Chaisen gleich den weichlichen Chinesern öffentlich sehen zu lassen, und halten es vor weit rühmlicher vorne an der Spitze eines grossen Trops von Reutern zu erscheinen. Sie erlauben auch, gleich allen andern Nordlichen Ländern ihren Weibern alle unschuldige Freyheit, und hier gehen Manns- und Weibs-Personen ungehindert mit einander um. Ja vermuthlich hat diese Anmerckung ihren guten Grund, daß die tapfersten Völcker immer am wenigsten von der Jalousie geplaget werden, und ihre Weiber am gelindesten, und mit wenigem Zwang halten. Zum Exempel will ich hier nur allein die Römer anführen, deren Tapferkeit und Höflichkeit gegen das Frauenzimmer gleich merckwürdig ist.

Damit ich aber wieder zur Haupt-Sache komme, so ist die Tartarey voll von unfruchtbaren Wüsteneyen und unbelaubten Feldern. Sie haben zwar ein wenig Weitzen und ander Korn; aber auf das Fleisch halten sie doch am meisten und vornehmlich aufs Wild-Prät. Die Kaiser vom Tartarischen Stamm selbsten, sind noch diese Stunde so sehr für die Divertissements der Jagd portirt, daß sie alle Jahr nach der Tartarey zu jagen gehen. In diesem Lande ist eine grosse Menge von guten Pferden, und der Kaiser ziehet jährlich viele tausend daraus. Sie legen sich auch starck auf die Pferde-Zucht, weil sie die Pferde nicht allein zur Arbeit, sondern auch zur Speise gebrauchen: denn sie sind grosse Liebhaber vom Pferde-Fleisch, so wohl als von ihrer Milch. Die berühmte Wurtzel *Ginseng*, welche wir oben schon beschrieben haben, wächst vornemlich in diesem Lande. Es wird alle Jahr ein Corpo von 10000 Tartarn ausgesandt, solche für dem Kaiser zu sammlen, und wenn der Kaiser seine völlige Provision hat, so kriegen sie Erlaubniß eine gewisse grosse Qvantität an andere zu verkauffen. Ebenfalls giebt es in diesem Lande kostbar Peltzwerck.

Wegen der Künste und Wissenschafften sind die Tartarn gar nicht berühmt. Wir hören auch nicht viel von ihren Gesetzen. Der Wille ihres Kaisers scheinet die eintzige Richt-Schnur ihres Gehorsams zu seyn. Sie haben

keine Bücher oder Historien unter sich, die uns einiges Licht von ihrem ersten Ursprung geben können. Ihrer Religion nach sind sie recht offenbare stockblinde Heiden, wie wir oben schon gezeiget haben; sie sind allem Ansehen nach von den Chinesern nicht weiter unterschieden, als daß sie ihren Götzen andre Nahmen geben; ausgenommen, daß ihr grosser *Lama* ein lebendiger Mensch ist, bey dessen Absterben die Pfaffen gleich einem andern aufsuchen, der ihm so ähnlich, als nur immer möglich ist, um solchen an seine Stelle zu setzen, und dahero nennen sie ihn den *ewigen Vater*. Was ihre Begräbnisse anlanget, so verbrennen die Tartarn ihre Todten, und begraben sie nicht, wie die Chineser thun. Mit dem Manne muste sich auch die Frau, die er am liebsten gehabt hatte, in vorigen Zeiten verbrennen, itzunder aber ist diese Gewohnheit von dem letzten Kaiser gäntzlich abgeschaffet worden.

Die *Mongalen* haben kein Gewicht noch Masse, geben sich auch mit der Handlung nicht ab: sondern vertauschen ihr Vieh mit den Russen und Chineser gegen andre Waaren.

Das dreyzehnte Capittel.

oder

Anhang

Von dem einländischen und ausländischen Handel der Chineser, aus dem Holländischen Aufsatz des Herrn Doct. *van Goch* kürtzlich zusammen gezogen.

WEil China ein sehr weitläufftiges Reich ist, und eine jedwede Provintz ihre besondere Productiones hat, welche sie ausgeben kan, an andern Dingen aber Mangel leidet, die anderwerts wachsen oder fabriciret werden; so folget daraus, daß der einländische Handel der Provintzen und Städte unter sich ungemein groß und für die Commercirende sehr vortheilhafft seyn muß.

Peking ist zwar sehr fruchtbar an Korn, türckischem Weitzen und Reis, kan aber doch die Hoff-Staat nicht genugsam damit versorgen, und die Seide, welche sie da verarbeiten, wird in andern Landschafften geborgen: Da Xantum im Gegentheil an beyden einen ungemeinen Uberfluß hat, und offtmahls in einem Jahr mehr eingeerndtet werden soll, als die Einwohner in 10 Jahren verbrauchen

brauchen können. Xansi bringt die schönste Trauben in gantz Asien, ob wohl die Chineser kein Wein daraus pressen, sondern sie trocknen und durch das gantze Land verführen. Xensi bringt Spelt, Gersten, Türckischen Weitzen, aber wenig Reis; hingegen ungemein viel Rind-Vieh, Ziegen und Schaaffe, welche 3 mahl im Jahr geschoren werden. Der Muscus fällt auch daselbst. Honan trägt Korn und viel Reis. In Leaotung wächst die schöne Wurtzel *Ginseng*. Nanking hat einen Uberfluß an Korn und Reis, und allerhand Früchten. Chekiam an Seide. Aus Kiangh kömmt der Porcellan. Huquam lieffert ausser Korn, Reis und Fische die Baumwolle. Suchuen Quecksilber, Zinn, Ambra, Eisen, Bley, viel Saltz, dem besten Rhabarber, der von dannen durch die Einwohner von Fibet und Mogor nach Europa gebracht wird, wie auch die ächte *Radix Chinæ*. Queichu gibt Queck-Silber, Zinn und Kupffer aus. Junan ist ergiebig an Gold, Silber, Kupffer und Edel-Gesteinen. Quamsi liefert Zimmet, Sapan- und Zimmer-Holtz, und verschiedene Gewürtz-Waaren, daselbst wird auch Porcellan gebrannt. Zu diesem allen kommen noch die Waaren, welche von andern Ländern in die äusserste Provintzen hineingebracht, und wieder Landwerts ein abgesetzet werden: woraus denn genugsam abzunehmen ist, daß diese Lande einen starcken einheimischen Handel treiben müssen; obwohl wir nicht gewisse Nachrichten haben, auf welchen Fuß ihr einländischer Handel eingerichtet sey, und wie er eigentlich getrieben werde.

Was den ausländischen Handel anlanget, so hat der Rußische Agent, Herr *Lange*, und der gelehrte Herr Doct. *Kaempfer* uns davon eine ziemliche Nachricht gegeben, wovon die Haupt-Puncten hier kürtzlich anzuführen, dienlich erachte.

Die Einwohner von Corea kommen jährlich zweymahl nach Peking, als im Martio und Augusto, ungefehr 40 oder 50 Mann starck, um dem Kaiser seinen Tribut zu entrichten, und ihren Handel zu treiben. Sie bringen dahin eine Sorte von grossem Papier, wie das Europäische Pack-Papier, welche von roher Seide gemacht wird, und hier zu Lande an statt des Fenster-Glases gebraucht wird, Gold- und Silber-Papier ihre Gemächer inwendig damit zu bekleiden, allerhand Arten von Fächer, feine und nett gewirckte Matten, die man im Sommer als Matrazzen brauchet, feinen gekerbten Toback, eine Sorte von gestreifften Cattunen Leinwand, eine Art Peltzwerck, in Rußland *Chorly*, und *Koluck* in Siberien genannt, welche in Corea häuffig fällt, und zu Peking sehr gesucht wird, und endlich eine Art getrockneter Fische von gewissen grossen Japanschen Muscheln. Mit diesen Waaren handeln sie, und ob sie gleich der Chineser Unterthanen sind, geniessen sie doch keine weitere Freyheit als andere Nationen, und werden während ihres Aufenthalts zu Peking

mit gleicher Verachtung tractirt, wie alle andere Ausländer. Weil sie also mit ihren Waaren nicht viel ausrichten können, bringen sie grosse Summen Geldes an Stück von Achten und Holländischen Thalern nach Peking, welche in China 7 pro Cent. weniger gelten, als das feine Reichs-Silber, so man des *Chans* Silber nennet. Davor erhandeln sie rohe Seyde, eine Sorte Dammast, auf Chinesisch Couly Toanza genannt, eine Sorte von dünnen seidenen Stoffen auf Chinesisch *Fanza* genannt, Thee und Porcellan, allerhand Kupfer-Arbeit, Cattun, Zobel-Schwäntze, ihre Mützen und Röcke mit zu bebrämen. Sie verhandeln auch die Seide und den Dammast den sie aus China bringen, an andere, sonderlich an die Japoneser, weil sie mehr ausführen, als sie selbst verbrauchen. Wenn keine Rußische Caravane, oder andre von der Nation zu Peking sind, logirt man die Coreenser in den zum Aufenthalt der Russen destinirten Hof ein: sind aber Russen in der Stadt, so müssen sie anderwerts logiren. So bald sie angekommen, und ihnen ihr Quartier angewiesen ist, werden zween *Mandarins* stündlich ernannt, die sich in ihr Logis begeben, auf alle aus und eingehende acht haben, und nachforschen müssen, warum sie dahin kommen, und wie sie mit den Leuten sind bekannt worden. Ihre Wohnung wird auch mit Schild-Wachten besetzt, üm zu verhindern, daß niemand ein heimlich Verständniß mit ihnen pflege. Wenn jemand von ihnen in seinen Geschäfften ausgehen will, wird er von einer Wache mit grossen Stangen begleitet, damit ihn niemand auf der Strasse anrede. Er darff auch niemand ohne Erlaubniß der Wache besuchen. Vor ihre Thüre wird ein Verbot vom Hofe angeschlagen, daß niemand in dieses Haus treten solle, ohne mit Vorwissen des Mandarinen, welcher nach eingenommener Nachricht von ihrem Gewerbe, der eingehenden Nahmen anzeichnet, und einen Soldaten mit schicket sie zu observiren. Es soll ein vortheilhaffter Posten seyn, als Mandarin die Coreenser zu bewahren, weil sie doch nicht nachlassen ihren Handel zu treiben, wobey der Mandarin gewiß ein merckliches ziehet.

Mit Indien haben die Chineser fast keinen Handel, es sey dann daß die auf den Gräntzen wohnen, mit ihren Nachbaren einige Verkehrung pflegen, man kan aber noch nicht wissen, worin solche bestehe, weil die Europäer nicht so tieff ins Land hineinkommen. Unterweilen fahren die Chineser nach Bengala, den Philippinischen Insuln, Japan und Batavia, ja gar nach Goa: solches aber geschiehet verstohlener Weise, und mit Connivence der Mandarinen, die in dem See-Hafens das Commando führen, welche davor Geld ziehen. Sonst mag niemand ohne specielle Erlaubniß vom Kaiser aus dem Lande reisen.

Die

Die *Bucbareser*, eine gewisse Tartarische Nation, welche unter dem Schutz des Chinesischen Kaisers stehen, und ihm jährlich eine mittelmässige Schatzung entrichten, handeln auch auf China, und kommen jedoch zu gewissen Zeiten zu Peking an. Sie wohnen in den Provintzen *Chamil* und *Turfan*, und bringen artige rohte Corallen, Muscus, Diamanten, jedoch von geringem Wehrt, weil die Chineser nicht gerne theure Steine kauffen, und andre gleichfals schlechte Edel-Gesteine, wie auch Gold-Staub, der sehr fein Gold giebet, das dem Golde des *Chans* gleich geachtet wird, dahin. Davor erhandeln sie Rußisch Leder zu Stiefeln, rohte und braune Fuchs-Felle, Damast, Kitaika, Cattun, Grauwerck, Biebers, Zobeln, und ander Peltzwerck, Thée, Toback und Porcellan.

Nach Japan handeln die Chineser mit ihren eigenen Schiffen, welche vormals, wie die Holländer, einen freyen unumschränckten Handel dahin hatten. Damals seegelten sie auf *Osacca*, gleichwie die Holländer nach *Firando*. Sie waren auch in vorigen Zeiten an keine gewisse Zeit gebunden, und konnten so viel Schiffe, Leute und Güter senden, als sie wollten. Itzund aber ist ihnen, wie den Holländern, in allem diesen eine gewisse Zeit vorgeschrieben, und sie haben auch ihren gewissen Ort, da sie eingekerckert leben müssen. Den Hoksju sendet jährlich 17 Joncken, Nanking 16, Canton 5, Nesa 5, Sintsjeu 4, Agnan 4, Cootju 3, die Chineser in Siam 3. (Denn die Chineser in frembden Lande sind in dem Contract mit eingeschlossen.) Tonquin 2, Cammon 2, und so ferner bis an 70 Schiffe, welche Zahl voll zu machen auch Schiffe von Batavia und Peking admittiret werden, wie *Kaempfer* berichtet. Man hat aber schrifftliche Nachricht, daß den Chinesern Anno 1714 ist angedeutet worden, hinkünfftig nur mit 30 Schiffen jährlich zu kommen, deren jedes einen besondern Paß vom Kaiser bekömmt. Doch wie genau die Japanenser Achtung geben, wissen die Chineser doch sie zu betriegen. Ein Schiff darff zum Exempel nur einmal in Japan kommen; sie aber mahlen sie anders an, setzen ander Volck darauf, und karten die Sachen so, daß die Japaneser sie nicht ertappen können. Andre gehen früh im Jahr nach Satsume, als wenn sie durch Sturm dahin verschlagen wären, setzen daselbst so viel Waaren ab, als nur immer möglich, und gehen wieder nach China, und von dannen abermals mit einer frischen Ladung nach Japan. Sie besuchen jährlich drey Marckte zu *Nangasaki* im Frühling, Sommer, und Herbst, das erste und letztere mit 20, das mittelste mit 30 Schiffen. Nach der gesetzten Zeit wird ihnen länger zu bleiben nicht erlaubt. Währender Zeit ihres Daseyns werden sie an einem besondern Ort, nicht ferne vom Strande und dem Hafen, wie die Holländer in der Insul *Desima*, eingesperret. Ihr Gefängniß ist mit Graben, Zäunen, und zwey star-

cken Pforten bewahrt; und sie müssen jährlich für dieses Logiment 1600 Thails bezahlen. Sie bringen Seiden- und Wollen-Zeug, Myrrhen, Agat- und andre Steine, Borneischen Kampffer und allerhand Kräuter, insbesondere die Wurtzel *Ginseng* hieher. Neben dem auch allerhand Bücher, welche aber erst von zweyen dazu verordneten Chinesischen Gelehrten censirt werden müssen, ehe man Freyheit erhält sie zu distrahiren. Alles was sie verkauffen, soll im gantzen Jahr nicht mehr als 600 Kisten Silber, das macht 600,000 *Suimone* oder Thails, und der Holländischen Müntze zwey Millionen und 100,000 Gülden betragen. Sonst werden ihre Waaren eben so verkaufft, wie die Holländer Güter. Ihre Reise, Gefahr und Unkosten sind zwar kleiner als der Holländer, aber die Ungelder, die sie entrichten müssen, als ein Zoll von 60 pro Cent. zum Vortheil der Bedienten von ausländischen Handel, und der Bürger zu *Nangasa Ki*, unter welche das Geld vertheilet wird, weit grösser. Alles Silber und Kupfer, so sie heben, müssen sie an Kauffleute oder Handwercker wieder abstehen, und dürffen nicht einen eintzigen baaren Pfenning aus dem Lande ausführen. Sie müssen offtmahls mit einem Rest ihrer Waaren wieder nach Hause kehren, und alsdann stechen die Lurendreyer von den Japanesern in die See, und kauffen ihnen solches vor einen geringen Preis ab: ungeachtet etliche Japanesische Fahr-Zeuge auf sie creutzen, und diejenigen, so man ertappet, am Leben gestrafft werden. Die besten lackirte Meubeln und der feinste Porcellan kommen aus Japan, doch nur als ein Præsent des Kaisers an die Grossen, bey Gelegenheit einer Gesandschafft nach Peking. Heimlich wird auch wohl was herausgestohlen, und in China sehr theur verkaufft. Doch das geschieht selten, und wenn man etwas zu kauff antreffen soll, so muß etwa ein grosser Ministre sein Porcellan wegschlagen, üm die aufgelegte Geld-Busse aufzubringen. Nächst der Japanischen ist die Fokiensche Lackirung wohl die beste; weil aber die Grossen gar zu viel davon ziehen wollen, wird solches zu Peking nicht zu Kauff gebracht. Daher kömmt es auch, daß alle Kauffleute einen Patron unter dem Vornehmen suchen, und mit schwerem Gelde sich erkauffen müssen. Denn ohne solche Vorsprache können sie sich nicht der Erpressungen der *Mandarinen* erwähren, ja unterweilen nicht einmal der gemeinen Soldaten.

Die Lackirte Waaren von Peking kommen an obbenannte nicht, sind aber doch besser als die beste Europäische Lackirung. Von dem Handel der Portugiesen, Frantzosen und Engländer nach Canton ist oben aus Mons. *Lockyers* Nachrichten genugsam geredet worden. Nun sollen die Holländer auch 2 Schiffe nach China ausgerüstet haben, und wenn von dem Ausgang dieses neuen Handels Nachricht einkömmt, kan solche auch dem Leser mitgetheilet werden. Die beste geschilderte Stoffen, so man nach Europa bringt, sollen

in

in Quantum und Fokien verfertiget werden, wie die Chineser sagen. Das Europäische Geld gilt zu Canton, wie in Corea und zu Peking: Die Waaren aber hat man zu Canton 30 bis 40 pro Cent. wohlfeiler. Die Chineser kauffen von den Europäern vor baar Geld, und verkauffen wiederum gegen lauter baare Bezahlung. Denn wenn man mit ihnen barattiren will, schlagen sie ihre Waaren so hoch an, daß ein Fremder sie unmöglich für einen billigen Preis bekommen kan.

Der Rußische Handel wird durch Caravanen geführet, und soll in sehr schlechtem Stande gewesen, bis er neulicher Zeit ist retabliret worden. Im Jahr 1721 ward auch über Viga ein Handel nach Peking aus Siberien geführet, und diese Leute verkaufften Peltz-Werck und andre Waaren üm einen weit geringern Preis, als die von den Caravanen thun konnten. Die Russen hohlen daselbst kleine Perlen, Gold, rohe und verarbeitete Seide, Dammast, Sattin, Porcellan, Cattun, gesponnene Seide, Thée, Badianen, Tapeten, gestickte Stoffen, Blumen von Papier gemacht, Toback ꝛc. ꝛc. Sie bringen da Peltzwerck, Zobeln, weisse Füchse, Biebers von Kanatzchatka, Füchse von dem Strohm *Lena*, braune ins schwartze fallende Luchsen, die Zähne von Meer-Wölffen, Hermelinen, Grauwerck, und Vielfraß-Felle.

Das vierzehnte Capittel.

Oder

Anderer Anhang

in sich haltend

Eine kurtze Nachricht von den Schicksalen der Christlichen Religion in China, von dem Ubersetzer aus bewehrten Scribenten zusammen getragen.

DAß die Stimme des Evangelii kurtz nach der Himmelfahrt Christi in China erschollen sey, und zwar ins besondere durch den Dienst des Apostels *Thomas*, wollen zwar etliche behaupten, von andern aber wird solches, und wohl mit ziemlichen Fug, in Zweifel gezogen. Jene gründen sich hauptsächlich auf eine alte Tradition der *Thomas*-Christen in *Cochin* auf der Malabarischen Küste, laut welcher *S. Thomas* in Indien, und insbesondere unter den Malabaren soll geprediget, ferner eine Reise nach China gethan,

und

und bey seiner Zurückkunfft nach der Malabarischen Küste den Märtyrer Tod in der Stadt *Maliapour* erlitten haben, auch nicht ferne von dannen begraben worden seyn. Dieser Tradition geben nicht nur die Christen zu *Cranganor* und *Cochin*, welche man gemeiniglich *Thomas*-Christen nennet, durchgängigen Beyfall, sondern es ist auch bey den Malabarischen Heiden selbst eine allgemeine Sage, daß vormals einer Nahmens *Thomas* in ihrem Lande das Christenthum geprediget habe. Unfern *Maliapour* wird auch noch auf dem *Thomas*-Berge das vermeinte Grab des Apostels gezeiget, und von den Wallfahrenden besuchet, aus welchen die Portugiesen seine Gebeine haben ausgraben, und nach *Goa* bringen lassen. Denn als die Christlichen dieser Nation erstlich nach Indien kamen, befunden sie ihren Umständen und Lehr-Sätzen am convenablesten zu seyn, diese Tradition als eine ausgemachte Wahrheit anzunehmen, zumal da ohne dem bekannt ist, daß viele alte Kirchen-Lehrer von der Reise dieses Apostels nach Indien Erwehnung thun, wiewol bey etlichen, als insonderheit bey dem *Abdia Babylonio* handgreiffliche Fabeln mit unterlauffen. Indessen ist diese Meynung von verschiedenen gelehrten Leuten, vornemlich in der Römisch-Catholischen Kirche ungemein begierig angenommen worden: und hat vor andern der berühmte *Athanasius Kircherus* in seinem Werck *China illustrata* genannt, sich viele Mühe gegeben, solche recht scheinbar vorzustellen. Es haben aber andere Gelehrte, auch unter den Catholicken selbst, und noch vor wenig Jahren der Abt *Renaudot*, so viel gegen alle diese Gründe einzuwenden gefunden, daß ein Wahrheit liebender Leser billig Bedencken tragen muß, dieser Tradition so schlechthin Beyfall zu geben, und bey Erwegung aller Umstände, wohl am meisten incliniren wird, zu glauben, daß an den Nachrichten von des Apostels *Thomas* Reise nach Indien wohl etwas wahres seyn könne, bey unsern Zeiten aber nicht mehr auszumachen stehe, wie weit man denselben trauen dürffe oder nicht; vornehmlich weil wir gewiß wissen, daß noch in jüngern Zeiten, andere Leute dieses Nahmens Indien und vielleicht auch China zum Christenthum zu bringen bemühet gewesen sind, mit welchen allem Ansehen nach der Apostel *Thomas* confundiret, und was selbige gethan, ihm aus Unwissenheit zugeschrieben worden. Indessen aber stehet doch nicht gantz und gar zu leugnen, daß nicht dann und wann in den ersten Seculis ein Schein von dem hellen Licht der göttlichen Wahrheit in China solle hinein gedrungen seyn. *Arnobius*, ein Scribente des 3ten Seculi, und *Chrysostomus*, ein Kirchen-Lehrer des 4ten Seculi rechnen die *Seres*, oder Chineser ausdrücklich mit unter die Völcker, welchen Christus geprediget worden. Man findet auch, daß die Chineser einiges wiewohl weniges Commercium mit andern Völckern gehabt haben, bey welchen die Christliche Religion damals schon bekannt gewesen. Und da im andern

und

und dritten Seculo wie man Nachrichten hat, auch unterschiedliche Christliche Lehrer nach Persien und Indien gekommen, so ist es weder unmöglich noch unglaublich, daß auch etliche sich nach China gewendet haben: wie denn unter andern *Procopius* meldet, daß etliche Mönche zu seiner Zeit in Serinda gewesen, von dannen nach Constantinopel gekommen, und den Griechen gezeiget haben, wie man Seide verfertigen solle; wobey insonderheit zu beobachten, daß das Wort Serinda offenbarlich aus Seres und Indien componiret ist, und also kein ander Land als China darunter verstanden werden kan. Doch weiß man bey dem allen nichts umständliches von der gantzen Sache, und kan nicht sagen, wenn eher, von wem und mit welchen Umständen das Christenthum daselbst erst bekandt geworden. Beruhet also der gantze Vortheil dieser Meinung darinn, daß man siehet Christi Verheissung von Verkündigung des Evangelii in der gantzen Welt sey genugsam erfüllet: Ob gleich die wenigsten, unter welche auch die Chineser leider des! gehören, es angenommen, und die genauere Historische Nachrichten von vielen Ländern verlohren gegangen sind. Ist nun gleich von den ersten Seculis nicht viel vorhanden, daraus man einigermassen von den Zustand der Christlichen Religion in China sich einen Begriff machen, und sicherlich darauf fussen kan: so meinen im Gegentheil viele, daß im siebenden Seculo gantz gewiß eine merckwürdige Verkündigung des Evangelii in dortigen Landen solle geschehen seyn. Sie beruffen sich theils auf ein gewisses steinernes Monument, welches Anno 1625 in China in der Provintz Xensi aus der Erden ausgegraben worden. Dieses Monument war ein Marmorstein von 10 Palmen lang, 5 breit und einen dick, auf welchem ein Glaubens-Bekänntniß in Chinesischer, und etliche Nahmens der Priester in Syrischer Sprache eingeätzet waren. Sonst ist daraus zu ersehen, daß das Christenthum um Anno 636 von etlichen Syrern in China sey verkündiget worden, und bis Anno 780 (in welchem Jahr dieses Monument soll gesetzet worden seyn) theils in ziemlichen Flor, theils in grossem Bedruck gestanden. Mit diesem Monument sollen ebenfalls gewisse Arabische Scribenten, die vordem in der Königlichen Bibliothec zu Paris in Manuscripto gelegen, und Anno 1718 von dem Abt *Renaudot* in Frantzösischer Sprache ediret sind, ziemlich übereinstimmen, als welche unter andern melden, daß Peking Anno 875 von einem Rebellen sey erobert, und bey der Gelegenheit viele Christen und Mahometaner getödtet worden. Aber auch diese Nachrichten, welche gewiß doch einigen Schein der Warheit haben, sind von den Gelehrten genau beleuchtet, und so viele verdächtige Umstände dabey, vornemlich aber bey dem Monument, bemercket worden, daß man auch hier sattsame Ursache findet, die Sache dahin gestellet seyn zu lassen, und weder der einen noch der andern Parthey völligen Beyfall zu geben.

ben. Indessen aber ist doch gewiß, daß die Christliche Religion schon lange, eher die Römische Missionarii in China gekommen, daselbst bekannt, wiewol niemals recht florisant gewesen. Denn der bekannte *Marcus Paulus Venetus* nennet an mehr als einen Ort die Städte, in welchen er Christen angetroffen hat, als Cambalu oder Peking, Quinsai, Jaci; obwohl die Christen alle der Nestorianischen Secte zugethan gewesen. Die Uberbleibsele und Fußstapfen der Christlichen Religion, welche die Catholischen Missionarii daselbst gefunden haben, sind auch so bewand, daß man sie nicht durch die Banck verwerffen kan, und beweisen wenigstens, daß schon vor ihnen Christen im Lande müssen gewesen seyn. Die Malabarische Liturgie gedencket auch offt der Bischöffe, die man von Babylon aus nach China gesandt hat: und der bekannte *Mar Joseph* (den die Portugiesen mit List in Cochin aufgefangen, und nach Rom, woselbst er gestorben, geschleppet haben) wie auch dessen Vorweser *Mar Jacob* haben sich *Metropolitas* von Indien und China genannt. Da endlich auch die Tartarn schon vor vielen Seculis der Christlichen Religion nicht ungeneigt gewesen, und viele Christen, sonderlich *Nestorianer* unter sich gehabt haben, so stehet wegen der nahen Nachbarschafft und vielen Umgang mit den Chinesern, fast nicht zu zweifeln, daß auch von diesen Christen etliche in China werden gekommen seyn, und allda den Saamen der Christlichen Lehre ausgestreuet haben.

Nachdem aber die Portugiesen den Weg über *Capo de bonne Esperance* nach Indien funden, und sich in vielen benachbarten Ländern von China feste setzten, kamen ihre Geistliche auch auf die Gedancken, die Christliche Religion, wie sie schon in andern Ländern angefangen hatte, in China zu verkündigen. Der erste, der sich solches vorgenommen, soll *Franciscus Xaverius* gewesen seyn, welcher aber auf der Reise von Japan nach China Todes verblichen. Nach ihm war ein Augustiner *Martinus de Rada* glücklicher, und kam Anno 1575 in China an, konnte sich aber nicht daselbst recht feste setzen. Ihm folgte Anno 1581 *Michael Rogerius*, und Anno 1583 *Matthæus Riccius*, ein Jesuit, welcher letztere daselbst bis an seinen Todt verblieb, und auch bey dem Kaiser *Van-Li* in grossen Gnaden stund, welcher er sich so viel möglich zur Beförderung seines Endzwecks bediente. Als er erstlich zu Canton ankam, muste er vielen Tort vom Pöbel leiden, er aber duldete solches mit grosser Standhafftigkeit, und fand Gelegenheit sich durch seine Mathematische Wissenschafften bey den Grossen in Gunst zu setzen, durch dessen Recommendation er nach Peking kam, und so gar dem Kaiser bekannt wurde, woselbst er auch Anno 1610 verstarb. Es kamen unterdessen auch andere Ordens-Leute, und insbesondere etliche *Dominicaner* in China, mit welchen die Jesuiten in einen hefftigen

Streit

Streit verfielen, wovon unten ein mehrers wird gesaget werden. Doch haben die Jesuiten in China, vornemlich am Hofe, allezeit das gröste Ansehen gehabt, so daß man wohl mit Fug sagen könne, daß dieselben die Haupt-Stützen dieser Mission gewesen sind. Denn als der berühmte Pater *Joh. Adam Schall* Anno 1620 ins Reich kam, insinuirte er sich abermahls mit seiner Wissenschafft in der Matheſi ungemein bey Hofe, und ob gleich zu seiner Zeit die grosse Revolution einfiel, setzte er sich doch in solche Gunst bey den Tartarn, daß der Kaiser *Xun-Chi* ihn so gar Anno 1654 zum Præsidenten über die vier Schaaren oder Ober-Gerichten der Philosophorum ernannte, in welchem Ammte ihm nachmahls unterschiedliche von seinen Ordens-Leuten gefolget sind, als Anno 1665 der P. *Ferdinand Verbiest*, und Anno 1688 der P. *Philippus Grimaldi*, dessen Stelle währender seiner Gesandschafften nach Europa die P. P. *Thomas Pereira* und *Antonio Thonia*, vertreten haben. Neben dem sind auch nicht weniger von den Patribus dieses Ordens zu *Mandarinen* gemacht, und zu allerhand vornehmen Bedienungen gezogen worden. Bey dem allen darff man nicht dencken, als wenn die Verfolgungen gäntzlich aussen geblieben wären. Die Verdrießlichkeiten nicht zu berühren, welchen die Missionarii unterworffen waren, ehe sie recht ins Land kommen konnten, so wurde Anno 1615 eine starcke Verfolgung wieder die Christen, auf Anstifften eines gewissen *Chin-Ki-O*, erreget. Man griff insonderheit die Missionarios an, und tractirte sie sehr übel. Solches daurete auch verschiedene Jahre, bis *P. Schall* bey Hofe Eingang gefunden hatte, und die Verfolgung durch seine Vorstellung gäntzlich hintertrieb. Ob nun gleich die Jesuiten bey Hofe zu Peking in guter Ruhe und Sicherheit eine Zeitlang lebten, ging es doch in den Provintzen nicht allemahl so richtig her, indem die auf den Christen erbitterte *Mandarinen* bald hie bald dort eine Verfolgung erregten, und auf alle Art und Weise, wenn sie nur durfften, die Christen zu drücken nicht unterliessen. Nach dem Tode des Kaisers *Xunchi*, währender Minderjährigkeit seines Nachfolgers *Cham-hi*, erhub sich ein recht gefährlich Ungewitter, welches leicht zur gäntzlichen Austilgung des Christenthums hatte ausschlagen können. Auf Anstifften eines gewissen *Yam-guam-sien*, der nach P. *Schalles* Todt, auf eine kurtze Zeit Præsident im Collegio der Philosophorum gewesen, ward *P. Schall* angegeben, als wenn er eine Meuterey hätte anstifften wollen, und nach einem kurtzen Proceſs erstlich verdammet, gehencket, und hernach in einem geschärfften Urtheil nach oben beschriebener Weise (*) in Stücken zerschnitten zu werden. Man erkannte aber nachmahls des Paters Unschuld, stellte ihn wieder auf freyen Fuß, und ließ ihn zu Peking bleiben;

(*) Im siebenden Capittel.

ben; woselbst er in grosser Ehr und Ansehen verstorben. Die übrigen Patres wurden relegirt, ihre Bücher verbrannt, ihre Kirchen und Kirchhöfe theils zerstöhret, theils an andre verschencket, und sonst übel mit den Christen umgesprungen. Das Gewitter ging aber bald über, und nach der Zeit hatten die Christen ziemliche Ruhe, insonderheit als ihr Ertzfeind *Yam guam-syen* fiel, und P. *Verbiest* an seine Stelle kam, welcher es bald dahin brachte, daß der Kaiser erstlich den Frembdlingen das freye Exercitium der Christlichen Religion verstattete, ohngeachtet das Collegium, so über ihre Gebräuche und Ceremonien zu sagen hat, sich hefftig dawider legte. Unterdessen gieng es doch mit der Execution dieses Decrets sehr schwer daher, weil bald hier, bald dort von denen *Mandarinen* denen *Missionariis* Hindernisse im Wege geleget wurden; wodurch sie aber nur zu dem neuen berühmten Edict Anlaß gaben, in welchem den Christen das völlige Exercitium Religionis erlaubet wurde. Denn als der Gouverneur der Provintz *Chetiam* ein Edict hatte anschlagen lassen, in welchem er das Gesetz der Christen vor falsch und unrecht ausschrie, beschwerten sich die Jesuiten darüber bey Hofe, als über eine Infraction der ihnen ertheilten Freyheit, und brachten es dahin, daß solches Edict abgenommen wurde. An dessen statt aber ward ein anderes angeschlagen, in welchem gäntzlich verboten ward, die Christliche Religion anzunehmen. Hierüber beklagten sich die Jesuiten aufs neue bey dem Kaiser, und erhielten die Antwort, daß sie selbst wählen möchten, ob sie lieber die Sache unter der Hand assoupirt, oder durch ein ordentliches Urtheil vom Collegio über die Ceremonien und Sitten wollten ausgemacht haben. Die Jesuiten erwählten das letztere, in der Hoffnung auf solche Weise einmal vor allemahl ein solches Decret zu erhalten, unter dessen Schutz sie immerfort sicher seyn könnten. Der Kaiser war auch so gnädig, daß er ihnen selbst zeigte, wie sie ihre Supplique an die Herren von diesem Collegio einrichten sollten: und die Jesuiten spahreten keine Mühe die *Mandarinen* so darinsassen, zu gewinnen, welche auch göldene Berge versprachen, als es aber zum Treffen kam, sich sehr widrig erzeigten. Darauf ward die Sache vor das Collegium der *Calaor* gebracht, woselbst es nicht besser für die Herren Jesuiten ablieff. Der Kaiser ward darüber so empfindlich, daß er das Collegium der *Calaor* sperrete, und den Præsidenten absetzte. Er ließ darauf den beyden Collegiis anbefehlen, daß sie ihr voriges Urtheil öffentlich verbrennen, und ihm nicht mehr in der Sache entgegen seyn sollten. Jenes geschahe den 12 Martii Anno 1692, und den 20 darauf ward ein Decret entworffen, des Innhalts: Daß die Christliche Religion nicht nur den Ausländern erlaubet seyn, sondern auch allen Einheimischen frey stehen sollte, sich zu derselbigen zu bekennen. Solches unterschrieb der Kaiser des folgenden Tages, und ließ es gleich

den 22 darauf zu Peking, und ferner im gantzen Reich publiciren: Er gab auch den Herrn Jesuiten die Lehre dabey, daß sie es fein vorsichtig gebrauchen, die neuen Christen zur Ruhe und zum Gehorsam anhalten, und ja sich, so viel möglich, nach den Landes-Sitten bequemen solten. Unter so vielen schweren Anläuffen haben die Jesuiten es endlich so weit gebracht, daß ihnen das freye Exercitium Religionis nach ihrem Wunsch ist verstattet worden. Die Menge der Christen in China soll wie die Missionarii berichten sehr groß seyn. Als *Dionysius Kiao* gegen das Ende des vorigen Seculi schrieb, rechnete er, daß ihrer in allen damals wol 200,000 gewesen, welche von 60 Priestern bedienet worden. Nach der Zeit sind ab und zu Nachrichten von ansehnlichen Anwachs der Christen heraus gekommen, und als die noch währende Verfolgung angieng, sollen 300,000 Läyen in den Christlichen Gemeinen gewesen seyn. Die Jesuiten haben sich auch bis an die itzige Verfolgung bey Hofe sehr wohl maintenirt, und insonderheit in Unterdrückung der Dominicaner recht sehen lassen, wie viel sie vermöchten. Man hat auch nicht unterlassen, neue Missionarios bey Hauffen hinein zu senden, und zu Rom flattirte man sich mit der Hoffnung, daß gantz China wohl einmahl bekehrt werden dürffte. Nunmehro aber müssen wir auch mit wenigen sehen, worin die Dispüten bestehen, welche sich zwischen den Jesuiten und Dominicanern wegen der Bekehrung der Chineser entsponnen haben, und wie endlich dieser Streit durch ein End-Urtheil des Pabstes ist entschieden worden; aber auch zu vielen Aergerniß bey den Chinesern, und wohl gar zu der itzigen Persecution Anlaß gegeben hat. Die Dominicaner kamen erstlich Anno 1596 und also einige Jahre nach den Jesuiten in China: bemerckten aber gleich anfangs daß letztere in Bekehrung der Chineser nicht den rechten Weg giengen, und ihren Proselyten verschiedene Dinge erlaubten, welche mit einem Aberglauben verknüpfft, und also Christen nicht anständig sind. Die Haupt-Sache kam auf folgende 3 Puncten an. Erstlich hatten die Jesuiten observiret, daß in der gantzen Chinesischen Sprache kein einiges bequemes Wort anzutreffen, womit man den wahren GOtt füglich benennen, und ihn von den falschen Götzen distinguiren kan. Sie funden aber, daß die Chineser den sichtbaren Himmel anbeten, welchen sie *Tien* nennen, und liessen sich also gefallen, GOtt selbst diesen Nahmen beyzulegen, und in ihren Kirchen so gar eine Tafel aufzurichten, mit der Aufschrifft *Kim Tien*, betet den Himmel an. Hieraus folgerten die Dominicaner, daß die Chineser auf solche Art in ihrem alten Irrthum von Verehrung des Himmels gelassen würden, und auf die Gedancken kommen müsten, daß in den Kirchen der Christen nicht der HErr, der im Himmel wohnet, sondern der sichtbare Himmel, den sie anbeten, verehret werde; meineten also, man müsse GOtt auf Chinesich nicht *Tien*, son-

dern *Tien-chu*, den HErrn des Himmels nennen. Nechst dem hatten die Herrn Jesuiten ihren Neu-Bekehrten auch erlaubet, den Götzen-Dienst gegen ihre verstorbene Vor-Eltern vor wie nach zu treiben, unter dem Vorwand, daß solches nur gleichgültige, weltliche, zum Bürgerlichen Leben gehörige Ceremonien wären, die mit der Religion gar keine Gemeinschafft hätten. Wie weit aber solche Entschuldigung hinlänglich sey, mag der Geehrteste Leser aus folgenden bey diesem cultu üblichen Gebräuchen urtheilen.

Sie richten ihren Ahnen bis ins vierte Glied (wie oben im zehnten Capittel ist erwehnet worden) eine Capelle in ihren Häusern auf, welche sie *Tsu-tan-gi* in ihrer Sprache nennen, und schreiben ihre Nahmen auf eine Tafel von Castanien-Holtz (*) mit diesen Worten: Der Thron der Seelen *N. N.* welcher auf dem Altar aufgestellet wird. Solcher stehet mitten in der Capelle, und das Opfer, so sie *Ci* nennen, wird zweymahl im Jahr, meistens doch im Herbst und Frühling, mit grossen Pomp auf demselben verrichtet wird. Den Tag erwählen sie durchs Loß, fasten drey Tage vorher, und enthalten sich der Weiber in der Zeit. Den Abend vorher wird das Opfer-Vieh ausprobiret mit Eingiessung etwas wenigen warmen Weins in den Ohren; welches Vieh darnach den Kopff schüttelt, wird tüchtig zum Opfer erklärt und flugs geschlachtet. Welches aber den Kopff nicht beweget, wird nicht zum Opffer genommen. Wenn der bestimmte Tag eingetreten, kommt die gantze Freundschafft frühe, ehe der Hahn krähet, in der Capelle zusammen. Alsdenn werden Wachs-Lichter auf dem Altar angezündet, mit Weyrauch und anderer Specereyen geräuchert, und von dem der das Opfer dirigiren soll (wozu man einen der Vornehmsten in der Familie, gleich wie zu andern Priesterlichen Functionen erwehlet) laut ausgeruffen, man solle niederknien. Darauf bücken sie sich 3 oder viermahl vor der obgedachten Tafel, schlagen mit den Kopff an die Erde, und einer von ihnen spricht ein gewisses Gebet. Der Ceremonien-Meister spricht darauf: Stehet auf, und gleich stehet jederman wieder auf seinen Füssen. Alsdenn tritt der vornehmste Priester vor dem Altar, und hebt einen Becher voll Wein in die Höhe, unterdessen der Ceremonien Meister den übrigen zurufft, der Wein wird geopffert; darauf kostet der Priester den Wein, und giesset den Rest über ein von Stroh dazu verfertigtes Menschen-Bild. Ferner nimmt er die Haare von dem geschlachteten Opffer-Vieh, und vergräbt solche mit dem Blut in die Erde. Opffert denn das Fleisch auf besagte Manier,

(*) Etliche nehmen auch Helfen-Bein dazu, und es kan auch seyn, daß sie in dem Punct an keine gewisse Materie gebunden sind, und jedem frey stehet, zu solcher Tafel zu gebrauchen, was ihm beliebet.

Manier, wobey der Ceremonien-Meister immer ausruffen muß, das Schwein, die Ziege u. s. w. wird geopffert. Eben so halten sie es mit Blumen, Früchten, Seiden-Zeug und andern Dingen, die sie opffern, und verbrennen: wozu auch die Papierne Pfenninge gehören, welche auf ein Feuer aussen vor der Haus-Thüre geworffen werden. Bey jeder solcher Handlung spricht einer von den Priestern gewisse dahin gehörige Gebeter: und endlich wenn alles aus ist, giebet der Ceremonien-Meister den Umstehenden den Trost: **Daß sie nach richtig vollbrachter Verehrung ihrer verstorbenen Vor-Eltern sich nunmehro alles gutes, langes Leben, reichen Jahrwaches, Glück zu Erziehlung vieler Söhne gantz gewiß versprechen können.** Sie glauben auch, daß die Seelen der Verstorbenen sich bey solchem Opffer auf ihrem Thron einstellen, den Wein und die Speisen kosten, und nach verrichteten Ceremonien wieder an ihren Ort gehen. Ausser diesen solennen Opffern, finden sie sich öffters in diesen Capellen ein, vornemlich um den Neu- und Voll-Mond, bücken sich vor der Taffel, darauf die Nahmens ihrer Vorfahren geschrieben stehen, zünden Wachs-Kertzen an, räuchern und opfern Blumen, und andere Sachen. Die Armen, die so viel Wercks nicht davon machen können, verrichten dieselben Ceremonien bey ihren Gräbern, und auch wohl in ihren Häusern, aber mit weniger Solennität und Unkosten.

Der dritte Punct, worüber die Dominicaner sich beschwerten, betraff die Anbetung des *Confucii*, welche die Jesuiten ebenfalls ihren Proselyten als eine unschuldige, Bürgerliche Ceremonie niemals verwehret haben. Selbige ist von der Anbetung ihrer verstorbenen Vor-Eltern, in nicht gar vielen Stücken unterschieden, wird aber mit grösserer Pracht als jene begangen. Denn in jeder Stadt ist eine Schule, und neben der Schulen, ein Tempel zu Ehren dieses Welt-Weisen erbauet, in welchen eine Taffel hängt, mit dieser Aufschrifft: **Dis ist der Thron der Seelen des allerheiligsten und übervortrefflichsten Ertz-Lehrers des *Confucii*.** In diesem Tempel stellen sich die Gelehrten des Orts zweymahl im Jahr ein, nehmlich im Frühling und Herbst, wenn Tag und Nacht gleich sind. Der vornehmste *Mandarin* in der Stadt, vertritt dabey die Stelle eines Ceremonien-Meisters, und commandirt bey dem gantzen Opffer auf vorerwehnte Weise. Sie glauben auch, daß der Geist des *Confucii* solchem Opffer beywohne, und begleiten ihn nach vollendeten Ceremonien ordentlich, in der Meinung, daß er alsdenn wieder an seinem Ort ziehe. In ihren dabey gebräuchlichen Gebetern wird auch eines mit diesen Worten geschlossen: **Was wir opfern ist rein und von guten Geruch. Nachdem diese Ceremonien verrichtet, ruhen wir Sterbliche in Friede,**

der

der Geist freuet sich. Aus diesem Opffer wird geschehen, daß wir gutes und Glückseligkeit erlangen.

Neben diesen Haupt-Beschwerden haben die Dominicaner noch allerhand andere Dinge wieder die Jesuiten aufgebracht: als daß sie kein Bedencken tragen *Mandarinen* zu werden, und allerhand Sachen vornehmen, die mit dem Beruff eines Missionarii sich nicht wohl reimen, ihren Neubekehrten den grossen, fast in gantz Indien üblichen Wucher erlauben, und was dergleichen Klagen mehr sind, die wir aber hier Kürtze halber nicht umständlich berühren wollen.

Der Zanck wegen dieser Materie hub sich erstlich in China an, und weil daselbst wenig gegen die Jesuiten auszurichten stund, reiste der Dominicaner *Johannes Baptista de Morales* um Anno 1645 nach Rom, und trug dem Papst *Innocentio X.* die Sache pur alleine vor, ohne die Jesuiten dabey zu nennen, als wenn sie an dergleichen Vergehungen Antheil hätten. Er bekam auch gleich ein Decret, in welchen den Neu-bekehrten Chinesern obige Opffer verboten wurden. Als aber solches in China bekannt ward, zauderten die Jesuiten nicht lange, sondern sandten einen ihres Mittels, nemlich den berühmten *Martinum Martinium* heraus, welcher zu Rom vorstellen muste, daß die Sache dem Papst unrecht sey berichtet worden, und nichts weiter dabey pasfire, als was die gelehrten einen cultum civilem, oder Bürgerliche Verehrung nennen, und daß kein Stück der Ceremonien mit dem Aberglauben verknüpfft sey: worauf er denn Anno 1656 vom Papst Alexandro VII. ein ander Decret erhielte, darin die Lebens-Reguln und Sitten-Lehren, die die Jesuiten den Neu-Bekehrten in China gegeben, vom Pabst gebilliget, und gut geheissen wurden. Dahingegen würckten die Dominicaner Anno 1669 eine Confirmation des vorigen Decrets von Anno 1645 bey dem Papst *Clemente X.* aus. Weil man aber zu Rom wohl sahe, daß die Jesuiten in China sich an blosse Bullen und Papiere nicht kehren würden, ward man schlüßig etliche Bischöffe und Vicarios Apostolicos ihnen über den Kopff zu setzen, welche auf alle Missionariis Auffsicht haben, und sie zur genauesten Beobachtung der Päbstlichen Befehle anhalten solten. Dieses stund den Jesuiten gar nicht an, weil ihre Autorität dadurch gewaltig geschmälert wurde. Dahero wiedersetzten sie sich ihren neuen Bischöffen, und machten ihnen tausend Querellen und Verdruß, also daß immer neue Klagen zu Rom einlieffen; wodurch der Papst endlich bewogen wurde, Anno 1680 aus der *Congregation de propaganda fide* einen Befehl an den General des Jesuiter-Ordens ergehen zu lassen, daß er etliche von seinen Ordens-Leuten aus Indien und China zurück beruffen, von den übrigen aber einen Eid nehmen sollte,

daß

daß sie den Vicariis Apostolicis in allen Dingen wollten Gehorsam seyn, damit einmahl vor allemahl, die Hindernisse so der Verkündigung des Evangelii im Wege stunden, möchten aufgehoben werden; mit der ausdrücklichen Bedrohung, daß wo sie ferner würden bey ihrem Ungehorsam verbleiben, eine scharffe Bulle gegen sie solte publiciret, und der gantze Orden von der Mission nach China und den benachbarten Reichen gäntzlich ausgeschlossen werden. Nach dem Inhalt dieses Befehls ging *Carolus Maigrot*, ein Doctor Sorbonicus und Vicarius Apostolicus zu Fokien, wieder die Jesuiten zu Wercke, und gab Anno 1693 ein Mandatum heraus, in welchen er obberührte Ceremonien verdammete, und den Neu-Bekehrten verbot. Ja, als die Jesuiten sich daran nicht kehren wollten, sondern den Vicarium Apostolicum in China hart verfolgten, und zu Rom hart bey dem Pabst verklagten, (worauf man aber abseiten der Dominicaner zu Rom niemals die Antwort schuldig blieb) erneuerte er Anno 1700 sein voriges Decret, und bedrohete alle Widerspänstige mit dem Banne. Damit ward abermal den Jesuiten das Ziel gar zu nahe gelegt, dahero wandten sie sich an den Chinesischen Hoff, und erhielten daselbst, die oben im achten Capittel eingerückte Declaration des Kaisers über diese Ceremonien, und deren eigentliche Absicht: welche sie nach Europa an den P. *Le Comte* übersandten, der damit nach Rom reisete, und von neuen vor seine Ordens-Brüder, wieder die Dominicaner zu Felde lag. Um nun endlich einmahl den verdrießlichen Händeln ein Ende zu machen, ernannte der Papst Clemens XI. Anno 1701 den Herrn von *Tournon* einen Geistlichen aus Savoyen, und nachmahligen Cardinal zum Legato à latere in China, und Patriarchen von Antiochia, und sandte ihm mit 24 Missionarios Anno 1704 nach China, woselbst er Anno 1705 ankam. Dieser Legatus hatte die Antwort der Congregation de propaganda fide auf des Herrn *D. Maigrot* Fragen an dieselbe, wegen der streitigen Ceremonien, nebst der Päbstlichen Approbation dieser Antwort bey sich, durffte aber in Europa nichts davon kund werden lassen, vermuthlich weil der König in Franckreich um eine favorable Sentenz für die Jesuiten angehalten hatte, und der Päbstliche Ausspruch dem ungeachtet wieder sie ausfiel. Anfangs ergriff der Legatus den gelinden Weg, als aber die Jesuiten sich von ihm nicht wollten weisen lassen, und er auch ihre Meynung anzunehmen wegerte, brachten sie den Chinesischen Kaiser ins Spiel, welcher anfänglich den Herrn Legatum höfflich ersuchen ließ, daß er die Maximen der Jesuiten in Bekehrung der Chineser gut seyn, und sich mit der Kaiserlichen Erklärung über die streitige Ceremonien befriedigen lassen, wie auch in specie den Jesuiten erlauben möchte, in ihrer Kirche zu Peking die Tafel mit der Aufschrifft *Kim-Tien*, welche er ihnen geschencket hatte, zu behalten. Die Antwort des Legati darauf soll gewesen

seyn: Er wollte sich eher den Kopff abschlagen lassen, als darein willigen. Endlich publicirte der Legatus das oben angeführte Decret im Nahmen des Pabstes zu Nanking, und soll es so gar in der Residentz Peking haben anschlagen lassen. Das empfand der Kaiser sehr übel, (und hat es meines Vermuthens wohl gar als einen grossen Eingriff in seine Jura Majestatis angesehen,) ließ dahero gleich ein eifriges Gegen-Mandat ausgehen, und befahl den Legatum zu *Macao* in gefängliche Hafft zu bringen, und daselbst so lange in Arrest zu behalten, bis der Pabst selbst ein Urtheil in seiner Sache würde gefället haben. Der Doctor *Maigrot* mit einem andern Dominicaner *Mezzafalca* genannt, wurden unverzüglich aus dem Reiche verbannet, und zu *Macao* auf ein Englisches Schiff gesetzet, mit welchen sie Anno 1708 in Irrland anlangten. Von dannen notificirte D. *Maigrot* dem Pabst sein und seiner Mit-Brüder Unglück in einem beweglichen Schreiben, und bat, daß ein anderer Vicarius Apostolicus an seiner Stelle mögte hineingesandt werden. Er selbst aber verfügte sich, laut dieses Schreibens, in das Seminarium seines Ordens zu Paris, um daselbst sein Alter in Ruhe zu zu bringen. In China gieng es indessen über alle Wiedersacher der Jesuiten gewaltig her. Die Missionarii aus dem gantzen Reich musten sich alle zu Peking einstellen, und Erlaubniß, im Reiche zu bleiben, bey Hofe suchen: Ehe sie aber solche erhielten, musten sie sich anheischig machen, daß sie nichts wieder die Sitten des Landes lehren, und mit einem Wort zu sagen, in ein Horn mit den Jesuiten blasen wollten. Wer sich dessen wegerte, bekam ein consilium abeundi, und muste von Stund an das Reich räumen. Etliche von diesen Märtyrern wollten nach Europa gehen, sie blieben aber unterwegens auf der See. Andere retirirten sich nach den Philippinischen Insuln, andere nahmen ihre Zuflucht nach anderen Ländern. Der Päbstliche Legatus ward indessen zu *Macao* genau bewachet, und, wie Clemens XI. selbst bezeuget, ziemlich scharff gehalten. Indessen hatte er, wie etliche berichten, den Trost, daß ihm Anno 1710 der Cardinals-Hut von fünff über die Philippinische Insuln nach China abgesandten Missionariis überbracht wurde, worüber er sich nicht wenig gefreuet, und in einem Schreiben an dem Pabst gehorsamst davor bedancket haben soll. In eben dem Jahr 1710 am 9 Julii segnete der Cardinal das Zeitliche in seinem Gefängniß zu *Macao*. Nach seinem Tode hielte ihm der Pabst Clemens XI. in einem Consistorio secreto eine recht nette Parentation, und sein Leben ward von dem Abt *Farinelli* auf Päbstlichen Befehl beschrieben, welcher zur Belohnung eine jährliche Pension von 200 Scudi bekam. Wie hart man sonst mit den andern Missionariis in China verfahren, welche Unruhen hin und wieder darüber entstanden, welche Excessen an verschiedenen Orten in China von den Christen selbst verübet worden, insonderheit

derheit wie sich die neuen Christen nach den unterschiedlichen Ordens-Leuten, von welchen sie waren unterrichtet wurden, theils Christen-JEsu, theils Christen *S. Francisci*, theils Christen *S. Dominici* genennet, und allerhand Feindseeligkeiten gegen einander ausgeübet haben, davon liesse sich vieles aus den Erzehlungen der Missionarien anführen, wenn der enge Raum solches verstattete. Damit ich also den Schluß näher komme, so dachten die Jesuiten doch auch daran, wie sie ihre Sache am Römischen Hoffe gut machen möchten, und sandten den P. *Provana* mit einem neu-bekehrten Chineser von ihren Schülern nach Rom, welche daselbst Anno 1708. anlangten. Diese hatten bey dem Pabst anfangs eine gnädige Audientz; und liessen hernachmals nebst ihren Anhängern und Patronen nichts ermangeln, um am Päbstlichen Hoffe ein obsiegendes Urtheil zu erhalten, und aller Welt einzubilden, daß der Cardinal von *Tournon* sein Unglück nicht den Herrn Jesuiten, sondern seinem eigenen störrischen und thörichtem Verfahren zu dancken habe. Man stellete sich auch an vielen Orten vor, daß man in Rom in Ansehung der sonst gegen den Orden der Jesuiter hegenden Hochachtung die Sache auf die lange Banck schieben, und wie man bey dem Streit von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria thut, niemals ein End-Urtheil darin fällen würde; in welcher Meynung die Welt desto mehr gestärcket ward, weil es sich bis ins siebende Jahr verzog, ehe die Päbstliche Bulle zum Vorschein kam. Nach solcher langwierigen Uberlegung rückte *Clemens XI.* endlich Anno 1715. mit seiner Bulle heraus, in welcher er den Dominicanern recht gab, und die Maximen der Jesuiten gäntzlich verwarf. Derselben folgte in eben dem Jahr eine andere gleiches Inhalts, welcher eine Eides Formul angehänget war, die alle Missionarii unterschreiben und zu genauer Observirung obgedachter Bulle sich dadurch verpflichten musten, und weil ich hoffe, daß es dem Leser nicht unangenehm seyn wird, den gantzen Eyd zu lesen, so trage, selbigen hier von Wort zu Wort einzurücken, kein Bedencken.

Ich *N. N. Missionarius* nach *China*, oder in ein solches Reich, oder in eine solche Provintz, abgesendet von dem heiligen Stuhl oder durch meine *Superiores* (Obern) laut der Gewalt, so sie deshalber von dem heil. Stuhle empfangen, verspreche hiemit, vollkommenen und getreulichen Gehorsam zu leisten dem Befehl oder Apostolischen *Decret*, welches unser heiliger Vater Pabst *Clemens* der *XI.* über die Materie der Chinesischen Gebräuche und Ceremonien gemacht hat / und in derjenigen *Constitution* enthalten ist, welche gegenwärtige Eydes-Formul vorschreibet. Solches *Decret* ist mir durch völlige bedachtsahme Durchlesung dieser gemeldeten *Constitution* sehr wohl bekannt. Ich verspreche dannenher, solches

 genau,

genau, absolut, unverbrüchlich zu beobachten und es ohne einzige Verabsäumung, Nachläßigkeit oder Wiederwillen zu vollziehen. Solte ich aber (welches doch GOtt nicht verhängen wolle!) auf einige Weise, so nur zu erdencken ist, demselben zu wiederhandeln, so erkenne und erkläre ich mich selbst so vielmahl / als ich dawieder handeln möchte, aller Straffen schuldig, die in gedachter *Constitution* angedeutet worden. Ich verspreche dieses, ich gelobe dieses / ich schwere dieses auf die heiligen Evangelia. So wahr mir GOtt helffe, und seine heiligen Evangelia. Ich, der oder dieser, vor mich selbst, unter meiner eigenen Hand.

Diesen Eyd muste der P. *Provana* selbst nebst seinem Chineser vor ihrer Abreise von Rom mit grossen Solennitäten unterschreiben, und von der Zeit an haben alle Missionarii (so viel man erfahren) ein gleiches thun müssen. Man hat gar von den Jesuiten selbst, aller Orten her Nachricht gehabt, mit welchem Gehorsam sie diesen Befehl ihres allerheiligsten Vaters angenommen haben, und wenn diesen Herrn in solchem Fall zu trauen stehet, so hat nach ihrem Bericht, der vorige Kaiser in China, so gar auf mündliche nachdrückliche Vorstellung des *P. La Cruz* die Bulle des Pabstes in seinem Reiche einführen lassen, und durch ein öffentliches Placat befohlen, daß alle seine Unterthanen, die der Christlichen Religion zugethan sind, sich derselben unterwerffen sollen. Andere Leute haben hingegen grossen Zweifel erreget, und nicht so schlechthin glauben wollen, daß es mit dem Gehorsam der Herrn Jesuiten gegen diese Bulle, und deren Entschluß des Chinesischen Kaisers zur Annehmung derselbigen seine völlige Richtigkeit habe. Anitzo aber wollen wir dieses an seinen Ort gestellet seyn lassen, und annoch melden, daß fast von 1645 her, dieser Sache wegen so viel theils Historische Nachrichten, theils Streit-Schrifften in Europa, nicht nur von den beyden interessirenden Partheyen, sondern auch von unzählig vielen andern, so wohl Catholicken als Protestanten, sind herausgegeben worden, daß man mit dem Catalogo derselben gar wohl ein mittelmässiges Buch anfüllen könnte, und hoffen um desto mehr, daß der geneigte Leser uns es nicht übel deuten werde, daß wir uns beliebter Kürtze wegen an diesem Ort solche alle herzusetzen, enthalten haben.

Zum Schluß aber endlich zu gelangen, so haben die Herrn Jesuiten mit ihren so genannten Christen JEsu bey Lebzeiten des vorigen Kaisers *Cham-hi* es vermuthlich gut genug gehabt, und gegen den übrigen Missionarios den Meister gespielet. Nachdem aber sein Sohn *Yong-ching*, oder wie ihn andere nennen Youngt-ching vor einigen Jahren zur Regierung gekommen, hat sich der gantze Schau-Platz verändert, und ist an statt des vormals anschei-

anscheinenden glücklichen Fortganges dieser Mission eine gewaltige Verfolgung entstanden. Der junge Kaiser hat sich nicht nur die Mühe gegeben, gegen die Christen mit eigner Hand ein Buch zu schreiben, in welchem er sie mit einer verhassten Secte der Chineser *Pehe-Kino* genannt, welche aufrührische Principia hegen soll, vergleicht, und von den Händeln, die wegen der obbeschriebenen Streitigkeit in China passiret sind, offt Anlaß nimmt, des Christlichen Nahmens zu spotten: sondern er hat auch von 1722 an und in den folgenden Jahren durch unterschiedliche Mandata die Christliche Religion in China, und allen davon abhangenden Reichen und Landen, auf das schärffste verboten. Die Missionarii und Priester sind alle dahin gewiesen worden, wo der Weg zum Lande hinausgehet: ausser etlichen wenigen, die mit ihren Wissenschafften dem Reiche gute Dienste thun können, worunter vermuthlich etliche Jesuiten bey Hofe verstanden werden. Die Kirchen hat der Kaiser theils abbrechen, theils zum gemeinen Gebrauch verwenden, und durchgehends profaniren lassen. Die Printzen vom Geblüth, welche der Christlichen Religion zugethan waren, haben alle ins Gefängniß wandern müssen, und mit den so genannten Layen wird man allem Ansehen nach, auch nicht besser verfahren seyn. Die Hefftigkeit dieser Verfolgung, soll noch vor etwan 5 Jahren nicht wenig dadurch vermehret worden seyn, daß GOttes Wetter in den Tempel des *Confucii*, da er begraben lag, eingeschlagen, worüber der Ort so auf den Grund abgebrannt, daß man nicht einmal einen Rest von den Gebeinen dieses vermeinten über-vortrefflichen Ertz-Lehrers wieder hat finden können. Solchen Zufall wollen die abergläubischen Chineser, den Christen zur Last legen, und sind deswegen desto mehr gegen sie erbittert. Wo mir noch beym Schluß erlaubet ist, mit wenigen meine eigene Gedancken von dieser gantzen Historie des Christenthums unter den Chinesern beyzufügen; so muß ich bekennen, daß man an dieser Nation ein Exempel siehet, wie schwer es sey, daß ein Weiser und Kluger vor der Welt, ins Himmelreich eingehe. Daß es den Chinesern nicht an natürlichem Verstande und Fähigkeit, auch zu den grösten und subtilesten Wissenschafften mangele, liegt am Tage. Daß aber auch eben aus diesem ihrem grossem Witz, die meisten Hindernisse gegen den Fortgang der Christlichen Religion zu allen Zeiten bey ihnen entsprossen sind, wird auch nicht leicht jemand leugnen, der ihrer Historie und Sitten nicht gar unkundig ist. Indessen bedauren alle, die nach der Christlichen Liebe, dieser und aller blinden Heiden ewiges Heil gerne befördert sehen, daß sie bis anhero gröstentheils von solchen Lehrern sind geführet worden, die man nach GOttes Wort nicht anders als blinde Leiter nennen kan: und wünschen, daß GOtt sich ihrer, wie anderer benachbarten Heiden, erbarmen, und ihnen solche Missionarios bescheren

möge, die ihnen das lautere Evangelium verkündigen, und den Vorwürffen nicht unterworffen seyn, welche bey itzigen Umständen allen Römisch-Catholischen Lehrern den Eingang zu den Gemüthern dieser Leute fast unmöglich machen. GOTT der Alleine weiß, wann und wie er in einem Volck das Licht seines reinen Worts aufgehen lassen soll, wird auch, wo sonsten noch einige unter ihnen sind, die sein Wort annehmen wollen, die im Wege stehende Hindernisse wegräumen, und zu Ausbreitung seines Reichs unter ihnen Mittel und Wege verschaffen.

Gegenwärtiger Staat Von TONQUIN.

Das erste Capittel.

Enthält eine Nachricht von der Lage und Grösse dieses Königreiches, und von den Gräntzen der unterschiedenen Provintzen des Landes, wie auch eine Beschreibung von der Bay von Tonquin, und den Haupt-Strömen, nebst einer besondern Nachricht, von der nassen und dürren Jahr-Zeit, und den Tuffons, oder den auf diesen Küsten zu gewissen Zeiten wehenden Orcans.

DAs Königreich Tonquin gräntzet gegen Norden an Yunam in China, gegen Osten an die Provintz Canton, oder nach des Herrn *Hamilton* Bericht an Quamsi, und die Bay von Tonquin, gegen Süden an Cochin-China gegen Westen an das Königreich Laos, und erstrecket sich von dem 17 Grad Norder-Breite, bis auf 23½ Grad selbiger Breite,

Breite, so daß die Länge ungefehr 400 Meilen, die Breite an etlichen Orten 150 austragen mag. Doch ist die Breite von Osten gegen Westen sehr ungleich.

Das gantze Königreich wird in 8 Provintzen eingetheilet, als 1 Tenan, 2 die Ostliche Provintz, 3 die Südliche Provintz, 4 Tenhoa, 5 Ngeam, 6 die Westliche Provintz, 7 die Nordliche Provintz, 8 die Provintz Cachao. Diese alle beschreibet *Dampier*, der sich eine Zeitlang in dem Lande aufgehalten hat, folgender massen:

1. Die Provintz *Tenan*, stösst an China und die See Aynam gegen Süden, und Osten. Gegen Westen und Norden aber an die so genannte Ostliche Provintz. Selbige Provintz ist nur klein, und das vornehmste Gewächs derselben ist Reis.

2. Die Ostliche Provintz erstrecket sich von Tenan, bis an die Nordliche Provintz, und hat die Provintz Cachao gegen Westen, und die Bay von Tonquin oder Aynam gegen Süden. Diese Provintz ist sehr groß, und bestehet hauptsächlich aus niedrigen Ländereyen und Insuln, insonderheit gegen Süd-Ost. Die Einwohner sind gröstentheils Fischer. Das Land ist gut zur Weide, es giebt daselbst viel Vieh, und der Reis wächst daselbst häuffig. *Hean* ist die Haupt-Stadt der Provintz, und der Sitz des Gouverneurs.

3. Die Südliche Provintz ist eine dreyeckigte Insul, welche die See und die Ströme *Domea* und *Rockbo* formiren. Das Erdreich ist allhier sehr niedrig, und der Grund zur Weide bequem, auch an Reis sehr ergiebig.

4. *Tenboa* gräntzet an dem Strom *Rockbo*, gegen Osten, an die Westliche Provintz gegen Norden, und Südwerts an die Bay von Tonquin. Das Land ist ebenfals niedrig, und an Reis sehr fruchtbar. Die Einwohner der Südlichen Gegend treiben einen starcken Handel mit Fischen, so wie alle thun, die an der See-Küste liegen.

5. *Ngeam* gräntzet an *Tenboa* gegen Osten, an Cochin-china gegen Süden und Westen, und an die Westliche Provintz gegen Norden. Diese Provintz ist sehr groß, und an Reis überaus ergiebig, wie auch mit Weide und Vieh reichlich versehen; und weil hier die Gräntze gegen Cochin-china ist, wird hier immer ein grosses Corpo von Soldaten einqvartiret.

6. Die West-Provintz gräntzet an Ngeam gegen Süden, an das Königreich Laos gegen Westen, die Provintz Cochao gegen Osten, und an die Nordliche Provintz gegen Norden. Dieses ist ein grosses flaches Land. Der Boden trägt reichlich, und an Höltzungen und Weide ist kein Mangel daselbst.

7. Die

7. Die Nordliche Provintz begreifft eine grosse Strecke Landes in sich, und macht meistentheils das Nordliche Theil dieses Königreichs aus. An Laos gräntzet sie gegen Abend, an China und der Westlichen Provintz gegen Morgen, an Cachao nebst der Ostlichen Provintz gegen Süden. In dieser Provintz giebt es eine ungemeine Abwechselung von bergigtem und ebenem Lande, von freyen Feldern und Höltzungen, in welchen vor andern wilde Elephanten gefunden werden. Es giebt hier auch eine grosse Menge Seide und Lack.

8. In der Provintz *Cachao*; welche recht im Hertzen des Landes lieget, und an die Ostliche, Westliche, Südliche, und Nordliche Provintz gräntzet, trifft man ebenfalls eine grosse Abwechselung von Bergen und Thälern, Wäldern und freyen Feldern an. Die Gegend ist also ungemein anmuthig. Der Erd-Boden bestehet überhaupt aus einer gelben Erde. Reis, Seide, und Lack fallen da im Uberfluß. Zwar mangelt es keiner Provintz gäntzlich an diesen Waaren, sie haben sie aber nicht alle in gleicher Menge.

Die Bay von Tonquin, durch welche die Europäer in dieses Reich kommen, wird nach *Dampier* Bericht, gegen Westen von der Süd-Ostlichen Spitze von der Landschafft Chiampa, welche in 12 Grad Nordlicher Breite, und gegen Norden von der Insul Aynam, in dem 18 oder 19ten Grad selbiger Breite formiret. Diese Bay ist, wo sie am breitesten 30 Englische *Leaguer*, oder nach Teutscher Maasse 30 Stunden breit. In der Mitte hat man ungefehr 46 Klaffter Wasser und durchgehends guten Ancker Grund. Am Ende der Bay trifft man unterschiedliche kleine Insuln und 2 Ströme an, oder vielmehr einen grossen Strom, der aber in zwey Canals vertheilet ist. Der einer wird *Rockbo* genannt, und dessen Mündung liegt ungefehr in 20 Grad 6 Minuten Nordlicher Breite. Der andre Fluß, welcher weit breiter und tieffer ist, wird von *Dampier*, welcher jedoch wegen des rechten Nahmens ungewiß ist, *Domea* genannt, von der ersten Stadt, die man am Ufer desselben antrifft. Die Mündung liegt ungefehr im 20 Grad 45 Minuten Nordlicher Breite, und 20 Stunden weiter nach Nord-Osten, als die Mündung des *Rockbo*. Zwischen diesen beyden Flüssen giebt es viele gefährliche Untieffen, welche 2 Stunden weit und darüber in die See hineingehen. Ja die gantze Küste von Cochin-China an bis Ostwerts hin an China, ist voll von Untieffen. Die Europäische Schiffe fahren auf dem Fluß Domea in Tonquin hinein. An der Mündung liegt eine Sand-Banck von bey nahe zwey Meilen in die Breite. Der Strom ist ungefehr eine halbe Meile breit, und an beyden Ufern ein sandigter Grund. Wann die Schiffe hier ankommen, müssen sie auf einen Piloten

ten warten, um ihnen das Fahr-Wasser zu zeigen: selbige kommen aber niemals herunter ein Schiff anzunehmen, es sey denn daß die Fluth hoch sey. Das Zeichen, an welchem man diese Revier erkennet, ist ein gewaltiges hohes Gebürge der Elephant genannt, welches man Nord-West zum Norden vor sich muß liegen lassen. Hernachmals muß man nach dem Lande zu halten, bis man nur 6. Fuß Wasser hat, welches ungefehr 2 bis 3 Meilen vom Fuß der Sand-Banck, und in der Gegend eines kleinen Eilandes, die Perlen-Insul genannt, geschiehet. Solche muß man Nord-Nord-Ostwerts von sich liegen lassen: und alsdann ist es Zeit Ancker zu werffen, und einen Piloten einzuwarten, welcher auf ein gegebenes Zeichen mit einem Canonen-Schuß so gleich kommen wird, wo die Fluht-Zeiten sonst bequem sind.

Dampier ist mit einer halben Fluht über die Sand-Banck gekommen, und hat 14 Fuß Wasser daselbst gefunden. Nach Paßirung derselben war das Wasser tieffer, und der Grund ein weicher Kley. An der Mündung war der Strom ungefehr eine Meile breit, und als sie 5 oder 6 Teutsche Meilen weiter hinaufgesegelt waren, kamen sie an die Stadt *Domea*, welche ihnen zur rechten lag. Hier legten die Holländischen Schiffer an, und seegelten niemals weiter hinauf, so lange als ihre Handlung dahin daurete; welche aber, so wie die Englische zu Grunde gegangn ist. Ihre See-Leute sind bey den Einwohnern sehr wohl angeschrieben, jene haben diesen die Gärtnerey gelehret, und miethen sich daselbst Weiber auf eine Zeitlang, mit welchen sie nicht anders leben, als wenn sie zu Hause wären. Die Engländer aber anckern 3 Meilen weiter hinauf in diesem Fluß, woselbst die Fluhten nicht nahe so starck gehen. So bald die Schiffe ankommen, bauen die Einwohner des Landes eine kleine Stadt von Hütten an Gestade hin, und bringen ihre Weiber herab, um solche zu vermiethen, wie auch allerhand Nohtdürfftigkeiten, welche die Seefahrende vermissen, und gebrauchen. Der vornehmste Handel im gantzen Reich aber wird in der Haupt-Stadt *Kachao* getrieben, woselbst so wohl die Englische, als Holländische Ost-Indische Compagnie ihre Factoreyen haben. Diese Stadt liegt nach *Dampiers* Bericht, am Strohm, ungefehr 100 Meilen hinauf von der Mündung, und 80 Meilen von dem Ort, wo sie Ancker werffen. Längst der gantzen Revier hat man einen angenehmen Prospect, von einem grossen, flachen, fruchtbaren Lande, das theils aus Wiesen, theils aus Reis-Feldern bestehet. Die Gegend des Landes, welche längst der See-Küste bis 20 Teutsche Meilen Landwerts ein, ja noch 12 Teutsche Meilen weiter hinauf bis über *Cacbao* lieget, [woselbst man noch selten einen Hügel gewahr wird, ob es schon ziemlich hoch ist, und man hier und dar Hügeln siehet,] ist sehr platt und eben, und man erblicket daselbst keine Berge, ausser dem Elephanten, und eine

Reihe von kleinen Bergen, welche sich von dar bis an die Mündung des Stroms Domea erstrecket. Weiter hinauf gegen Norden aber, soll eine grosse Reihe von Bergen seyn, welche von Osten gegen Westen durch das Land gehet. Man siehet übrigens in der Gegend unten am Strom keine Bäume, ausser rund um ihre Städte [wie auch Dörffer und andre Wohnungen] welche an allen Seiten damit umgeben sind, ohne an der Seite gegen den Strom, woselbst ihre Häuser offen liegen. Die Häuser aber sind überaus häuffig, und in der trocknen Zeit sehr bequem.

Der Grund in diesem Lande ist überhaupt sehr fett. Das niedrige Land an der See bestehet aus einer sehr fetten, schwartzen Erde, an etlichen Orten findet man einen festen Kley. Die Erde im flachen Lande fällt gemeiniglich aus dem Gelben ins Grüne; welche auch etwas lockerer und weicher, als die obgenannte ist; ob sie wohl an etlichen Orten dem Kley ein wenig gleichet. Nahe am Gebirge sollen hin und wieder etliche hohe und steile Marmor-Felsen seyn, welche sich in dieser grossen Ebene von ferne als Thürmer und Castele præsentiren; und sehr weit in der Ferne können gesehen werden, weil das Gesicht durch keine Höltzungen, gleich wie in andern Ländern gehemmet wird.

Die Stadt *Hean* liegt an der Ost-Seite des Stroms ungefehr 60 Meilen von dem Ort, da die Schiffe Ancker werffen, und 80 Meilen von der offenbaren See. Ein wenig unterwerts von diesem Ort trennen sich die beyden Ströme *Rockbo* und *Domea* und formiren mit ihrem Lauff nach der See hin eine Insul von bey nahe 20 Teutschen Meilen breit. Die Stadt *Hean* ist ungefehr 2000 Häuser starck, und wird von armen Leuten nebst den Soldaten, die daselbst in Garnison liegen bewohnet. Doch ist die Stadt weder mit Wällen noch Canonen zur Defension versehen. Es ist auch eine Strasse von Chinesischen Kauffleuten allhier, welche vordem zu *Cachao* wohneten, weil sie aber die Einheimischen im Handel zu sehr drückten, von dannen wegzuziehen befehliget wurden. Die meisten von ihnen zogen darauf zum Lande hinaus, weil allhier kein sonderlicher Handel ohne zu *Cachao* ist, etliche wenige aber setzten sich zu Hean, welchen man nachmals erlaubet hat, dann und wann ihrer Handlung halber nach Cachao zu kommen. Sie dürffen aber nicht gar zu lange daselbst bleiben. Einige von diesen Chinesern handeln auf Japan mit roher und verarbeiteter Seide, und bringen vornemlich ungemüntzt Silber zurück.

Die Siameser und Chineser lauffen mit ihren Schiffen auf dem *Rockbo* hinauf bis *Hean*. *Dampier* aber sagt, daß er niemals vernommen, daß ein Europäer so weit hinauf gekommen sey.

Von

Von Hean bis Cachao bringen die Schiffe gemeiniglich 2 Tage zu, ob schon der Weg nicht über 20 Meilen beträgt. Denn der Strom schiesset ihnen so starck entgegen, und die Fluht hilfft ihnen gar nicht fort.

Das Königreich Tonquin ist meistentheils sehr gesund, vornemlich in der trocknen Jahr-Zeit, da das Wetter ungemein angenehm ist. Denn in diesem so wohl, als in den andern Ländern, die unter den Tropicis liegen, werden die Jahr-Zeiten in die trockne Zeit und Regen-Zeit eingetheilet, so wie bey uns in Sommer und Winter.

Das Wetter verändert sich nicht plötzlich auf einmal; sondern beym Ausgang der trocknen Zeit stellen sich ab und zu gelinde Regen-Güsse ein, welche vor dem hefftigen Regen hergehen; und gegen das Ende der Regen-Zeit haben sie unterweilen recht angenehme Tage, welche Vorboten, der bald folgenden trocknen Zeit sind. Diese zwey Jahrs-Zeiten sind, wie *Dampier* bemercket, in allen Gegenden der Zonæ torridæ, an derselben Seite der Linie, und in demselben Grad der Breite ein ander gantz gleich, ausgenommen 2 oder 3 Grad von der Linie ab; woselbst der Wind und das Wetter immer veränderlich und ungewiß ist. Was aber die Hitze und Kälte anlanget, so ist zu beobachten, daß die Länder, die nahe an den Tropicis liegen, und insbesondere 3 oder 4 Grad innerhalb derselben, weit heisser sind, als die Gegenden unter der Linie, wovon *Dampier* diese Ursachen anführet: Erstlich, daß der längste Tag, gleich der längsten Nacht nur 12 Stunden dauret. Unter den Tropicis aber ist der längste Tag 13½ Stunde lang. Wenn man nun von 12 anderthalb Stunden abziehet, so kommen 3 Stunden heraus, welche der Tag vor der Nacht unter den Tropicis in der Länge voraus hat. Ferner an den Oertern, die 3 Grad innerhalb den Tropicorum liegen, kommt die Sonne im Anfang des Maji 2 bis 3 Grad von ihrem Zenith, oder dem Punct des Himmels, der gerade über ihren Kopff ist, zu stehen, und wann sie über ihr Zenith herüber ist, rücket sie kaum 3 Grad weiter fort, bis sie wieder durch ihr Zenith zurück gekehret, folglich ist die Sonne in 3 Monathen wenigstens nicht vier Grad von ihrem Zenith entfernet. Also stehet die Sonne vom Anfang Maji bis gegen das Ende des Julii ihnen meistentheils gerade über den Kopff. Wenn sie aber die Linie passiret, gehet sie so gleich weiter fort gegen Norden oder Süden; und weil sie sich so kurtz in der Gegend aufhält, kan die Hitze nicht nahe so starck, als unter den Tropicis seyn, woselbst die Sonne so lange Zeit fast gerade über ihren Kopff, und jeden Tag so viel länger über ihren Horizont stehet, die Nächte aber weit kürtzer, als unter der Linie sind. Zu den Ursachen der ungemein grossen Hitze in Tonquin und etlichen andern Ländern, rechnet *Dampier* auch dieses, daß sie an einer Bay liegen,

wo die kühlen Winde nicht wehen, welche an den meisten andern Orten, der Zonæ horridæ gantz gemein sind.

Die Regen-Zeit hebet sich hier mit dem Ende des Aprilis, oder mit dem Anfang des Maji an, und dauret bis zum Ende des Augusti. Währender dieser Zeit fällt unterweilen etliche Stunden, manchmal auch etliche Tage lang, ein recht stürtzender Platz-Regen ohne aufhören. Doch stellet sich das klare Wetter unterweilen zwischen dem Regen ein. Diese Regens verursachen in allen Ländern unter den Tropicis grosse Uberschwemmungen, welche jährlich ihre gewisse Zeit halten. Die Uberschwemmung des Nili, welcher ein grosses Stück von der Zona torrida durchläufft, rühret ebenfalls davon her. Denn wenn der Strom von solchen Regen-Güssen aufschwillet, muß er nohtwendig sich über Egypten, welches auf seinem Wege lieget, ergiessen; [weil aber die Alten von der Natur der Ströme in der Zona torrida nichts wusten, und keinen Strom in dieser Gegend weiter als den Nilum kennten, muste solches billig ein Wunder in ihren Augen seyn.]

Im August-Monaht wird das Wetter weit gelinder, so wohl in Ansehung des Regens als der Hitze, doch fällt noch mancher Platz-Regen. Im September und October ist die Witterung schon sehr bequem; doch stellen sich zwischen dem Eintritt des Augusti bis an das letzte Ende des Octobris, die starcke Stürme, *Tufons* genennet, ein, welche so gewaltig sind, daß die Chineser sich nicht aus ihren Hafens wagen dürffen, ehe und bevor selbige vorbey seyn. Hernachmahls hat man sich wegen der Stürme nichts zu befahrren, bis diese Jahrs-Zeit sich wieder einstellet. Diese *Tufons* kommen gemeiniglich um den Neu- oder Voll-Mond, oder auch bey einer andern Monds-Wandelung. Vorher kommt ein sehr schön Wetter, ein kleiner Wind, uebst einer lichten Wolcke. Der gelinde Wind geht von Süd-Westen, als dem Trade-Wind dieser Jahrs-Zeit, nach Norden und gar gegen Nord-Osten hin. Ehe der Sturm losbricht, ziehet gleichsam zum Vorspiel, eine dicke sehr gräslich anzusehende Wolcke auf, welche offtmahls wohl 12 Stunden vorher erscheinet. So bald fängt diese Wolcke nicht an sich zu bewegen, so mag man nur gedencken, daß der Sturm nicht mehr weit entfernet sey. Selbiger bläst gemeiniglich 12 Stunden aus Nord-Osten, mit grosser Hefftigkeit und untermischten Donner-Schlägen, grossen Blitzen und stürtzendem Regen. Wenn der Wind eine Zeitlang aus aus dem Norden geblasen, so entstehet plötzlich eine gäntzliche Stille ungefehr von einer Stunde, alsdann gehet der Wind wieder nach Süd-Westen und wütet eben so hefftig als aus seiner vorigen Ecken.

Im November und December hat man trocken, gesund und überaus angenehm Wetter, der Januarius, Februarius und Martius sind meistentheils trocken

trocken. Des Morgens aber fällt ein dicker Nebel, und unterweilen verspüret man auch einen kalten Staub-Regen. Die Lufft ist auch sehr scharff im Januario und Februario, besonders wenn der Wind in Nord-Osten stehet. Im Aprill ist das Wetter ziemlich trocken, weder zu heiß noch zu kalt.

Ob nun gleich die Jahr-Zeiten gemeiniglich also lauffen, so verändert sich doch die Witterung unterweilen um einen Monath und darüber, und ist nicht alle Jahr gleich. In einem Jahr ist der Regen weit stärcker, und hält länger an, als in andern Jahren: und wiederum in andern haben sie kaum Regen genug zu ihrem Reis-Bau. Tonquin so wohl als andern Gegenden zwischen den Tropicis ist viel an dem jährlichen Regen gelegen, ihr Land zu düngen und fruchtbar zu machen. Denn wenn solche aussen bleiben, bleibt die Erndte auch aus, und die Armuht kömmt in Sterbens-Noht, ja wird so gar von Hunger gezwungen, ihre Kinder und sich zu Sclaven zu verkauffen, damit sie nur das Leben erhalten mögen, wie solches auch in andern Indianischen Ländern geschiehet. Doch trifft dieses Unglück Tonquin nicht so offt, als die Küste von Malabar und Coromandel.

Das niedrige Theil des Landes also leidet viel von dem gar zu grossen Regen, vornehmlich wann er zur unrechten Zeit fällt. Alsdenn aber ist die Erndte auf dem trocknen Lande desto besser, und sie sind nicht in so grosser Gefahr vor Hungers-Noht, als in einer grossen Dürre. Ihre Armen, die, wie schon gesagt, sehr zahlreich sind, sterben öffters vor Mangel der Arbeit, und weil man nicht vor sie sorget, als wegen Theurung der Lebens-Mittel.

Weil die Ebbe und Fluht an den Küsten dieser Lande, von den hiesigen sehr unterschieden ist, wollen wir die Regeln hier einrücken, welche aus den von Schiffern bemerckten Ebb- und Fluht-Zeiten von der Königlichen Societät der Wissenschafften in London sind gezogen, und den berühmten Philosophical-Transactions einverleibet worden. "Ebbe und Fluht dauren hier 12 Stun" den nach einander, man hat also nur eine Ebbe und eine Fluht in 24 Stun-" den. In der ersten Helffte des Monds gehen die Fluthen sehr hoch, und Ebbe" sehr tieff; in der andern Helffte aber kan man sie kaum mercken. Diese Ebben" und Fluhten steigen innerhalb 7 Tagen zu ihrer grösten Höhe, und nehmen in" den letzten 7 Tagen wieder ab, so daß sie innerhalb 14 Tagen wieder gantz klein" und mässig sind. In den ersten 14 Tagen, da man die hohe Fluthen hat, fängt" das Wasser mit aufgehenden Mond an zu wachsen, in den letzten aber, da die" Fluthen nur niedrig seyn, fängt das Wasser mit dem Untergang des Mondes" an zu steigen. Endlich hat man das höchste Wasser, wenn der Mond in den" Nordlichen Himmels-Zeichen stehet; das niedrigste aber, wenn er unter der" Linie durch die Südliche Zeichen läufft. Ausser den Strömen Domea und"

„Rockbo (welche nach dem *Dampier* Armen von einem Strom sind, der 40 oder „50 Englische Meilen über Cachao im Gebürge entspringet) wird Tonquin „noch von kleinern Bächen und Strömen bewässert, welche sich mit den grossen „über Cachao vereinigen, und ein Gewässer so breit, als die Themse bey Lam-„beth über London, formiren: welches aber in der trocknen Zeit so niedrig ist, „daß man mit einem Pferde durchwaten kan. Bey Hean 20 Englische Meilen „weiter hinunter ist der Strom so breit, als die Themse bey Gravesand, und „behält solche Breite, bis er sich in die zwey Arme theilet. In der trocknen „Zeit gehet die Fluth bis Hean, und zu weilen weiter, welche bey der Mün-„dung 27 Fuß hoch ist. Man kan unterweilen auch nicht einmal bey stillem „Wasser gegen diesen Strom seegeln. Denn er schiesset so schnell und starck, „daß man zu Cachao, seine Gewalt zu brechen, ein Werck von Steinen und „Plancken 16 bis 17 Fuß hoch übers Wasser hat aufführen müssen; wovon „itzunder nur 3 bis 4 Fuß vorhanden sind. Neben diesem Strom giebt es auch „noch andere kleinere, welche zwar nicht fahrbar sind, aber doch ihren eigenen „Lauff und Mündung haben, daß es also dem Lande an Wasser und Bequem-„lichkeit zur Schiffart nicht gebrechen kan.

Das andere Capittel.

Handelt von ihren Städten, Festungen, Pallästen, Gebäuden und Hausgerath; wie auch von dem Naturell, Temperament, Gestalt und Kleidung der Tonquineser, und gleichfalls von ihren Speisen, Geträncken, Gastmalen, Lustbarkeiten, Wegen und Manier zu reisen.

Tonquin ist sehr volckreich, und dahero voll von Dörfern und Gebäuden. Man siehet daselbst keine eintzelne Häuser auf dem Lande, „aber wohl zusammen gebauete Wohnungen, welche von den rund „herum gepflantzten Bäumen so bedecket werden, daß man schwerlich die Häu-„ser erblicken kan. Ein Gehöltz ohne Dorff ist auch so selten, als Häuser ohne „Höltzung. Doch sind die hohe Gegenden voller Holtzungen, und die Dörffer „stehen daselbst alle, als in einem Wald. Die Dörffer nebst dem umliegenden „Lande gehören meistentheils grossen Herren zu, die Einwohner sind Hauers-„Leute, die nur das Land bebauen und besäen. Städte mit Mauren oder „Wällen umgeben, sind in Tonquin nicht. Wenn man also von Städten hier

zu

zu Lande spricht, muß man sich erinnern, daß die Menge der Häuser ihnen" diesen Nahmen giebet. Es giebt also in Tonquin wenig Städte, von wel-" chen wir nur die vornehmsten, an welchen den Europäern wegen der Handlung" am meisten gelegen, und die im Lande selbst die ansehnlichsten sind, beschreiben," und hernach auch etwas von ihren Dörffern reden wollen."

Die Residentz und Haupt-Stadt Cachao lieget auf einem erhabenen Grunde an der West-Seite des Stromes Domea, und hat weder Maur noch Wall, noch Graben zu ihrer Defension. Der Häuser sind ungefähr 20,000, niedrig gebaut mit einer Mauer von Leimen, und einen Stroh-Dach: wenige sind von Steinen aufgeführt, und mit Ziegeln gedecket. Die Haupt-Strassen sind sehr breit, aber schlecht gepflastert, und bey Regen-Wetter sehr kohtigt. Es giebt auch unterschiedliche Pfützen und Gruben daselbst, die voll von einem schwartzen Morast sind, welcher in der trockenen Zeit sehr unangenehm ist. Nichts destoweniger hält man doch die Stadt vor gesund. Jederman hat in seinem Hinter-Hause oder an einem andern bequemen Platz des Hauses, ein klein gewölbtes steinern Gemach, gleich einem Back-Ofen, um bey entstehender Feuers-Noht, welcher ihr Stroh-Dach sehr unterworffen ist, seine besten Sachen daselbst zu verbergen. Die Regierung aber hat aus Vorsorge verordnet, daß ein jeder in der trockenen Zeit einen grossen Kübel mit Wasser oben auf seinem Hause halten soll, um im Fall der Noht das Feuer von oben zu löschen, nebst einen langen Stacken mit einem Eimer oben an, um die Häuser mit Wasser aus den Graben zu begiessen. Läst sich das Feuer auf solche Weise nicht dämpffen, so haben sie schneidende Feuer-Hacken, mit welchen sie das Dach von ihren Häusern herunter schneiden. Denn das Stroh-Dach ihrer Häuser in grosse viereckte Stücken von 7 bis 8 Fuß also eingetheilt, und mit Rottauges zusammen geflicket, daß sie es alles mit eins abwerffen können. Wer seinen Kübel, Eimer und Kessel nicht recht im Stande hält, wird hart gestrafft.

In Cochao sind drey Schlösser. In dem vornehmsten wohnet der *Boua* oder König. Dieses ist prächtiger als die übrigen, und wie die Divans in der Türckey an allen Seiten offen. Es soll ungefehr 3 Stunden im Umkreis haben; und mit einem Wall von 15 Fuß hoch, und eben so dick umgeben seyn, der an beyden Seiten mit Steinen besetzet ist; die Thore sind verschiedene, das vornehmste aber geht nach der Stadt hin, und wird nur vor den *Bouan* geöffnet. In diesem Pallast trifft man ausser den Wohnungen und Zimmern des Königs und der Hoff-Bediente, welche von Holtz gemacht sind, Lust-Wälder, Alleen, Gärten und Graben, wie in dem Kaiserlichen Pallast zu Peking in China, an. Zu Cachao sind noch 2 andere von Holtz sehr schlecht gebauete Schlösser, in deren

deren einem der *Choua* oder General wohnet. Vor demselben ist ein viereckter Parade-Platz, mit einem Gebäude längst der Seiten hinunter, wo die Mandarinen vom Kriegs-Wesen sitzen, und ihre Soldaten exerciren sehen. Gegen über stehet ein langes Gebäude, in welchem die Artollerie verwahret wird, welche in 50 bis 60 eisernen Canonen von Falconetten bis zu halben Schlangen, 2 oder 3 gantzen Schlangen, und etlichen eisernen Mörsern bestehet. Die Lavetten ihrer Canonen sind aber gröstentheils übel zugerichtet, und ausser Stand verbessert zu werden.

Hart an diesen Pallast stösset ein Stall von 200 Elephanten, die zum Kriege aufbehalten werden, oder auch die Generals-Personen, und ihre Bagage zu tragen, nebst noch einem Stall von ungefehr drey hundert Pferden.

Sonst sind keine merckwürdige Gebäude zu Cachao, ausser der Englischen Factorey, welche am Norder Ende der Stadt hart am Strom stehet: und obgleich das Gebäude niedrig und schlecht gebauet ist, ist es doch eines der besten in der Stadt. Die Holländische Factorey stösset Südwerts daran, ist aber nicht nahe so geräumig.

Ausser Cachao ist Hean eine der vornehmsten Städte im Lande, und bestehet ungefehr aus 2000 Häusern. Sie liegt, wie alle andere Städte, auf dem platten Lande gantz offen, und hat weder Maur noch Graben zur Sicherheit. Marckt-Städte haben sie gar nicht: sondern der Marckt wird je in 5 bis 6 Dörffern wechsels-weise gehalten. Ihre Dörffer bestehen jedwedes in 30 oder 40 Häusern, und sind sehr dick übers Land gesäet. Auf dem platten Lande sind sie immerfort mit Büschen und Bäumen umgeben, und hinter dem Gehöltz ein Graben und Wall herumgezogen, um währender Regen-Zeit die Uberschwemmung ihrer Häuser zu verhindern, welche ohne dem sumpffig gnug liegen, dann die gantze umliegende Gegend wird alsdenn 2 bis 3 Fuß hoch unter Wasser gesetzt, so daß sie bis übers Knie von einem Ort zum andern durchs Wasser lauffen müssen, oder auch mit Böten sich überfahren lassen.

In der trocknen Zeit dienen die Graben rund um die Dörffer zu Wasser-Haltern, aus welchen sie das Wasser in die Graben zwischen ihren Ländereyen leiten. In den Gebirgen ziehen sie weder Graben noch Wälle um ihre Dörffer, und stehet sehr zu vermuthen, daß sie daselbst in der Regen-Zeit weit gesundere Lufft haben, als auf dem flachen Lande. „An dem Ufer der Flüsse stehen unterschiedene Heimen [oder kleine Dörf„gen] die von hinten zu vom Laub der Bäume beschattet werden: gegen den „Strom aber keinen Schutz haben. So bald man an solche Heimen gelanget, „wird man gleich von einer Art Bettler umringet, welche mit kleinen Bötgens

von

von Baum-Rinden mit Kley beschmieret, die doch sehr leck sind, ans Fahrzeug" kommen, und so bald sie einen Menschen ansichtig werden, mit erbärmlichen" Geberden um einen Allmosen bitten, sich auch mit ein wenig Reis gerne begnü-" gen lassen. Diese Leute sind arme aussätzige, welche allein wohnen müssen, und" um ihr Brodt betteln."

Die Gebäude der Tonquineser sind schlecht, ihre Häuser sind klein und" niedrig, die Mauer von Leimen, oder von Weiden geflochten, und mit Lei-" men überkleistert, das Dach von Stroh, doch sind in Cochao etliche Häuser" mit Pfannen gedecket. Die Häuser stehen jedes vor sich mitten in einem Gar-" ten, welcher nebst des Bauren Land mit einem Zaun umschlossen ist. Eines" jeden Bauren Land gehet bis an den Dorffs-Graben, aus welchem ein jeder" Wasser hohlet. Bey ihren Häusern ziehen sie Pommerantzen, Limonien," Arack, Pomponen, Melonen, Ananas und andere Früchte." Die Häuser sind gar zu niedrig, daß oben Zimmer sollten können hingebauet werden: unten aber sind 2 oder 3 Abtheilungen. Die Zimmer in ihren Häusern werden mit Wänden von gespaltenen Rotting von einander geschieden. Das Licht fällt durch ein klein viereckt Loch hinein. Ihr Hausgeraht bestehet in Tischen, Stühlen, und ein oder zwey Betten im innersten Zimmer. Ein jeder hat auch einen Altar mit einem Götzen-Bild im Hause, und zwey Weirauch-Pfannen seinen Gottesdienst zu verrichten. Ihre Speisen richten sie gemeiniglich im Garten zu oder vor der Haus-Thüre; in der Regen-Zeit aber in einem der äusersten Zimmer, woselbst sie wegen Mangel des Schorsteins immer vom Rauch gequälet werden.

Dieses Volck, insbesondere die Handels-Leute, sind höfflich und dienstfertig gegen Frembde. Sie sind gute Kauffleute, und nicht nahe so betriegerisch, als die Chineser, doch sind die *Mandarins* und Obrigkeiten trotzig und herrschsüchtig, die Kriegs-Knechte geneigt zu Insolentien, und die Armen diebisch: so daß die Ausländer ihre Güter genau bewahren müssen.

Die Tonquineser haben den Ruhm, daß sie gute Künstler und Mechanici sind, doch mangelt es in dem armen Lande vielen an Geld, Materialien vor zu kauffen, und wegen der Menge von Leuten können viele auch nichts zu arbeiten kriegen. In Diensten sind sie treu und fleißig, ja so unterthänig daß viele sie deswegen vor dumme Leute angesehen haben, welche wegen des harten Regiments, darunter sie stehen, ein solches Naturell angenommen haben. Bey der Arbeit sind sie geduldig, in Kranckheiten aber niedergeschlagen. Sie mögen alle durch die Banck vom grösten bis zum kleinesten überaus gerne spielen, so daß sie wohl die Kleider vom Leibe verspielen, wovon nichts sie abzuhalten vermag.

Die Eingebohrne Landes-Kinder sind gelb von Farbe (doch nicht so dunckel als ihre meiste Nachbaren in Indien) nett von Gliedern, und von mittelmässiger Statur. Ihre Haare sind lang, schwartz, dick und schlecht, und hangen ihnen über die Schulter herunter. Ihre Naase und Lefftzen sind proportionirlich und wohl geschaffen, das Gesicht aber etwas platt und Oval-rund. Wenn sie 12 oder 13 Jahr alt sind, färben sie ihre Zähne braun oder schwartz. Hierzu gebrauchen sie vier oder fünff Tage, und dürffen währender solcher Zeit nichts geniessen, weil diese Zahn-Salbe entweder eckelhafft, oder auch, wie etliche meynen, vergifftet ist. Man hat bemercket, daß sie es sich für eine Schande achtrn, gleich den Bestien weisse Zähne zu haben: Doch die rechte Ursache, warum sie selbige anschwärtzen, ist sonder Zweifel die herrschende Gewohnheit des Landes. Solcher müssen die Einwohner sich immer gleich stellen, wie lächerlich selbige auch sey: wo sie nicht von dem gemeinen Mann so wohl, als Leuten von Condition, wollen verspottet, und mit Fingern gewiesen werden.

Sie kleiden sich in Seiden und Cattun. Ihr Ober-Kleid ist ein langer Rock, der mit einem Gürtel aufgeschürtzet wird. Frauenzimmer und Manns-Personen soll man an der Kleidung nicht unterscheiden können. Vermögende Leute tragen gemeiniglich Seide: sie duncken sich aber niemals besser geputzt zu seyn, als wenn sie ein grünes oder rohtes Englisches Tuch tragen. Ihre Mützen sind von demselben Zeug, als ihre Röcke. Vor dem König müssen sie immer in einem langen Rock erscheinen, der bis an die Füsse gehet. Die gemeine Soldaten gehen in braunen Cattun, und ihre Ober-Kleider reichen nur ans Knie, die Hosen aber mitten auf die Beine. Dürfftige Leute gehen mit blossem Haupt, ausgenommen in der Regen-Zeit. Alsdenn tragen die Fischer und alle Leute, die dem Wetter herhalten müssen, eine Art von steifen Hüten mit breitem Rande, welche von Rohr oder von Palmen-Blättern verfertiget werden. Die Armen tragen selten etwas anders, als ein Paar Hosen ohne Hembde, Schuhe oder Küssen. Die Gemächer, in welchem sie Visiten annehmen, haben sie rund herum mit Bäncken besetzt, welche ungefehr 3 Fuß über das Estrich erhaben, und mit netten Matten bedeckt sind. Hier sitzen ihre Gäste nach Asiatischer Weise mit Creutz-weis übergeschlagenen Beinen, einen Himmelgen über dem Haupt, und einem Küssen unter, einen andern aber hinter sich. Ihre Speisen bereiten sich recht niedlich, doch auf solche Weise die in Europa nicht bekandt sind. Einem Frembden also werden etliche wohl Eckel erwecken. Die gemeinste Speisen, ausser dem Reis, sind kleine am Spieß geröstete Stücke Schwein-Fleisch. Sie essen ebenfalls Vögel, Ochsen, Büffels, Geisen, Pferde, Hunde, Katzen, Heuschrecken, grosse gelbe Frösche, nebst allen

len Arten von Wurtzeln, Kräutern, Eyern und Fischen. Unterweilen hacken sie das Schweine-Fleisch klein, und machen Klösse daraus, rollen selbige wieder aus in dünne Blätter, und essens ohne fernere Zubereitung. Die Ochsen saltzen sie ein, wie wir mit den Schweinen thun. Sie weichen auch roh Ochsen-Fleisch 3 bis 4 Stunden in Essig, und geniessen es mit sonderbarem Vergnügen. Pferde-Fleisch wird so gut, als Rind-Fleisch gehalten. Die Armen speisen auch einen, seines gewöhnlichen Todes gestorbenen, Elephanten, und bringen den Rüssel, als einen besondern Lecker-Bissen, einem vornehmen Mandarin zum Geschenck. Schild-Kröten fallen daselbst in grosser Menge, wie auch See-Krebse und andere Krebse, Garmeelen, Prawns, und eine Art kleine See-Fische, den Anchovies gleich, welche sie einpeckeln. Die kleine Fische und Garmeelen thun sie in einen Topf mit ein wenig gesaltzenem Wasser, wenn sie eine Zeitlang darin gestanden haben, wird eine Brey daraus, den sie Ballachaum nennen. Hernach giessen sie das Wasser ab, welches sie Neukinum nennen, dieses brauchen die Einheimischen und Europäer, als eine Sause, und schätzen es so gut zu seyn als Soya. Die Armen essen den Ballachaum mit dem Reis, als ihrer gewöhnlichen Kost, welcher gewiß ohne diesem Zusatz sehr unschmackhafft seyn würde. Wenn sie keinen Ballachaum haben, essen sie den Reis mit gedörretem Fischen, oder gesaltzenen Eyern.

Wohlhabende Leute haben fast alle Mahlzeit, Fleisch, Fisch und Vögelwerck auf ihrer Taffel. Ihre Speisen werden in kleinen Schüsseln von lackirtem Holtz aufgetragen, deren sie 10 bis 12 in einem grossen Deck-Korb von gleicher Arbeit setzen. Wenn die Speisen in kleine viereckte Stücken zerlegt sind, führen sie solche mit kleinen Stöcken zum Munde, wie die Chineser thun, und gebrauchen weder Servietten, Messer, Gabel oder Löffel. Sie wissen ein Mittel die Eyer viele Jahre frisch zu erhalten. Sie legen sie in einen Tuch von einer Saltz-Brühe und Asche, und setzen sie in einen irdenen sehr wohl verwahrten Topff. Wenn sie auf dem Wasser leben, essen sie solche zum Reis, und nehmen zu jeder Mund voll Reis ein Stück so groß als eine Hasel-Nuß.

Ihr gewöhnliches Geträncke ist der Thee, welchen die Weiber gemeiniglich auf den Marckt-Plätzen verkauffen. Sie haben auch einen Brandtwein, Arark genannt, welchen sie unterweilen beym Thee allein trincken: er ist aber der schlechteste und unschmackhaffteste in gantz Indien. Dem ungeachtet halten sie ihn für ein grosses Cordial, insbesondere, wenn sie Schlangen, Scorpionen darin gesetzt haben. Hernacher ziehen sie ihn ab, und halten ihn vor das beste Cordial Gegen-Gifft; vermeinen auch ihren Freunden die gröste Ehre anzuthun, wenn sie selbige mit diesem Geträncke bewirthen.

Ihr vornehmstes Gerichte aber, welches sie bey Visiten auffsetzen ist Betel und Arack, sie rollen etliche Stücke von der Arack-Nuß in die Blätter von Betel-Baum ein: und wenn sie solches mit Chinam, oder mit einer Art von Thon überzogen haben, kauen sie es, wie etliche Europäer den Toback. Jederman trägt eine Büchse mit etlichen schon zum Kauen præparirten Betel-Blättern bey sich. Die Grossen haben nette vergüldete und lackirte Futterals, diese Doosen zu Betel-Arack darin zu verwahren. So bald jemand frembdes ins Haus kömmt, setzen sie ihnen gleich ihre Doosen vor: man muß auch selbige annehmen, wo man nicht vor unhöfflich passiren will, und zwar so muß solches mit der rechten Hand geschehen: denn die lincke Hand wird nur zu den geringsten Dingen gebraucht. Niemand ist unglücklicher unter diesem Volck, so wohl als an andern Orten Indiens als der lincks ist. Es ist einem solchen platterdings unmöglich, sich in einiges Ansehen bey ihnen zu setzen. Wenn er gleich mit noch so preiswürdigen Eigenschafften gezieret wäre. Um aber weiter fortzufahren, wenn ein Frembdling mit einem Tonquineser in einige Bekandschafft geräth, so unterlassen sie nicht innerhalb 2 oder 3 Tagen ihm ein Præsent von Betel zu machen, und sich seiner Gesundheit wegen zu erkundigen. Vor dieses Præsent muß der Knecht, der es überliefert, mit einem kleinen Trinck-Geld erfreuet werden; wo man sonst seinen Herrn sich verbindlich machen will. Dieser Betel, oder der Arack, den sie mit demselben essen, ist eine Art von Opium, welches diejenigen, so es geniessen, in einen angenehmen Schlaff bringet. Die Indianer machen am meisten deswegen so viel Wercks davon, weil es den Leffzen eine rohte Farbe giebet. Der rohte Speichel aber, den sie immer beym Gebrauch desselben auswerffen, ist den Frembden sehr eckelhafft. Es schmeckt auch nicht gar zu angenehm. Die ansehnlichsten Leute in Indien halten deswegen immer einen Sclaven, dessen eintzige Arbeit darin bestehet, daß er ihnen einen Topff nachtragen muß, um in denselben auszuwerffen, wenn sie Betel und Arack essen.

Die Tonquineser haben zwey öffentliche Fest-Tage, welche sie jährlich begehen. Das vornehmste ist ihr Neu-Jahr, welches auf den ersten Neu-Mond, der nach der Mitten des Januarii einfällt, gefeyret wird. Alsdenn bringen sie 10 bis 12 Tage nach einander mit Lustbarkeiten zu. Alle Geschäffte werden eingestellt. Jederman legt seine besten Kleider an, und bringt die Zeit mit Spielen, Sauffen und andern Lustbarkeiten hin. Der gemeine Mann säufft sich bey der Gelegenheit toll und voll.

Das andere grosse Fest wird nach verrichteter ersten Erndte angestellet. Der erste und der funfzehnte Tag eines jeden Monaths ist auch ein Feyer-Tag, an welchem sie ihre vermeinte Andacht mit grösserm Eiffer als sonsten verrichten.

ten. Sie bringen alsdenn allerhand Speise und Geträncke zu den Gräbern ihrer verstorbenen Freunde, womit ihre Bonzes, oder Priester sich etwas zu gute thun, wenn die einfältige Leute wieder weggegangen sind.

Die Obrigkeitliche Personen und grosse Herren unter ihnen begehen auch jährlich ihren Geburts-Tag, wie hier in Europa gleichfals geschiehet, und empfangen deswegen die Glückwünschungs-Complimenten von ihren Angehörigen und Freunden.

Bey jedem Gast-Gebot wird eine Comoedie gespielet, worin sie sehr vortrefflich seyn sollen, wo man dem Urtheil der Reisenden trauen darff. Die Comoedien werden gemeiniglich bey der Nacht aufgeführt, und dauren von der Sonnen Untergang, bis zu ihren Aufgang. Währender Comoedie lassen sich die Zuschauer von Essen und Trincken nicht abhalten: doch geben sie gemeiniglich mehr Achtung auf die Mahlzeit, als auf die Comoedie. „Vornehme" Leute unter ihnen machen viel Wercks von tractiren, und mögen überaus ger-" ne Zuspruch bey sich haben: welches sie sich zur Ehre rechnen. Wer am meisten" isset und trincket, ist bey ihnen der angenehmste Gast: denn sie nehmen solches" als ein besonders Liebes-Zeichen an. Uberhaupt tractiren die Tonquineser gut," und so prächtig, als ihr Vermögen es nur leidet."

Ubrigens suchen sie ihren Zeit-Vertreib im Fischen und Jagen. In ihren Flüssen und in der See giebts die niedlichsten Fische. Zur Jagd aber ist ihr Land nicht sonderlich bequem, weil so viele Ströme dadurch lauffen, und das Wild nicht viele Gelegenheit hat sich zu verbergen.

Die gemeinen Leute reisen gemeiniglich zu Wasser, wozu die vielen Ströme ihnen gnugsame Bequemlichkeit geben. Doch werden die Heerwege und Brücken im guten Stande gehalten. Ob gleich auch keine öffentliche Wirths-Häuser daselbst sind, kan ein Reisender doch versichert seyn, daß er längst dem Wege Feuer, Wasser, und andere Bequemlichkeiten antreffen wird, um sein Essen zu bereiten, und sich zu erquicken.

Die Bagage der Generals-Personen und vornehmer Herrn wird bey Feld-Zügen von Elephanten getragen. Von anderm Fuhrwerck zu Lande melden die Scribenten nichts: vermuthlich, weil wenig Oerter im Lande sind, die nicht die Bequemlichkeit einer Wasserfahrt haben. Es scheinet doch glaubwürdig zu seyn, daß sie weiter hinauf im Reich, wie die Chineser ihre Nachbarn, Sänfften gebrauchen: sintemal die Last-Thiere bey ihnen sehr rar sind.

Das dritte Capittel.

Handelt von ihren Handwercken, Kauffmannschafft, Schifffahrt, auf der See, und innerhalb Landes, Erdboden, Acker-Bau, Pflantzen, Thieren, Metallen und Mineralien.

Dieses Land giebt eine grosse Menge Seiden-Zeug aus, als Plangs, Soesjes, Hockjes, Penaskoes, und Drat-Seide. Unterweilen sind die Pelangs schlecht, unterweilen geblühmt. Sie verfertigen auch viele andere Sorten von Seiden-Zeug, obige aber werden von den Engländern und Holländern am meisten aufgekaufft. Ihre Seidene Stoffen sind nicht gar zu fein, und der Baaz, welchen sie gemeiniglich schwartz-färben, der beste. Zum tragen aber sind sie gut, weil sie nicht gesteifft werden, und unterm Tragen eine bessere Farbe annehmen.

Die lackirte Waaren sind ebenfalls eine von den vornehmsten Manufacturen dieses Landes, und passiren nächst den Japanischen für die besten in der gantzen Welt. Der Unterscheid zwischen beyden bestehet auch nicht so sehr in dem Schilderwerck und dem Lack, sondern im Holtz, welches in Japan besser ist, als hier. Der Tonquinesische Lack ist, wie *Dampier* berichtet, ein Gummiartiger Safft, welcher aus dem Stamm und Aesten eines vielfältig wild-wachsenden Baumes heraus schwitzet, und von dem gemeinen Mann in grosser Menge gesammlet wird. Dieser Safft ist so dick als Sahne, und von Natur gantz weiß, an der Lufft aber wird er schwartz aussehen: Die damit lackirte Cabinetter werden von Fichten-Holtz verfertiget, welches dem Föhren-Holtz einiger massen gleichet, aber bey weiten so gut nicht ist. Ihre Schreiner sind auch schlechte Künstler. Der Lackierer Werck-Stellen werden für sehr ungesund gehalten, weil der Lack etwas gifftiges an sich haben soll, wornach die Arbeits-Leute voller Beulen und Schweren ausschlagen. Nichts destoweniger versichert *Dampier*, daß es nicht starck noch unangenehm rieche. Man träget den Lack nur bey trocknem Wetter auf, denn er muß unterschiedliche mahl nach einander übergeschmieret werden, und jedes mahl durch und durch trocken seyn, ehe man etwas frisches aufträgt. Wenn die äusserste Lackirung trocken ist, poliren sie ihre Arbeit, und geben ihr einen Glantz, welches vornehmlich mit Rüben geschiehet. Der Firniß, der aus diesem Lack gemacht wird, ist der beste,

und wird im Lande wohlfeil verkaufft, darff aber nicht herausgeführet werden.

Ebenfalls verfertigen sie viele graue, aber sehr grobe irdene Gefässe: welche dem ungeachtet, nach dem Malayischen Insuln, und andern Oertern in Indien verführet werden. Man bringt auch Terpentin, Saltz, Muscus, Rhabarber, Wurm-Saamen, Galanga, China-China, Ingber, und andere Specereyen von hier: welche aber den Tonquinesern aus dem benachbarten China zugeführet werden. Die Holländer hohlen aus Tonquin eine gewisse Art von Bisam, von dem Geruch wie Annies-Saamen, womit sie zu Batavia den Arack überziehen. Aus China wird auch sehr fein Gold hieher gebracht; denn sie bauen weder Gold- noch Silber- noch andere Mienen im Lande, wenn sie gleich etliche haben möchten. Aus Japan kömmt ihr bestes Silber. In Tonquin wächst auch Aloe-Holtz. *Tavernier* berichtet, daß an der Güte und dem Preis dieses Holtz ein solcher Unterschied sey, daß das Pfund von 3 Kronen bis tausend gelten kan. Wenn es fest und Oel-reich ist, kan ein Stück so groß, als eine Erbse nis Feuer eine Stube so wohl durchräuchern, als ein trocken Stück so groß als eine Faust nicht thun wird. Man findet hier auch Färber-Holtz, so dem Campeche-Holtz nicht unähnlich, doch nicht so groß ist, die Leute von dem Handwerck nennen es Sappan-Holtz.

Ob schon Tonquin von Seide gantz voll stecket, verfertigen sie doch selten etwas ehe und bevor die Schiffe ankommen. Die grossen Herrn, drücken den gemeinen Mann so sehr, und machen sie so arm, daß sie kein Geld haben Materialen vor anzuschaffen. Dahero müssen die fremde Kauffleute ihnen offtmals Geld vorschiessen, und unterschiedliche Monathen warten, bis ihre Güter fertig sind. Die Holländer aber, welche hieher handeln, machen mit dem Frauenzimmer des Landes Mariagen auf gewisse Zeiten. Solche Weiber gebrauchen sie als Factoren, damit sie zu der Zeit im Jahr, da es nichts zu thun giebt, Seide auffkauffen und verarbeiten lassen können. Auf solche Weise setzen sie die armen Leuten in Arbeit, wenn alles am wohlfeilsten ist, und haben bey Ankunfft ihrer Schiffe die Ladung schon fertig. Diese Factors aus dem Frauenzimmer sollen den Holländern sehr getreu seyn, deren etliche eben durch solche Weiber ansehnliche Mittel erworben haben. Die Weiber ebenfalls vergessen nicht dabey vor sich zu sorgen, und manche sind wohl ehe, wenn der Holländische Mann den Handel aufgegeben, von den vornehmsten Herrn geehliget worden.

Die Holländische so wohl als die Englische Ost-Indische Compagnie" hatte vormahls ihre Niederlagen und Factoreyen in Tonquin beyde aber sind" aufgehoben worden. Die Engländer musten Anno 1698 einpacken, doch" haben

„haben Privat-Kauffleute von dieser Nation noch immer einen einträglichen „freyen Handel nach Tonquin gehabt, bis Anno 1719 derselbe über folgenden „Zufall zunichte gieng: Ein Englisch Schiff von Bengala, so der Handlung we- „gen dar lag, hatte seine Ladung schon eingenommen, und war schon fertig von „Cachao den Strom hinunter zu fahren; als der Kauffmann mit Hindanse- „tzung der Landes-Gesetze ein junges Mädgen mit sich am Bord nahm. So „bald ihre Freunde selbige vermisseten, klagten sie es ihrer Obrigkeit, und wur- „den zur Stund Leute hingesandt, das Mädgen wieder abzufordern. Der „Engländer aber wollte seine Maitresse nicht fahren lassen, worauf den Feind- „seligkeiten vorfielen, und von beyden Seiten etliche, unter andern auch der „Schiffs-Hauptmann todt blieben, die Engelländer aber endlich mit ihrer Beu- „te glücklich davon kamen, wie *Hamilton* solches berichtet. Die Holländer hat- „ten schon vor vielen Zeiten einmal ihr Contoir niedergelegt, aber auf Bitte „des Königes wieder hingestellet. Die Gewaltthätigkeiten aber, welche man „den Bedienten der Compagnie unter allerhand Vorwand daselbst anthat, weil „die Geschencke an den König vielleicht nicht nach seinen Sinn, oder zu geringe „waren, bewogen die Ost-Indische Compagnie im Jahr 1700 ihren Ober- „Kauffmann nebst dem gantzen Plunder zurück zu beruffen, wie *Valentyn* sol- „ches erzehlet.

Die Tonquineser thun keine lange Reisen zur See, und führen mit ih- ren eigenen Fahr-Zeugen keine Kauffmanns-Waaren aus dem Lande, ausser Fischen und Reis, womit sie nach etlichen nahgelegenen Ländern handeln. Der gröste Handel wird daselbst mit frembden Schiffen getrieben: denn sie ha- ben in der That keine Schiffe, welche die See zu halten taugen. Die Waaren, so in Tonquin eingebracht werden, sind Salpeter, Schweffel, breit Englisch Tuch, Laden-Rasch, Pfeffer und ander Gewürtz, Bley und grob Geschütz, worunter sie auf die bey den Engelländern so genannte Saker, oder eine lange Art von Mauer-Stücken, am meisten geben, „denn ob sie wohl sich darauf verste- „hen, wie sie das Metall giessen sollen, wissen sie doch nicht, weder den Canonen „ihr rechtes Geschicke zu geben, noch sie auf Lavetten zu legen.

Die Leute dieses Orts sind weit richtiger im Handel, als die Chine- ser, und halten ihren geschlossenen Kauff gantz pünctlich. Die Kauffleute aber müssen ihnen grosse Gelder vorschiessen, und hernach etliche Monathen auf ihre Waaren warten. Der König, welcher die Canonen und etwas breit Tuch erhandelt, ist weit ein ärger Bezahler als seine Unterthanen, so daß kein Kauffmann mit ihm zu handeln begehret, wenn er sonst dessen Umgang ha- ben kan.

Sie

Sie haben fast keine Schiffahrt, die den Nahmen verdient. Ihre Schiffer sind vornehmlich Fischer-Böte, oder eine Art von langen Galleren, welche allein auf den See-Küsten bey gutem Wetter zu gebrauchen stehen. Weil sie eine weitläufftige Küste und viele Flüsse haben, werden sehr viele Menschen bey der Fischerey angebracht, von welchen viele mit ihrer gantzen Familie auf dem Wasser wohnen. An ihren Ufer fallen die See-Schild-Kröten in grosser Menge. Gar Reis wächst daselbst in Uberfluß, aber wenig ander Getreide und gar kein Wein. Das hohe Land stehet voll von Portulac: so daß sie es als ein Unkraut, welches andern Kräutern in ihrem Wachsthum hindert, ausgäten müssen. Den Reis erndten sie jährlich zweymahl, wenn der Regen zu rechter Zeit fällt, und die Uberschwemmungen ihnen die Mühe benehmen, ihre Reis-Felder selbst zu bewässern. Dieses Korn wird, wie schon bey China gesagt, in Ländern gepflantzt, die fast als ein Morast oder Brey zugerichtet werden, und wächst im Wasser bis es reiff wird. Es thut ihnen auch nicht viel Schaden, wenn ihr Land im Herbst überschwemmet wird; denn sie sammlen dem ungeachtet ihren Reis ein, binden ihn in Bündel, und hängen ihn auf zu trocknen, welches in einem so heissen Lande balde geschiehet. Ihre besondere Garten-Gewächse sind Yams, Patatas und Zwiebeln: und von Früchten Piessangs, Bonanos, Mangoes, Pommerantzen, Limonien, Cocos-Nüsse, Gacaues und Ananas. Ihre Pommerantzen sind von zweyerley Art, grosse nehmlich und kleine. Die grossen haben einen durchdringenden Geruch und sehr angenehmen Geschmack, und können sonder Gefahr gegessen werden. Einige Reisende beschreiben sie, als die besten in der gantzen Welt: obwohl die kleine runden, welche zart und dünne von Schalen, und so wohl aus- als inwendig hoch-roth sind, wohl so gut als jene schmecken. Man hält sie aber vor ungesund, weil sie den Durchfall verursachen. Hier im Lande ist die Zeit der Pommerantzen von October bis in den Februarium. Ihre Limonien sind rund, und haben eine zarte dünne Schale, der Grösse nach gleichen sie den gemeinen Limonien. Sie sind auch sehr Safftreich: doch nicht nahe so sauer, als die kleine Limonien in andern Ländern. Die Betel-Blätter, welche in gantz Indien so beliebt sind, wachsen in diesem Lande überflüßig. Sie haben ebenfalls eine ungeheure Menge von Maulbeer-Bäumen, und pflantzen jährlich junge Sprossen, weil sie die Blätter von den jungen Bäumen gesunder und besser für die Seiden-Würmer zu seyn erachten, als die Blätter der alten und vollgewachsenen Stämme. Von der Frucht machen sie nicht viel Wesen: denn selbige geräth daselbst sehr klein und mager, und ist, wie unsre Kauffleute sagen, nicht wehrt, daß man sie aufhebe. Man findet die bey China beschriebene Frucht *Letchi* auch allhier: und ebenfalls gut Zimmer-Holtz zum Schiffs- und Häuser-Bau, wie auch ziemliche Masten.

In der bergigten und holtz-reichen Gegend Norden im Lande, findet man Elephanten von einer ungemeinen Grösse [so daß in Asien wenig grössere seyn sollen.] Sie haben nicht viele Pferde, aber Kühe, Büffels und Schweine in grossen Uberfluß. An Hunden, Katzen, Eydexen, Schlangen, Scorpionen, Tausend-Beinen, Kröten und Fröschen fehlet es ihnen auch nicht. Löwen und Esel sind gar nicht da, und auch keine Schaaffe, ausser etlichen wenigen, welche zum Gebrauch des Königes gehalten werden. Die Haasen und Hirsche sind auch nicht gar zu häuffig daselbst anzutreffen; aber eine grosse Menge von wilden und zahmen Feder-Vieh, als Gänse, Endten, Hühner, auch Papagoyen, Reb-Hühner, Turtel-Tauben, und vielerley Arten anderer Vögel.

Ehe die Engländer und Holländer zu ihnen kamen, und ihnen den Gebrauch des Geschützes zeigten, waren sie gewohnet, die wilde Endten mit Netzen zu fangen. Sie haben auch eine Art von Heuschrecken ungefehr eines Fingers groß, welche an dem Rand der Flüsse und Wasser-Graben ausgeheckt, und von den Einheimischen für eine sehr gute Speise gehalten werden. „Selbige kommen im Jenner und Februario, in grosser Menge aus ihren Eyern „heraus, und sind alsdenn weiß, mit kleinen Flügeln wie die Bienen, mit sol„chen können sie zwar fliegen, fallen aber aus Mangel der Kräffte bald in das „nahe gelegene Wasser nieder. Würden auch den Fischen zur Beute werden, „wenn die Tonquineser sie nicht mit kleinen Netzen auffangen, um sie entweder „auf Kolen gebraten, oder auch im Pöckel zu essen. Denn sie sind dick und fett, „und bey Arm und Reiche gleich angenehm.

Man findet keine angenehme Blumen in ihren Gärten, eine Sorte ausgenommen, die sie Bango nennen. Selbige wächst auf einem kleinen Strauch, der an der Erden hinkriecht, und siehet in der Blühte einen Bluhmen-Straus ähnlich. Es gibt wenig kleine Vögel [oder geflügeltes Ungezieffer] in Tonquin, ausser daß es daselbst von Mücken recht schwermet, welche so wohl als die Ameisen sehr beschwerlich, und nach *Taverniers* Bericht so schädlich seyn, daß sie einen gantzen Ball Seide in einer Nacht durchfressen können, als wenn er durchgesäget wäre.

„Mit dem Fisch-Fang verfahren sie fast eben so wie wir, ohne daß sie, „worin die Flügel ihrer Netze nicht zureichen, den Strom zu bespannen, lange „dünne Stöcke in den Grund hineinstossen, welche von der Gewalt des Stroms „hin und her gerüttelt werden, und immer schütternd stehen, folglich den Fisch „von dem Ort, da man sie hineingestossen hat, nach dem Netz hintreiben. Wenn „die Mandarinen und Vornehme in ihren Teichen fischen wollen, machen sie „das Wasser erstlich gantz trübe. Die Fische kommen darauf oben, und wer„den von ihnen mit kleinen Netzen weggeschnappet.

Das

Das vierte Capittel.

Handelt von ihrer Gelehrsamkeit, freyen Künsten, Handwercken, Sprache, Buchstaben, der Regierungs-Form, Krieges-Macht, Müntzen, Obrigkeiten, Gesetzen und Straffen.

Niemand wird zu einem Ammt oder Bedienung bey der Regierung gelassen, er habe denn, gleichwie in China, die Gelehrsamkeit [nach ihrer Art] durchgepeitscht, und die Ehren-Stellen in derselben davon getragen. Ihre Gelehrsamkeit ist auch bey nahe von demselben Schlage, und es gehet mit der Annehmung der Graduum und der Examinibus auf gleiche Weise her. Wir wollen dahero dem Leser mit Wiederhohlung dieser Dinge nicht aufhalten, sondern ihn nach der Beschreibung von China hinweisen.

Die Tonquineser, welche auch öffentliche Schulen für die Kinder halten, gebrauchen im Schreiben eben dieselben Characteren als die Chineser, obgleich ihre Aussprache anders lautet. Sie reden viel durch die Zähne und durch die Kehle. Nach *Dampiers* Bericht wird die Malaische Sprache hier nicht geredet, wiewohl *Tavernier* das Gegentheil versichert: sondern ihre Sprache kömmt der Chinesischen sehr nahe.

Sie setzen sich nicht an einem Tisch zum Schreiben als die Europäer thun: sondern halten das Papier in der einen, und schreiben mit einem Pinsel in der andern Hand. Sie fangen ihre Zeilen oben auf der Seiten an, und endigen sie unten, wie ihre Nachbarn die Chineser und Japaneser thun. Ihre Mathesis, Geometrie und Astronomie war vormahls nicht besser, als bey ihren Nachbarn. Die Jesuiten aber haben ihre Schüler ein wenig weiter gebracht.

Ihre Aertzte, lesen nicht viel in Büchern, sondern bringen ihre Zeit mit Untersuchung der Kräuter und Simplicium hin. Den Puls recht zu verstehen geben sie sich viele Mühe. Vom Aderlassen wissen sie nichts, sondern behelffen sich mit dem *Moxa* brennen, gleich wie die Chineser.

Die Tonquineser sind sehr geschickte Mechanici, und haben allerhand Künstler unter sich, als Schmiede, Zimmer-Leute, Drechsler, Weber, Schneider, Töpffer, Papiermacher, Lackierer, Glocken-Giesser. Die eine Art von ihren Papier wird von Seide, die andere von einer Baum-Rinde verfertiget, welche in grossen Kübels mit höltzernen Keulen zerstossen wird, und das beste

Schreib-Papier giebet. Der Geld-Wechsel ist hier eine grosse Handlung, und wird durch die Weiber verrichtet, welche sich recht wohl darauf verstehen, und eben so künstlich den Preis von ihrem *Casb*, [eine dasige Müntze] zum Steigen und zum Fallen zu bringen wissen, als die Actien-Händler bey uns ihre Actien.

Das Regiment ist hier so sonderlich bestellet, als es an einem Ort seyn kan. [Vor Zeiten stund Tonquin unter China; hat sich aber schon vor langen Jahren davon abgerissen.] Anitzo haben sie 2 Könige, deren der eine *Boua*, der andere *Choua* genennet wird. Jener als der rechte König, scheinet kaum ein wenig mehr, als den Nahmen zu führen: Dieser aber, ob er wohl nur des erstern General und Premier-Ministre ist, hat alle Schätze und Macht des Reichs in Händen. Bey ihm machen alle Leute ihre Cour: und so ist es in den letzten hundert Jahren gestanden. Dem Könige oder *Boua* folgt sein Sohn in seinen Würden: und der nächste Erbe des *Choua* oder Premier-Ministres erbet auch nach ihm seine Macht und die Regierung über das gantze Reich. Letzterer soll aus einer Fürstlichen Familie der Provintz *Tenboa* eigentlich entsprossen seyn. Der erste aus dem Geschlecht der *Chouas*, der sich wieder seinen König auflehnete, und ihm alle Gewalt entrisse, fand dienlich zu seyn, ihm den Nahmen und den Schein eines Königes zu lassen, damit seine Usurpation desto verborgener bleiben möchte. In alten Zeiten war der König von Tonquin auch Herr über Cochin-China, und pflegte einen General-Stadthalter mit einer sehr schlecht-eingeschränckten Gewalt über jedes Königreich zu setzen.

Der Stadthalter von Cochin-China aber, entweder durch seine Ambition bewogen, oder weil er sonst vor dem Kopff gestossen war, schüttelte das Joch ab, und machte sich selbst zum König. Als der von Tonquin sahe, daß dieses jenem angieng, folgte er bald seinem Exempel, und bemächtigte sich aller Einkünffte und aller Macht, die bey der Crone war. Den *Boua* aber machte er gleichsam zu einem Staats-Gefangenen in seinem eigenen Pallast, woselbst ihm erlaubet ist, sich mit seinem Weibern und Kindern lustig zu machen, und zu gewissen Zeiten eine verstellte Verehrung von den *Mandarinen*, nebst einem freudigen Zuruff vom Volck anzunehmen: welches ihm immerfort so sehr ergeben bleibet, daß sie eiffrig für seine Wohlfahrt beten, und es für ihr gröstes Unglück achten, wenn er ohne Erben sterben sollte. Eben der *Choua* selbst erweiset ihm den grösten Respect vor den Leuten, und bezeuget, daß er einziglich aus der Ursache die Regiments-Bürde über sich nehme, damit er seinen Souverain die Last und Sorge überheben, und selbiger seine Lustbarkeiten ungestöhrt, und uneingeschränckt geniessen möge. Die frembde Abgesandten melden sich beständig bey dem *Boua*, als wenn er noch immerfort ein rechter

Souverainer Herr wäre: da er doch den Schatten der Königlichen Würde ausgenommen, mit welchem er dann und wann abgespeiset wird, wenig Ursache hat, sich selbst vor einen König anzusehen. Die Anzahl seiner Bedienten ist nicht sonderlich groß: und sie werden alle von dem *Choua* ernennet. Diese sind alle so abgerichtet, daß sie nicht zugeben müssen, daß einer von den Unterthanen, der es nicht mit dem *Choua* hält, sich zu ihm nahe, oder auch daß er von Frembden gesehen werde. Auch ist dem *Boua* nicht erlaubet, eine Garde zu halten. Denn über alle Krieges- und Bürgerliche Bedienungen, über alle Macht und Einkünffte des Landes hat der *Choua* zu schalten und zu walten. Dieser hat seine Garde zu Fuß und zu Pferde, von zwey bis drey hundert Pferden, wie auch 150 bis 200 Elephanten immer in Bereitschafft, nebst einer Armee von 30,000 Mann, welche rund um der Haupt-Stadt Cachao einquartiret ist, und in den andern Provintzen nicht weniger als 70,000 bis 80,000 in seinem Solde stehen. Diese dienen gröstentheils zu Fuß, und sind mit kurtzen doch schweren Feuer-Röhren und breiten Schwerdtern gewapnet. „Es verdienet" hiebey bemercket zu werden, wie gewaltig der König in Tonquin in einem Brie-" fe an die Holländische Ost-Indische Compagnie Anno 1647 geschrieben, seine" Macht vergrössert hat, als woraus man die Groß-Prahlerey der Orientali-" schen Völcker sehen kan, und wie wenig den Nachrichten zu trauen stehet, wel-" che unsere Leute auch aus dieser Windmacher eignem Munde empfangen. Ich" habe spricht er, dreymal hundert tausend auserlesene Soldaten, zwey" tausend Elephanten, 100 zum Kriege abgerichtete Pferde, 1000 Kriegs-" Schiffe, 50,000 schwere Flinten, welche man so wohl zu Lande auf" Rädern/ als auf den Schiffen gebrauchen kan, 30,000 Flinten mit roh-" ten Lackirten Läuffen und langen Kolben, welche 30 Kugeln zugleich" schiessen, und 2000 Flinten mit schwartzen Lackirten Läuffen und kur-" zen Kolben, welche 70 Kugeln zugleich schiessen, 1000 Metallene" Stücke 2c. 2c. Damit aber die Prahlerey desto klärer erhelle, so bat er der" Holländischen Compagnie um 2 Schiffe, und 200 Mann, die gute Schützen" wären, um seine Feinde die *Quinameser* mit Krieg zu überziehen. Entweder" ist seine Macht so groß nicht gewesen, oder er hat auch von der Holländer Ge-" schicklichkeit grosse Gedancken gehabt, weil er meinte, daß seiner grossen" Macht nur so wenig gebreche um mit Nachdruck wieder einen so schlechten" Feind zu agiren. Das erstere aber ist wohl das gewisseste, und die Liste von" seiner Armatur mit dem langen Messer zugeschnitten." Die Soldaten müssen ihr Pulver, in kleinen, ihnen dazu gegebenen Hand-Mühlen selbst machen. Sie wissen aber hier eben so wenig, als anderwerts in Indien, wie sie es körnen sollen. Jeder Soldat führet auch eine Patron-Tasche bey sich, welche voller

kleiner hohlen Röhre von Rotting stecken, die mit Pulver gefüllet, jede just einen Schuß halten. Es soll kein Volck so geschwind im Laden und Schiessen seyn, als diese Nation. Sie halten ihr Gewehr sehr sauber, und bedecken es bey schlimmen Wetter mit einen Lackirten Futteral von Schilff-Rohr. Jedes Glied bestehet aus 10 Mann, welche ein Officirer, wenn sie aufziehen, commandiret, wie viel Mann hoch sie aber ihre Glieder machen, wenn sie ins Treffen gehen, melden unsere Reisende nicht. Vernünfftiger Weise sollte man gedencken, daß sie nicht viel bessere Ordnung halten werden, als ihre Nachbarn, welche gleich in Unordnung gerahten, wenn der Feind nur den ersten Anfall aushält. Ihre Soldaten sind gemeiniglich wohlgewachsen: denn alle Städte und Dörffer müssen die beste Mannschafft in den Krieg senden, welche sie nur aussuchen können. Die Probe, wer der beste Kerl sey, wird, nach *Dampiers* Bericht, mit dem Magen gemacht, indem die grösten Fresser zu der Leib-Wache des Choua ausgelesen werden. Am Hofe in Cochin-China soll ein gleiches geschehen. Sie haben wenig Reuterey, und selbige ist blos mit Speer und Bogen bewaffnet. Sie stellen offtermals ein Wett-Schiessen an um gute Treffers, so wohl mit dem Bogen, als den Feuer-Röhren zu ziehen. Da denn ein jeder eine Vergeltung kriegt, nach dem er nahe zum Ziel geschossen hat. Wer es am schlechtesten macht in einem Gliede, muß eine doppelte Wacht thun, wenn sie wieder auf die Schild-Wacht ziehen.

Tonquin hat keine Festungen, und die gröste Heers-Macht wird auf den Gräntzen von Cochin-China gehalten, welche fast ihre eintzige Feinde sind. Die kleine Scharmützeln zwischen den äusersten Posten, an den Gräntzen sind sehr häuffig: aber sie lassen es selten zu einer Bataille kommen.

Ausser den Soldaten, welche die Gräntzen und den König zu Cachao bewahren, halten ihrer viele an verschiedenen Orten und Gegenden des Landes die Wacht, insonderheit an den Heerwegen und Strömen. Diese visitiren alles, damit keine verbotene Waaren aus oder eingeführet werden, und der König nicht um seine Gefälle komme. Wer ihnen verdächtig vorkommt, wird sehr hart angelassen.

Die Armee kan niemals campiren, ohne in der trocknen Jahr-Zeit; denn währender Regen-Zeit stehet an marchiren und campiren nicht zu gedencken. Wenn die Armee marchiret, reiten die Generals und vornehmsten Officirer auf Elephanten in kleinen höltzernen Thürmgens. Sie führen keine grosse Feld Artollerie mehr mit sich, als etliche Stücken, die 6 bis 7 Fuß lang im Lauff sind, und von Menschen gezogen werden, und ein viertel Pfund Bley schiessen. Wenn sie Feuer geben, setzen sie solche auf ein höltzern Gestell von 4

Daum

Daum breit, und 6 bis 7 Fuß lang. Sie gebrauchen selbige nur eine schwere Passage damit zu erleichtern, und über die Ströme hinüber zu schiessen. Die Bagage, die sie mitnehmen ist nur klein, so daß sie überhaupt mehr zu einem kurtzen Scharmützel, als zu einer ordentlichen Bataille gerüstet zu seyn scheinen.

Die See-Macht dieses Printzen ist nicht weit her, und besteht vornemlich in etwas über 60 platten Galleren von ungefehr 60 bis 70 Fuß lang, und 10 bis 12 weit, welche 2½ Fuß tieff gehen, und jedes mit 16 bis 40 Mann besetzet werden. Das Vorder- und Hintertheil stehen wohl 10 oder 12 Fuß, das Mittel aber kaum 2½ Fuß über dem Wasser. Sie sind recht artig anzusehen. Der Capitain hat sein Verbleiben im Hinter-Theil, welches höher, und besser verguldet ist, als das Vorder-Theil. Die Soldaten sind immer Ruder-Knechte, und haben eine Decke über den Kopff, um sich des Regens so wohl, als der Sonnen-Hitze zu erwähren. Die Ruder stehen zwischen der Mitte des Schiffs und den Vordersten, woselbst auch ein offenes Verdeck vor die Ruder-Knechte ist, die beym Thauwerck stehen. Ihr Seegel-Zeug bestehet in einem kleinen Mast und Seegeln von Matten. Die Ruderer stossen die Ruder von sich, und bringen sie alle zugleich ins Wasser, denn einer hält den Tact, und giebet ihnen ein Zeichen, wenn sie abstossen sollen, worauf die Ruder-Knechte mit einem lauten Geschrey und mit dem Schlagen der Ruder antworten. Es gehen ihre Schiffe nicht über 2½ Fuß tieff ins Wasser, und taugen auf der See gar nichts, es sey denn ein sehr stilles Wetter. „Auf grossen breiten Flüssen aber" sind ihre Fahr-Zeuge recht gut und schnell, insbesondere wenn sie schwer beladen, und mit 60 bis 100 Mann, wie sich offt zuträgt, besetzet seyn. Anzusehen sind diese Schifflein recht artig, und scheinen mehr zum Staat, als zum Gebrauch gemacht zu seyn. Wenn sie keine Dienste thun, ziehen sie selbige 50 bis 60 Schritten weit aufs Land hinauf, und verwahren sie in eigenen dazu gemachten Gebäuden."

Ihre Soldaten brauchen sie zu Wasser und zu Lande, der Ein- und Ausführung verbotener Waaren zu steuren, wie auch in den Städten und Dörfern Wache zu halten, und insbesondere zu Cachao. Die Waffen dieser Leute, wenn sie auf der Wacht seyn, sind lange Stäbe. Sie gehen vielfältig nacket, ausser daß sie ein schmales Tuch um die Lenden winden, und zwischen den Beinen durchstecken, um es hinten zu befestigen. Wenn sie die Wache haben, thun sie den Vorübergehenden viele Uberlast an, es ist aber umsonst sich deswegen zu beschweren. Denn ihre Officirer unter welchem sie alleine stehen, nehmen keine Klage gegen sie an; sondern legen viel lieber denjenigen, welche von

von den Soldaten verklagt werden eine Geld-Busse auf. Dem ungeachtet kan man bey Nacht-Zeiten gegen Erlegung einer Kleinigkeit ihre Wachen sicher passiren.

Die Tonquineser halten gute Ordnung in ihren Städten, vornehmlich in den grossen als Cachao. Am Ende der Strassen stehen starcke Wachten in ihren Wacht-Häusern, und ziehen ein Seil ungefehr in der Höhe eines halben Manns über die Strasse; daher niemand ohne von ihnen angehalten zu werden, vorbey kommen kan. Will jemand Gewalt gegen sie gebrauchen, so sind sie sehr fertig mit ihren Stöcken um sich zu schlagen, und werffen sie ihm gemeiniglich an die Beine. Die Gefangene werden eingezogen, und des Morgens vor dem Richter gebracht, allwo sie selten, wie unschuldig sie auch seyn, ohne Geld-Busse davon kommen.

„Hier zu Lande mag einer noch so eingezogen leben, und noch so gedul„tig seyn: so gehet der Richter nichts destoweniger gegen ihn zu Werck, wenn er „in Streit geräht. Zancken sich ihrer zwey, die nicht viel dabey zusetzen können, „und da die Richter nicht viel zu hohlen wissen, so wird der Schuldige gemeinig„lich verurtheilet, den Beleidigten mit Arack, Vögel 2c. 2c. zu tractiren, da„mit sie Gelegenheit haben mögen, den Zwist bey einem Gesöff beyzulegen.„

„Sie brauchen in diesem Lande, wie in Cochin-China ein Hals-Joch, „so einer Leiter ähnlich, Kang genannt, die Missethäter drein zu schliessen. Sel„biges bestehet, aus zwo grossen Bamboes-Stöcken 10 oder 12 Fuß lang, mit „unterschiedlichen kleinen Sprisseln, um die beyden Stöcke so weit von einander „zu stellen, als die Grösse des Halses des Maleficanten erfodert, welcher zwi„schen den beyden mittelsten Sprisseln zu sitzen kömmt. Denn da muß der Ma„leficant den Kopff herdurch stecken, und hernach wird es zugeschlossen, diesen „unbequemen Kragen tragen sie nicht etliche Stunden, sondern unterweilen 2 „bis 3 Monathen, wodurch es denn gewiß eine recht harte Straffe wird. Doch „haben sie den Trost, daß sie damit abkommen. Andere aber, welche im Ge„fängniß ewig bleiben müssen, werden mit Füssen getreten, geschlagen, gestossen „und sterben fast vor Hunger.

„Ein Mann bey dem Feuer auskommt, oder der sich von der Be„schuldigung, daß er es angelegt nicht völlig purgiren kan, muß eine sehr har„te Straffe leiden. Ein solcher wird drey Tage lang mit blossem Haupt auf „einen Stul von 12 bis 14 Fuß hoch vor seinem Hause in der freyen Sonnen „gesetzt.

In den Provintzen regieren die Stadthalter und halten jeder seines Orts Gericht. Sie haben keine ordentliche Gerichts-Collegia, sondern ein

jeder

jeder eintzeler Richter kan einen Missethäter vor sich fodern, und ihm ohne einigen Proceß eine den Landes-Gesetzen gemässe Straffe auflegen. Es wird auch keine Appellation verstattet, sondern das Urtheil so gleich exequiret. Mord und andere Verbrechen, darauf Lebens-Straffe stehet, wird mit der Enthauptung bestrafft, welche man gemeiniglich vor der Hauß-Thüre des Missethäters, oder an dem Platz, da das Verbrechen geschehen, verrichtet. Der arme Sünder setzt sich auf der Erden, und streckt die Beine vorne heraus, da ihm denn der Scharff-Richter den Kopff mit einem Schlacht-Schwerdt auf einem Schlag herunter säbelt. Die Diebe werden nicht am Leben gestrafft, sondern mit Abhauung eines Gliedes, oder eines Stücks von einem Glied nach Beschaffenheit des Verbrechens; unterweilen zum Exempel eines Gliedes von einem Finger, und einandermal eines gantzen Fingers, und wegen grössern Verbrechens die gantze Hand. Eine Ehebrecherin wird einem Elephanten vorgeworffen, welcher sie zu Tode tritt.

Wegen anderer Missethaten werden die Verbrecher in eiserne Ketten gelegt, und in grosse höltzerne Klötzer geschlossen, unterweilen müssen sie obbeschriebenes Hals-Joch eine Zeitlang tragen. Die gemeinste Straffe sind die Stock-Schläge auf dem Steuß, welche in gewisser Anzahl gegeben werden: Doch kan man mit einem Stock-Pfenning an den Scharff-Richter sich die Straffe ein wenig leichter machen. Wer auf eine von obigen Weisen bestrafft worden ist, wird vor unehrlich gehalten. Die Schuldner werden gemeiniglich verurtheilet ihrer Schuld-Herren Gefangene zu seyn, und so lange vor ihnen zu arbeiten, bis ihre Schuld abgetragen ist: Die gantze Zeit hindurch müssen sie bey Reis und Wasser leben, und alle Züchtigungen ausstehen, womit es den Schuld-Herrn gefällt, sie zu belegen. Ihre meiste Richter sind Verschnittene, ja nicht nur verschnitten, sondern mit alle gantz entmannet. Ohne dieser Leute Erlaubniß kommen wenige vor dem König. Ein jeder Stadthalter oder Mandarin hat in seinem Bezirck eine völlige Gewalt über alles zu disponiren. „Die Verschnittene leben alle in grossem Ansehen, und haben auch unterweilen über die Armée zu befehlen, ja sie haben gar eine Garde. Ein jeder hat eine Anzahl von Garde und Bedienten nach seinem Rang." Wenn ein verschnittener Mandarin stirbt, verfallen alle seine Güter an der Regierung; deswegen bekümmert man sich wenig um ihre Geld-Schneutzereyen. Die allgemeine Armuht und der so merckliche Mangel der Handlung in diesem Lande, welches voller Seiden, Stoffen und Kauffmanns-Waaren steckt, wird den Expressungen und Gewaltthätigkeiten dieser Mandarinen zugeschrieben. Wenn sie

dem gemeinen Mann Geld genug leihen wollten, um Materialien zur Arbeit davor anzuschaffen, so würde nicht ein reicher Land unter der Sonnen seyn.

Noch herrschet ein anders ungereimtes Laster unter ihnen, womit die verschnittene Mandarinen behafftet sind: dieses ist, daß sie sich mit jungen unzüchtigen Weibern gemein machen. Und weil ihre eigene Caressen nicht sonderlich sind, bieten sie offtmahls ihre Mädgens den Europäern an, die ihrer Handlung halber dahin kommen: und machen ein Freundschaffts-Stück daraus, wenn sie solche annehmen. Weil die meisten Bedienungen an Verschnittene vergeben werden, haben nach *Dampiers* Bericht, etliche Hand an sich selbst gelegt, um sich zu einem Ammte geschickt zu machen.

Der Eid der Treue wird den Unterthanen jährlich in jeder Landschafft abgefodert. Bey der Gelegenheit muß ein jeder eine Tasse Blut von einen Vogel mit Arack vermenget, trincken. Dieses halten sie vor die kräfftigste Verbindung damit einer sich selbst verpflichten kan.

Ich habe nicht vernommen, daß sie eigene Landes-Müntzen haben: sie gebrauchen aber fremde Müntzen, insonderheit Spanische Realen. Sie bezahlen auch mit kleinen Stücken Silber nach dem Gewicht, und tragen zu dem Ende, wie die Chineser, immer eine Wacht-Schale bey sich. Sie gebrauchen auch eine Chinesische Kupffer-Müntze, *Casch* genannt, deren Preis steigt, und fällt: doch gilt das tausend ungefehr einen Reichs-Thaler, auch etwas darunter oder darüber. In Tonquin so wohl als Cambodia braucht man Cathys und Pekul im Gewicht, welche von den Chinesischen und Japanischen nicht 2 pro Cento unterschieden seyn.

Das fünffte Capittel.

Von ihrem Gottesdienst, Tempeln und Abgötterey.

Ungeachtet die Tonquineser Abgötter sind, und einen sehr schlechten und „dunckeln Begriff von GOtt haben, versichert uns doch *Dampier*, daß „sie ein allmächtiges oberstes Wesen erkennen, welches all ihr Thun „und Lassen siehet, die Frommen belohnet, und die Bösen bestraffet. Aus „den Figuren unter welchen sie diesen GOtt abbilden, schliesset er, daß sie von „ihm glauben, er sey von recht ausnehmender Scharffsinnigkeit, Stärcke, „Macht, Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. Denn ob schon ihre Götzen-Bilder, „den Figuren nach sehr von einander unterschieden sind, so stellet ihre Gestalt „doch allezeit in einem oder andern Gliede recht etwas grosses vor, indem einige

dick von Leibe, andere mager, andere mit vielen Augen, andere mit vielen Hän-„ den, welche jede etwas in der Faust halten, versehen sind. Ihr gantzes Wesen„ ist auch sehr unterschieden, und scheinet ein jedes besondere Eigenschafften und„ Gewerbe vorzustellen. Aber unsers Bedünckens stehet daraus nicht abzuneh-„ men, welche Idee die Tonquineser sich von GOtt machen: es sey denn daß„ Dampier von ihnen versichert gewesen, daß alle diese unterschiedliche Götzen-„ Bilder nach ihrer Meinung nichts anders, als einen GOtt unter verschiede-„ nen Gestalten vorstellen sollen: und sie keinesweges, wie bey andern Heyden„ geschehen, grosse Leute, die in einem oder andern Stück sonderbarlich sich ha-„ ben sehen lassen, vorstellen: oder auch, daß es keine Chimærische Erfinden etli-„ cher Betrüger seyn, die sie zu ihren Göttern angenommen, und mit Bildern„ in ihren Tempeln verehret haben. Man mag hier noch wohl mit Fug hinzufü-„ gen, daß aus einem solchen zwey-deutigen Beweiß kaum zu ermessen stehet,„ was die Tonquineser überhaupt vor Gedancken von dieser Materie haben: zu-„ mal da gewißlich die Gedancken und Meinungen des gemeinen Manns da-„ selbst, wie bey uns in Europa, immerfort ungemein weit unterschieden sind.„ Können wir also dasjenige, was Dampier von ihrer Meinung von GOtt saget,„ weder von den Priestern noch vom gemeinen Manne für eine Warheit anneh-„ men.„ Ihre Religion kommt in vielen Stücken mit dem Aberglauben der Chi-neser überein, doch sind ihre Götzen-Bilder nicht nahe so ungestallt. Sie ha-ben auch eben eine solche Hochachtung für den Confucium: welches nicht zu ver-wundern ist, weil dieses Reich vormals von China abhängig gewesen. Sie beten allerhand Bilder an, doch sind die Elephanten und Pferde die gemeinsten, welche bald in einem Tempel zusammen, bald jedes in einem besondern vor sich stehen. Doch findet man sie meistentheils auf dem Lande. Denn in Cachao siehet man nur Bilder von Menschlicher Gestalt. Ihre Pagoden oder Tempel sind so prächtig nicht, als in andern benachbahrten Ländern, und auf dem Lan-de meist alle von Holtz gebauet und mit Stroh gedeckt; unterweilen auch eben hoch genug, das hineingesetzte Bild zu bergen. Doch sind die Pagoden in den grossen Städten etwas besser. Ihre Priester führen ein sehr strenges Leben, wozu ihre Armuth sie einiger massen nöhtiget, sintemalen sie wenig mehr zu ih-rem Unterhalt haben, als was der gemeine Pöbel ihnen opffert, welches man-nichmahl nichts weiter, als eine Hand voll Reis, oder zwey bis drey, ein wenig Betel, oder dergleichen geringes Geschenck ist. Sie wohnen in schlechten Hüt-ten nahe bey den Tempeln, um dem Volck gleich zur Hand zu seyn, welches da kömmt, sein Gebet zu verrichten. Die Leute bringen ihr Gebet schrifftlich ver-fasset, welches die Priester laut vor den Götzen herlesen, und hernach das Pa-pier in der Weirauch-Pfanne mit dem Weirauch verbrennen; währender wel-

cher gantzer Zeit, der, so das Gebet verrichten läst, immer mit seinem Angesicht auf der Erden lieget. „Sie halten einen Tag nicht heiliger als den andern, „und haben keine Feste ausser dem Neu-Jahrs-Tage, und den übrigen oben benannten Feyer-Tagen. Dahero sie alsdenn erstlich opfern, wenn sie etwas „von ihren Götzen bitten, oder ihnen für eine Wohlthat dancken wollen, wozu „die arme Priesters oder Bonzes immer bereit sind.

Vornehme Leute kommen nach *Dampiers* Bericht selten in die Pagoden; sondern erwehlen sich einen offenen Platz bey ihren Häusern ihr Gebet daselbst zu verrichten. An statt der Priester muß einer von ihren Dienern das Gebet lesen, indessen daß sie selbst auf ihr Angesicht zur Erden niederfallen. Auf diesem Papier stehet ein Verzeichniß von allem Seegen, den der grosse Herr empfangen hat, als Gesundheit, Reichthum, Ehren-Aempter, Gunst bey dem Könige, und wenn er alt ist, langes Leben: Der Beschluß aber wird mit einem Gebet um beständige Continuation und Vermehrung desselben gemacht. Hernachmals zündet der Leser das Papier mit einem bey der Rauch-Pfanne angesteckten Binsen an, und wirfft zwey oder drey Stücke hübsch vergüldet Papier ins Feuer. Weil aber *Dampier* hiebey einer Rauch-Pfanne gedencket, zweiffle ich nicht, daß dieses Opffer vor ihren Haus-Götzen verrichtet werde, vor welchen immer ein Altar aufgerichtet wird. Ferner wird bey dieser Gelegenheit eine grosse Menge von allerhand Speisen zu rechte gemacht, und der Herr giebet, so bald er von der Erden aufgestanden ist, seinen Sclaven Befehl sich damit lustig zu machen: so daß diese Herren selten ein Opffer verrichten, dabey ihre arme Knechte nicht solten Ursache finden, ihren Herren allerhand gutes zu wünschen. Auf ihre vermeinte Andacht folgen allezeit etliche Liebes-Wercke, welches in seiner Masse an ihnen nicht zu misbilligen stehet.

Sie machen hier im Lande sehr viel Wesens von der Stern-Deuterey: und fragen bey aller Gelegenheit diejenigen um Raht, welche vorgeben diese Kunst zu verstehen. Auf gewisse Periodos und Jahr-Zeiten, glückliche und unglückliche Tage, geben sie ungemein genaue Achtung. Weil eine jede Stunde des Tages bey ihnen einen besondern Nahmen führet, als zum Exempel der Tyger, das Pferd, der Beer ꝛc. so muß ein jeder von ihnen immer dies Thier meiden, von welchem seine Gebuhrts-Stunde benennet ist, aus Furcht, daß dieses Thier ihm sonst ein Unglück thun möchte. *Tavernier* erzehlet uns von einem ihrer Printzen, welcher niemals Audientz gegeben, oder aus seinem Pallast gekommen, wenn die Stunde des Pferdes, in welcher er gebohren war, eintrat. Er hielt sich alsdenn immer zu Hause, aus Furcht, daß ihm etwas wiedriges begegnen möchte. Wenn ihnen beym ersten Ausgang des Morgens ein Frauenzimmer begegnet, ist solches ein übles Zeichen: wenn sich selbiges zu-

trägt,

trägt, kehren sie gleich um, und setzen in etlichen Stunden hernach ihren Fuß nicht aus dem Hause.

Die Christliche Religion soll nach dem Bericht der Jesuiten von kurtzen Jahren her, in dem Königreich grossen Fortgang genommen haben, in dem verschiedene Kirchen gebauet, und viele Tausenden bekehret worden. *Dampier* aber vermeldet, daß die Missionarii, als er zu *Hean* in dem Bischöfflichen Pallast gewesen, welcher im Norder-Theil der Stadt lieget, ihm berichtet, daß der König und die Vornehmen am Hofe, den Christlichen Glauben sehr abgeneigt wären: obgleich der gemeine Mann denselben anzunehmen, nicht ungeneigt schiene. „*Hamilton* versichert überdem, daß die Verkündigung der Christlichen Re-" ligion eifrig verboten sey; welchem ungeachtet man dennoch Römisch-gesinn" te Christen daselbst antreffen soll, [welches ebenfalls aus der Erzehlung des" P. *Fucitii* in des P. *Tachards* Reise nach Siam erhellet.] Gegen *Dampier* hat" man sich verlauten lassen, daß zu seiner Zeit wohl 14000 Christen daselbst ge-" wesen; doch meinet er, daß diese allein durch den Reis, welche die Missionarii" ihren Neu-bekehrten schencken, gewonnen werden." Anno 1688 sind 2 Römisch-Catholische Bischöffe daselbst gewesen. Die *Patres* aber dürffen allen Ansehen nach sich nicht öffentlich vor Missionarios ausgeben, sondern leben daselbst, als Kauffleute. Man verstattet ihnen auch nicht, beständig zu Cachao zu bleiben. Wenn aber die Mandarinen sie hohlen lassen, um sich in der Geometrie ihnen unterweisen, oder ihre Uhrwercke oder Taschen-Uhren stellen zu lassen, bedienen sie sich mannichmal dieser Gelegenheit Proselyten zu machen.

Das sechste Capittel.

Von ihren Weibern, Heurathen, Trauer, und Leichbegängnissen.

Man kaufft die Weiber hier im Lande, wie in China, und das Volck wird durch kein Gesetz an eine gewisse Zahl gebunden, als durch die Armuht. In Hungers-Noht werden die Armen und Nohtdürfftigen mannichmahl genöhtiget, ihre Weiber und Kinder zu verkauffen, damit sie nur etwas zu essen bekommen. *Dampier* versichert, daß Leute von dem grösten Vermögen und Stande sich nicht entsehen, ihre Töchter bey den Kauffleuten, die der Handlung halben dahin kommen, anzubringen, ungeachtet sie wohl wissen, daß die Zeit ihres Daseyns sich nur auf einige Monathen erstrecken werde. Eine Haupt-Ursache solches wunderlichen Verfahrens soll diese seyn, daß sie auf diese Weise bessere Abkömmlinge zu erzielen hoffen, welche blonder von

Farbe, als sie selbst sind. Denn obschon die Schwartzen sich sonst mit ihrer dunckelen Couleur recht groß wissen, so meinen die Tonquineser doch, daß ihre Schönheit grösser sey, je mehr ihre Gesichts-Farbe ins weisse fällt. Darneben stecken die Weiber in den verdammlichen Irrthum, daß solches eine ehrliche Sache sey, und ihnen wohl anstehe, sich auf solche Weise zu bereichern. Denn etliche legen Geld dabey auf. Wenn aber ihre Kinder der Armuth wegen ihnen zur Last gereichen, haben sie Freyheit selbige zu verkauffen. Weil dieses hier im Lande eine allgemeine Gewohnheit ist, stehet zu vermuthen, daß es den Leuten nicht nahe so hart ankomme, als es den Europäern fallen würde. Da auch einige Liederliche Weibes-Bilder in Europa nicht Bedencken tragen, ihre unzeitige Frucht zu verderben, oder die neugebohrne Kinder zu tödten: darff man sich nicht verwundern, daß andere Völcker [und insbesondere blinde Heiden,] sie unterweilen verkauffen, üm sich und ihren Kindern das Leben zu erhalten.

Ihre Hochzeiten begehen sie mit einer sehr verschwenderischen Pracht, und der muß ein armer Mann seyn, bey welchem dergleichen Fest nicht drey Tage anhält. Um einer gantz geringen Ursache willen, geben sie ihren Weibern einen Scheide-Brieff: die Weiber aber dürffen sich ohne um eines recht groben Verbrechens willen, desselben Vorrechts gegen ihre Männer nicht bedienen. Bey der Scheidung nimmt man einen von des Mannes und einen von der Frauen Eß-Stöcklein, und zerbricht solche, womit denn so gleich alle bey der Ehe-Scheidung übliche Ceremonien vollendet sind. Die eine Helffte wird dem Weibe gegeben, die andere behält der Mann. Der Mann aber ist verpflichtet das Heuraths-Gut seiner Frauen wieder zu geben, und ihre gemeinschafftliche Kinder zu unterhalten. Wird eine Frau des Ehebruchs überführet, so wirfft man sie einem Elephanten vor, der zu solcher Execution recht abgerichtet ist. Selbiger wirfft sie erstlich mit seinem Rüssel in die Höhe, und wann sie niederfällt, zertritt er sie mit den Füssen.

Die Tonquineser begraben ihre Todten, verbrennen sie aber nicht. Oeffentliche Begräbniß-Plätze haben sie nicht: sondern ein jeder wird auf seinem eignen Acker begraben, und innerhalb eines Monahts nach der Beerdigung und bey dem Grabe ein groß Mahl gehalten. Ist der Verstorbene ein Mann von Ansehen, so wird ein höltzerner Thurm über sein Grab gebauet, sieben oder acht Fuß ins Gevierte weit, und ungefehr 20 Fuß hoch. Nach solchem Thurm ziehet sich das Land-Volck hin, und hohlet aus den 60 Fuß davon aufgeschlagenen Hütten und Häuslein allerhand Vorraht von Speisen ab, welche in grosser Menge daselbst ausgetheilet werden. Wenn das Volck häuffig versammlet ist, steiget ein Priester auf den Thurm, und hält eine auf diesen Zufall gerichtete Rede. Wenn dieser endlich nach geendigter Rede herunter steiget, steckt

der

der Pöbel den Thurm in Brand, welcher dann augenblicklich zur Aschen wird, weil er schlecht gebauet, und mit dünnen geschilderten Brettern bekleidet ist. Darauf verfällt der Pöbel auf das Essen und Trincken, und macht sich bey solcher Gelegenheit recht lustig.

Wenn der König von Tonquin mit Tode abgehet, wird er 65 Tage lang auf ein Parade-Bette geleget, und alle Tage werden die gewöhnliche Speisen auf seiner Tafel getragen, nicht anders, als wenn er lebendig wäre, welche denn die Bonzes und arme Leute unter sich theilen. Nach Verfliessung der 65 Tage wird der Cörper mit grosser Pracht in dem Begräbniß der Königlichen Familie beygesetzt. Den gantzen Weg entlange wird der Boden mit Violet-Farbenen Cattun bedeckt, [denn dieses ist die Königliche Leib-Farbe] und ob gleich das Begräbniß nicht über zwey Tage-Reisen von Cachao entfernet ist, bringen sie doch mit dem Trauer-Train gemeiniglich gerne 17 Tage zu. Die Mandarinen, so wohl von Civil- als Militair-Etat gehen, nach *Taverniers* Bericht, drey Jahr lang in der Trauer, die Königliche Haus-Bedienten 9. der Adel 6. und der gemeine Mann 3 Monath. Schauspiele aber und Lustbarkeiten sind, ausgenommen bey der Crönung des Nachfolgers im Reich, in drey Jahren gantz verboten.

Gegenwärtiger Staat
Von
COCHIN-CHINA.

Das erste Capittel.

Handelt von dem Nahmen, Lage, Gräntzen, Provintzen, Erdboden, See-Küsten, Strömen, Lufft- und Jahr-Zeiten des Landes.

Cochin-China oder Kochin-China, oder wie Herr *Valentyn* es nach der" Holländischen Mund-Art schreibet *Koelsjien-Tsjiena*, wird von den" Einheimischen *Anam* oder das West-Land geheissen, dieweil es gegen" Abend von China lieget.

Dieses

Dieses Königreich erstrecket sich von dem achten Grad Norder-Breite, [de l'Isle setzet den zehnten] bis auf den siebenzehnten Grad, und folglich über 400 Englische Meilen in die Länge. Wenn man Ciampa, für eine Provintz mit *Hamilton*, oder wenigstens ein zinsbares Land von Cochin-China hält, und mit dazu rechnet. Doch ist die Küste um die gantze Bucht herum, nach *Hamiltons* Meinung wohl 700 Englische Meilen lang.

Das Land ist ohngefehr 150 unterweilen auch nur 50 Meilen breit. Nordwerts gräntzet es an Tonquin, Ostwerts an die Chinesische, und Südwerts an die Indianische See, gegen Westen an das Gebürge Kemois, und das Königreich Cambodia.

Das gantze Königreich wird in 5 Provintzen vertheilet, als *Sinuva*, *Kachiam*, *Quamquin*, *Pulokambi* und *Kenam*. Der König residiret in der Provintz Sinuva, welche am nächsten an Tonquin stösset: und in den Reise-Beschreibungen findet man weder die Lage, noch die Nahmen der übrigen Provin„tzen aufgezeichnet, „doch wenn man der Tour, welche die Schiffbrüchige von „dem unglücklichen Holländischen Schiff Arion, von Süden gegen Norden „durchs gantze Reich zu Lande genommen haben, nachgehet, so heissen die Pro„vintzen *Niatlang*, *Niaroe*, *Foe*, *Niuman*, *Quining*, *Quangsia*, *Tjam* oder *Kiam*, *Hoe*.“ Die Provintz Sinuva, in welcher die Königliche Haupt-Stadt lieget, gräntzet an Tonquin. „Scheinet also nach obgedachter Reise diejenige zu seyn, welche „die Schiffbrüchtige Foe oder Foe-Foe nennen.„ Die Residentz aber soll im 16 Grad Norder-Breite liegen. „Die Haupt-Stadt von Chiampa, einer „Südlichen Provintz, oder einem zinsbaren Königreich, liegt wie man sagt, auf „dem 12 Grad Norder-Breite.

„Das Königreich Cochin-China bestehet längst der See-Küste [woselbst es „gleich andern Ländern, in dieser Welt-Gegend vermuthlich alleine, oder wenig„stens nicht tieff Landwerts hinein, und nur an den Ströhmen bewohnet ist] aus „niedrigen Thälern und hohen Bergen, von allerhand Grund und Boden, aus „Sand-Hügeln, und dürren Wüsteneyen, aus lockerm und guten Acker-Lan„de, mit untermengten Morasten, Strömen, Pfützen und Seen, wo man dem „Bericht obberegter Holländer glauben soll: obwohl der Herr Salmon vermei„net, daß es, wie Tonquin ein platt und eben Land sey.

„Auf den Küsten des Landes sind nach dem neuesten Bericht des Herrn „*Hamiltons* verschiedene gute Havens. Auf der Ostlichen Küste ist der Grund „hin und wieder sehr tieff, so daß man eine halbe Stunde vom Strande ab 60 bis „80 Klaffter Tieffe hat.

„Längst der Küste liegen unterschiedliche, theils bewohnte theils unbe„wohnte Insuln, als *Pulo-Condore*, *Canton*, und die vier bis fünff kleine Insuln

suln *Campella de la Mar* genannt. Insbesondere aber lieget hinter einer Meer-" Enge von etlichen Meilen gegen diese Küste über die lange Reihe von übelbe-" rüchtigten Untieffen und Klippen *Paracelles* genannt, welche ein Schrecken al-" ler See-Fahrenden sind, und sich wohl 100 Meilen in die Länge, und an eini-" gen Orten gegen 15 in die Breite erstrecken. Diese untieffe Gegend wird" zwar hin und wieder von fahrbaren Tieffen durchschnitten, wie *Hamilton* aus" seiner Erfahrung bezeuget: solche sind aber schwer zu finden, und wenn es glü-" cken will, weit besser sich mit dem Lauff des Stroms hindurch zu führen, als" auf die Klugheit des Steur-Manns alles ankommen zu lassen. Bey diesen" Klippen verunglücken so viele Schiffe, daß der König von Cochin-China von" Zeit zu Zeit Schiffe dahin sendet, die gestrandete Güter aufzufischen. An ei-" ner von den Südlichen Insuln strandete das bekandte Japanische Schiff *Arion*" Anno 1714, von welchen die Leute alle mit dem Leben davon kamen." Auf ei-ner der Nordlichen hingegen, haben die 4 Kerls sich salviret, welche Anno 1690 von einem verunglückten Portugiesischen Schiff, das Land zu erreichen, das Glück hatten. Diese unglückliche Leute, waren an eine kleine Insul mit eini-gen Trümmern von ihrem zerscheiterten Schiff, und etlichen Kisten mit feinem Mehl an Land entweder geworffen worden, oder geschwommen. Mit dem letzten hielten sie sich eine Zeitlang hin, und ersteres gebrauchten sie, sich eine Hütte zu bauen, um gegen Ungemach der Lufft gesichert zu seyn: ihr Geträncke aber suchten sie in den Höhlen der Klippen, wo sich das Regen-Wasser sammlet. Wollten sie aber nicht vor Durst sterben in der dürren Jahr-Zeit, so musten sie sich eine Regen-Becke [oder eine Machine Regen-Wasser in zu sammlen und frisch zu erhalten, dergleichen in Holland viele sind] von Leimen und Meer-Graß zurichten, um das Wasser bis auf diese Jahr-Zeit darin zu erhalten. Als ihr erstes Proviant alle geworden, lebten sie von See-Vögeln und Schild-Krö-ten, deren auf der Insul eine grosse Menge war. Innerhalb der ersten drey Jahre sturben ihrer drey, und der letzte muste in einer verdrießlichen Einsam-keit bis Anno 1701 verbleiben. In diesem Jahr kam ein Portugiesisches Schiff, zum grösten Leid-Wesen seines Steuer-Manns, und zum Glück dieses ge-zwungenen Cläuseners, hier so nahe vorbey, daß die Boots-Leute sein Wincken sehen, und erkennen konnten, daß er ein Mensch war, und durch seinen elenden Zustand gerühret ihn abholten, und aus seiner Einsamkeit nach *Macao* unter Menschen brachten.

Um aber wieder auf Cochin China zu kommen, so ist dieses Land durch-gehends mit vielen Strömen durchschnitten, unter welchen es unterschiedliche hübsche und fahrbare Flüsse giebet, als unter andern diejenige, an welche die schöne Städte *Kinam Faifoe*, und die Haupt-Stadt des Reichs *Foe* oder *Foe-Foe*

gen ist. Das Land wird zu derselben Zeit als Tonquin jährlich überschwemmet, woraus erhellet, daß die Jahr-Zeiten einerley, und die Fruchtbarkeit des Erd-Reichs an Reis [in so fern sie von der Uberschwemmung dependirt] eben so groß seyn muß. Denn solcher braucht keine andere Dünge, als den Schlamm, der sich nach der Uberschwemmung auf dem Lande setzet.

An der Nord-Oestlichen Küste dieser Provintz gehen starcke Ströme gegen Süden, welche die See-Leute, aus Furcht vor den Paracelles gerne zu vermeiden trachten.

Einige behaupten, daß dieses Land, ob es gleich viel weiter gegen Süden lieget, dennoch weit frischere Lufft habe als Tonquin. Wo dem also, so wird die Ursache diese seyn, daß es mehr offen vor die See lieget, und von der See-Lufft gekühlet wird: insonderheit aber auch dieses, daß es so viel weiter von dem Tropico Cancri lieget, und die Sonne nicht nahe so lange als Tonquin verticaliter über den Kopff stehen hat.

Das andere Capittel.

Von dem Könige von Cochin-China, der Regierung, der Land-Vögte, Gesetzen, Schatzungen, Krieges-Macht.

DEr König von Cochin-China ist ein mächtiger Herr, dem man nichts ohne durch seine Stadthalter und Bediente vortragen darff, und es scheinet, daß diese entweder unter gewissen Vorwand von ihm die Macht den Hoff jederman zu verschliessen bekommen, oder auch sich selbst nehmen, oder mit des Königes Erlaubniß und Mitwissen unterweilen gebrauchen; dem sey wie ihm wolle, so verbieten sie ab und zu jederman den Hoff, vornehmlich, wenn etliche sich finden, die was zu klagen haben, damit die Klagen über ihre Vergehungen dem Könige nicht zu Ohren kommen. Hiedurch fällts seinen vornehmsten Bedienten leicht, nicht nur der Straff, sondern auch aller Anklage zu entgehen: und daher geben sie eben nicht viel auf seine Befehle, wenn ihnen nur die geringste Gelegenheit zum Vortheil anscheinet.

Der König hat seinen ersten und andern Staats-Minister, sein Seraglio, und eine Leib-Wache von Verschnittenen an der Zahl ungefehr von 200 Mann. Unter letztere soll, wie man saget, niemand als der eine sehr grosse Masse von Reis verzehren kan, aufgenommen werden. Indessen ist gewiß, daß sie aus grossen vierschrötigen Leuten bestehet, die ausser der Kleidung ihres Landes auch Schwerdter mit göldenen und silbernen Gefässen führen.

Das Ammt des ersten und andern Staats-Ministers erfordert, (ausser daß sie dem Könige in andern Reichs-Geschäfften rahten, und seine Entschliessungen

sungen zur Ausführung bringen müssen) insbesondere dieses, daß sie alle ausländische Affairen, insonderheit aber alles, was die Frembdlinge angehet, welche entweder aus Noht oder von selbst in sein Reich kommen, besorgen.

Die Provintzen regieret er durch seine Lands-Vögte oder Mandarinen, wie die Europäer sie mit dem Portugiesischen Nahmen nennen. Ihre Verbrechen und Unterschleiff, kan er nach Verdienst nicht nur mit geringen Bussen, sondern auch mit Lebens-Straffe ahnden: und wenn der Zutritt bey Hofe nicht so starck verboten, und insbesondere den weit entlegenen Provintzen, so schwer gemacht würde, so würde ihrer unendlichen Begierde alles an sich zu ziehen, noch wohl Ziel und Gräntze gesetzt werden.

Ob dieses Land nach geschriebenen Gesetzen, oder nach etlichen hergebrachten Gewohnheiten, oder endlich nach des Königes und seiner Land-Vögte Wohlgefallen regieret werde, ist mir unbekannt; man sagt aber, daß ihre Gesetze sehr scharff und blutig seyn sollen. Der Hoch-Verraht wird nicht nur mit einem abscheulichen Todt des Verräthers, sondern auch mit dem Untergang seiner gantzen Familie, wie in Japan bestraffet. Sonst bestehen ihre Straffen in Geld-Bussen, dem Hals-Joch, oder Leiter, der Verränckung und Stümmelung der Glieder und dem Tode. Neben dem ist es nicht möglich, nach gesprochenem Urtheil die Leibes-Straffe abzukauffen. Dem ungeachtet soll zu der Zeit, da unsere Holländische Schiffbrüchige in der Haupt-Stadt lebten, ein Mörder, der verurtheilet eine Hand zu verliehren, den Verlust dieses sehr brauchbaren Gliedes, von den Soldaten, welche beordert waren, das Urtheil an ihm zu vollenziehen, für 2 Päcksgen, Pitjes [ist eine sehr kleine Müntze] abgekauffet haben, woraus erhellet, daß wenig Recht im Lande, und das die unglückliche alleine, der Straffe nicht entgehen können.

Man kan dem Könige nichts ohne durch seine Staats-Ministres vortragen. Wenn er Audientz giebet, sitzet er an der Pforte, die in dem innersten Hofe des Pallastes führet, mit Creutz-weis über einander geschlagenen Beinen, nach Orientalischer Weise, auf einen vergüldeten Sessel, der einer kleinen Hütte nicht unähnlich ist. Diejenige, welche zur Audientz geführet werden, nahen sich ihm nur auf 80 Schritt, und was er ihnen will gesagt, gefragt, und geboten haben, wird durch seine Staats-Ministres, die ihn zur Seiten stehen, ihnen berichtet. Seine andere Bedienten stehen ein wenig zur Seiten hinter ihn. Zur Lincken, und zur Rechten stehen 12 Trabanten, welche ungezückte am Gefäß mit Gold beschlagene Degens in ihren Händen halten. Weiter hinaus vor dem Thron stehen zwey Reihen von dreyßig bis viertzig Soldaten, die alle gleich den vorigen dick und starck von Leibe sind, und Schwerdter mit silbernen Gefässen führen. An einer Seiten dieses Platzes stunden, als die Holländer Audientz

 hatten,

hatten, noch 300 von den andern Soldaten, mit Säbels oder Hauers bewaffnet, welche hier immer die Wache halten. Ein wenig zur Seiten noch zwey wohl ramassirte Kerls, und hielten ihm jeder einen Sonnen-Schirm vors Gesicht, um ihn wieder die Sonne zu beschützen. Die Ehrerbietung, die man ihm erweiset, geschiehet allezeit im Knien, und mit Neigung des Hauptes bis zur Erden.

Seine Schatzungen empfängt der König in Reis, und es sind auch aller Orten Korn-Häuser hingebauet, solchen darin aufzuschütten. Alle Provintzen sind auch nicht zu den Schatzungen verpflichtet, sondern etliche sind an deren Stelle Hofe-Dienste zu thun gehalten, und müssen unter andern die Bediente des Königes, oder des Reichs mit Fahrzeugen, Sänfften, Pferden, und Unterhalt bey ihrem Durchzug versehen. So ist es unterandern mit der Provintz Hoe oder Kiam bewandt. Es mag aber seyn, daß ihnen diese Last zu schwer falle, oder daß die Bediente und Mandarinen des Königes nach Soldaten Manier, mit den Bauers-Leuten bey solchen Durchzügen zu hart verfahren, und ihnen einen Schrecken gegen diese Hoff-Dienste eingejagt haben, oder daß die Unterthanen ungehorsam sind, so trägt es sich unterweilen zu, daß die Einwohner gantze Dörffer verlauffen, wenn sie einige von des Königs-Leuten ihres Orts gewärtig seyn.

Worin die Krieges-Macht des Landes bestehe, und wie groß selbige sey, habe ich so wenig als das Einkommen der Krone in Erfahrung bringen können: wohl aber so viel vernommen, daß sie keine exercirte und regulire Troupen auf den Beinen halten. Vielleicht sind alle Unterthanen, nach der Weise anderer benachbarter Reiche gehalten, auf des Königs Befehl sich unter der Fahne stellen müssen; welches dorten zu Lande leichter als bey uns geschehen kan, weil die Kriege nicht lange anhalten, und die Leute leicht an ihre Kost kommen können, auch wenig sonsten zu verkehren haben.

Zwischen den Cochin-Chinesern und Tonquinesern schwebet ein unauslöschlicher Haß, welcher unterweilen in einem Krieg von kurtzer Dauer ausbricht, der mehr mit Streiffereyen und Scharmützeln, als mit rechten Kriegs-Operationen geführet wird. Einige wollen behaupten, daß dieser ewige Haß und Feindschafft daher entstanden, weil Tonquin vormals eine Provintz von diesem Reich gewesen, und durch die verrätherische Herrschsucht eines Schwester-Mannes, oder Schwagers des Königes, welchem das Land auf die Lebens-Zeit seiner Gemahlin zu regieren aufgetragen war, davon abgesondert, und zu einem eignem Reich gemacht worden. So erzehlet *Hamilton* die Sache, wiewohl *Salmon* in der Beschreibung von Tonquin anders davon redet. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist dennoch ausgemacht, daß ungeachtet die Tonqui-

neser

neser alle Privat-Leute aus Cochin-China, die in ihr Land kommen, wohl empfangen: letztere dennoch jene zu Sclaven machen, wenn sie etwan ihr Leben zu retten, in ihr Land verfallen: welches denn entweder ihrem grossen Haß gegen die Tonquineser zu zu schreiben ist, oder auch ihrer Gewohnheit, also mit allen Frembden zu verfahren, die in ihr Land durch Unglück verschlagen werden. Wenigstens haben die Frantzösche Missionarii, die unsern Schiffbrüchigen so viele Hülffe leisteten ihnen berichtet, daß der König alle Schiffbrüchige und Frembde zu Sclaven mache. Sie funden dennoch mehr Gnade bey ihm, und hatten es bloß und allein der gewaltigen Schinderey der Mandarinen, und der Betriegerey des Chinesischen Hauptmanns und andere mehr, die ihren Vortheil dabey hatten, zu dancken, daß sie nicht eher von dannen wegkommen konnten.

Das Schloß des Königes, benebst seinem Seraglio, in welchem, lauter Verschnittene die Aufwartung verrichten, ist zu Foë oder Foe Foë. Ausser der Stadt hat er noch ein Casteel, in welchem ein Lust-Haus am Strande des Stroms gebauet ist. Der Pallast ist viereckt, rund umher mit einer höltzernen Schutzwand umgeben, hinter welcher eine steinerne Mauer stehet. Man soll, der Sage nach, 7 Thore passiren, ehe man an des Königes Wohnung kömmt.

Vor dem Eingang des grossen und äussersten Thors stehen drey metallene acht-pfündige Canonen, und wenigstens bey gewissen Gelegenheiten zum Staat, mit gelben seidenen mit Gold brodirten Decken beleget werden. Alle Seiten des Schlosses sind mit Gallerien versehen, unter welchen 400 grosse und kleine theils metallene, theils eiserne Stücke stehen, deren vier Anno 1656 zu Amsterdam gegossen, und auch einige aus Portugall gekommen sind. Auf dem Wege nach dem Schloß stehen auch hin und wieder kleine Schoppen, unter welchen ebenfalls Canonen stehen. Hart am Strom vor dem Schloß stehet ebenfalls ein Königliches Lust-Haus, welches an allen Seiten mit Holtz bekleidet, und von hinten zu als eine Chinesische Joncke aussiehet, nach der Landes-Art aber sehr wohl gebauet ist.

Wie Zahlreich seine Trabanten und Garden auch immer seyn mögen, so getrauet der König sich doch nicht leichtlich jemand in seinen innersten Gemächern zu sich zu lassen, ausser zwey Mohren, ja man sagt, daß er aus Furcht vor seinen Leuten kaum solle ruhen dürffen. Wie offt und bey welcher Gelegenheit, und mit welchem Staat der König sich öffentlich ausserhalb seines Pallastes sehen läst, habe ich nicht erfahren: dieses aber ist gewiß, daß er, so bald das erste Jahr nach seines Vaters Tode verstrichen, sich nach einen gewissen Tempel ausserhalb der Stadt des Morgens früh in gröster Galla erhebet, um daselbst sein Opfer zu verrichten. Diese Reise verrichtet er in einem lackirten und vergüldeten Fahr-Zeug unter Begleitung unterschiedlicher kleinen Ruder-Schif-

sen, zu Lande aber wird er von einer grossen Menge Reuterey und Fuß-Volck, doch in gröster Unordnung begleitet.

Das dritte Capittel.

Von dem Heidnischen Gottesdienst der Cochin-Chineser, und dem Zustand der Christlichen Religionen in dem Lande.

In ihrem Götzendienst sollen sie dem Bericht nach, den Chinesern sehr nahe kommen: indem sie dieselben Götter haben und dieselben auf gleiche Weise dienen. Welches um so viel weniger zu bewundern, wo es wahr ist, daß sie so wohl als die Tonquineser von den Chinesern abstammen. Deswegen wollen wir uns bey Beschreibung ihres Götzendiensts nicht lange aufhalten, als welcher entweder uns unbekant, oder in der Nachricht von China schon gnugsam beschrieben ist: sondern nur dieses beyfügen, daß von prächtigen Tempeln in diesem Lande nirgends Meldung geschiehet, wohl aber von solchen, die von Stroh gemacht, oder von Steinen gebauet, alle aber sehr verfallen sind. Ein in der Eile zusammen geklammertes Höltzenes Gezelt, welches zur Stunde zu andren Gebrauch verwand wird, und insbesondere zum Nacht-Lager den Fremden dienen muß, ist ihnen gut genug einen Tempel in zu opffern, vorzustellen. So wenig Gewissen sie sich über das Blut-Vergiessen machen, so wenig vermeinen sie auch durch Schlachtung der Schweine ihre Götter zu erzürnen; und setzen einen den Göttern gar besonders angenehmen Dienst darin. Ebenfalls haben sie ihre Fest-Tage, welche mit Gottesdienstlichen Handlungen mit Besuchung der Tempel, und mit allerhand Freudens-Bezeugungen hingebracht werden. Insbesondere feyren sie das Neue Jahr, und einige gesetzte Tage in jedem Monath, als zum Exempel den fünfften im fünfften Monath. Den achten im achten Monath, welche sie mit Lustbarkeiten und poßirlichen Glückwünschungen hintreiben.

Einige geben vor, daß in Cochin-China wenige Christen geduldet werden, fügen aber nicht hinzu, ob solches von ausheimischen, oder einländischen zu verstehen sey. Unsere Schiffbrüchige funden daselbst etliche Catholische Missionarios, so wohl von Portugall, als aus Franckreich, unter welchen auch ein Bischoff war. Sie rühmen den Frantzösischen Patribus nach, daß sie von ihnen viel gutes genossen, welches die Portugiesen im Gegentheil zu verhindern bemühet gewesen: und melden auch, daß obschon selbst der Nahme der Gutthätigkeit unter den Cochin-Chinesern gantz unbekannt, sie dennoch ohne dem Allmosen von den Gemeinen dieser Patrum, welche sie vor ihnen gesammlet, schwerlich

ihr

ihr Leben bis an die Zeit ihrer Erlösung würden hingebracht haben, und nimmer aus diesem lieblosen und unartigen Lande herausgekommen seyn.

Von diesen liebreichen Patribus haben sie vernommen, daß die Christen in der Provintz Hoë wohl 10,000 ihrer Kirchen aber 40, der Kirchen und Christen aber in Kiam wohl doppelt so viele gewesen. Die Neu-Bekehrte der Catholicken sind nicht nur geringe Leute vom schlechtesten Pöbel: sondern es haben sich auch vornehme Beammten zu ihnen geschlagen: man findet auch Römische Geistliche, welche in solchem Ansehen beym Könige stehen, daß ihnen bey Hofe vieles anvertrauet wird.

Das vierte Capittel.

Von der Leibes Gestalt, und Naturell, der Cochin-Chineser ihrer Lebens-Art, Sitten, Kleidung, Häuser, Haus-Geräth, Lustbarkeiten, Gastereyen, Schiffen und Fuhrwerck.

Man sagt, daß die Cochin Chineser den Chinesern der Gestallt nach sehr ähnlich seyn sollen, ohne daß sie gleich den Tonquinesern ihre Haare vollenkommen lang wachsen lassen. Wo die Einwohner von Pulo-Condore nach *Dampiers* Bericht Cochin-Chineser sind: so wird der letzteren Gestalt und Wesen dieses seiner Beschreibung vermuthlich nicht unähnlich seyn. Sie sind diesem nach, lang von Angesicht, haben schwartze schlechte Haare, kleine schwartze Augen, eine sehr dicke aber auch sehr erhabene Naase, dünne Lefftzen, kleinen Mund, weisse Zähne, kurtz von Statur, doch wohlgebildet, und etwas brauner, als die Einwohner von *Mindanao*.

Die Cochin-Chineser sollen weit stoltzer und allerhand Ungemach zu erdulden, weit mehr gehärtet seyn, als die Einwohner von Cambodia; im Umgang aber sind sie bey weiten so gut nicht. Der Herr *Salmon* schreibet zwar, daß man sie vor sehr höfflich und dienstfertig gegen Fremde ausgeschrieben habe: aus ihrem Verfahren aber mit den Engelländern, wovon unten etwas folgen wird, erhellet, daß dieses ein Irrthum sey. *Hamilton* spricht nach dem Munde eines der selbst da gewesen, nicht besser von ihnen; und unsere Schiffbrüchige haben weder Treu, noch Billigkeit, noch Gerechtigkeit, vielweniger Gutthätigkeit bey ihnen angetroffen: ja was sage ich Gutthätigkeit, ihre Habsucht und Schinderey ist so groß, daß sie es kaum glauben können, wenn sie jemand auch das letzte, was er hat, abgenommen haben, und immer noch mehr haben wollen. Die an ihren Küsten anländen, dürffen sich nicht die Rechnung machen, daß sie etwas eignes haben, so lange als ihnen noch etwas übrig bleibet, daß vor

dieser Leute Raub-begierigen Augen verborgen, und ihren Diebischen Händen entgangen ist. Die gemeinen Leute insbesondere thun ihr bestes um mit stehlen, und plagen, durch betteln, verleiten, verheissen einem, wo möglich, alles wozu sie Lust kriegen, aus dem Beutel zu bringen, und die Mandarinen sind listig genug, dasjenige, weil sie einem nicht mit Gewalt dürffen abnehmen, unter allerhand Vorwand, als einer lächerlichen Anschuldigung eines Verbrechens, unverantwortlichen Bedrohungen, Versprechung der Hülffe, und dergleichen Räncken abzuzwacken. Je ferner vom Hofe, je weniger Recht ist dagegen zu hoffen: obgleich man daselbst auch nicht frey ist von allen solchen Plagen. Die Furcht der Straffe verhindert doch, daß sie daselbst nicht so grob machen. Wenn gleich der König befiehlet, daß jemand zu seinem Recht solle geholffen werden: so wird doch die Gunst des Hofes nicht viel wircken, wenn die Mandarins nur mächtig genug sind, die Klagen über die unterlassene Vollziehung solcher Ordre zu unterdrücken, daß sie nicht gen Hofe gebracht werden, und bey solchem Ungehorsam ihren Beutel spicken können. Geld und Gut zum voraus in Hoffnung künfftiger Gegendienste zu geben, ist so gut als es ins Wasser zu werffen: denn weil sie von keiner Treue wissen, ist die Verbindlichkeit gleich vergessen, so bald sie dasjenige weghaben, worauf ihr Augenmerck gerichtet gewesen. Sonst ist diese Nation sehr hochmüthig und trotzig. Künstliche Arbeit und Curiositäten werden von ihnen nicht æstimiret, sie seyn denn von Gold oder Silber; dahero sie auch solche zur Stunde umschmeltzen.

Ihr Lebens-Art ist nüchtern und mässig, wie bey andern Orientalischen Völcker. Reis und Fisch ist ihre meiste Kost. Verfaulte Sandellen oder *Mam* sind ihr Zugemüß. Wie wohl sie auch allerhand Fleisch, Speck und grüne Kräuter essen. Sie haben auch *Caneje* einen Tranck von Reis und Zucker gemacht, in welchem man sich berauschen kan. Die Eßwaaren sind hier wohlfeil vor 6 Pitjer, das ist vor den 100 Theil von 32 Stüvern, oder vor einen Tikol kan man eine Schüssel mit Reis, etwas Fisch und Kraut kauffen. Die Unkeuschheit hat hier gewaltig überhand genommen, wie unter allen Heiden, es ist voll von Huren, und Huren-Winckeln, woselbst Frembde und Einheimische ihre böse Lust um ein geringes büssen können. Ja die Männer lassen gar ihre Weiber misbrauchen, wie *Dampier* von *Condore* erzehlet.

Sie sitzen mit Creutz-weis untergeschlagenen Beinen auf der platten Erde, welche mit Matten bedecket wird. Aber die Vornehmen haben Ruhebäncke, oder Sitze, welche an der Wand stehen, und zwey biß drey Fuß hoch sind. Vor diesen setzen sie ihre Tische währender Mahlzeit. Und essen mit kleinen Stöckgen, wie die Chineser und Tonquineser.

Um

Um Feuer-Brunst zu verhüten, kochen sie ihre Speisen ausser dem Hause an den Strömen: und alles Feuer muß täglich auf ein gegebenes Zeichen mit einer Trommel ausgelöschet seyn, ehe und bevor der See-Wind anfängt zu blasen.

Sie tragen Seidene Röcke, und Kleider von vielen Farben, deren sie eins über das andere ziehen: unter diesen haben sie nach Art der Chineser weite Hosen, und eine Art von Pantoffeln oder Solen an den Füssen.

Ihr Gewehr bestehet in Piquen und Musquetten, wie auch Häueren oder Säbels, und einer Art von Gewehr, welche die Holländer Seife-Messer nennen. Selbige sind grosse krumme Messer in Form eines Wintzer-Messers, welche sie oben auf den Schafft ihrer Piquen stecken.

Die Häuser, welche an solchen Oertern, wo man Uberschwemmungen zu befürchten hat, auf Pfählen stehen, sind von Holtz oder Bambos, und mit Kocker-Laub gedecket. Die Wänden werden von Bambos-Reit geflochten, und mit Kley, Leimen oder Kalck überkleistert. Sonst sind ihre Häuser mit keiner festen Wand in Gemächern eingetheilet, sondern sie können nach Art der Japanischen Häuser, mit Schirmen die man weg und vorschieben kan, in so viele und so viele grosse Gemächer, als ihnen beliebet, eingetheilet werden. Das Licht bekommen sie durch Fenster von Japanischen Papier, und unterweilen auch von Perle-Mutter verfertiget. Einige Häuser haben ein, andere zwey Stockwerck. Zur Zeit der Uberströmung kömmt man mit Böten zusammen. Ihre Häuser sind durchgehends mit einer Bambos-Hecke umzäunet. Die Chineser, welche hier zu Lande sind, bauen nach der Art ihres Landes meist mit Steinen.

Wer hier 80 bis 100 Reichsthaler hat, ist ein reicher Mann. Cambodia soll dennoch weit armer seyn. Hieraus aber ist genugsam abzunehmen, daß in ihrem Putz und Aufzuge nicht viel kostbahres stecken könne.

Ihre Schiffe sind lang und schmall, und vorne und hinten nach der Chineser Weise verfertiget. Die Bretter werden mit dünnem Rohr an einander fest gemacht. Sie gebrauchen gleich den Chinesern zwey Ruder, deren eines sie etwas tieffer sincken lassen, als das andere. Ihre Seegel sind, wie die Chinesische und haben die Form einer Muschel-Schale. Mit dem Winde können sie sehr geschwind seegeln.

Eine Art von ihren Fahrzeugen wird mit unzählig vielen Rudern fortgetrieben, und daher von den unsrigen Tausend-Bein genannt wird. Dieses ist eine Art von Kriegs-Schiffen, womit nicht nur Soldaten, sondern auch zur Zeit Canonen transportirt werden. Solche führen durchgehends ein sechspfündige metallene Schlange. Sonst haben sie noch andere kleine Fahrzeuge:

womit sie aber nicht ferne von Hause über das bewachsene Land [zur Zeit der Uberschwemmung] ausfahren.

Ihre Fuhren zu Lande in Sänfften oder Trage-Netzen und Pferden, die Trage-Netze bestehen aus einem Stück Holtz, das zwey Kerls auf der Schulter nehmen, woran ein Netz nach Art der Hang-Matten auf den Schiffen, von ihrem Thauwerck verfertiget, fest gehefftet wird, in welchen die Reisende liegen, und so fort getragen werden. Ihre Pferde behangen sie mit Glocken, wie wir bey den Rütschen-Schlitten thun.

Wie schlecht die Wege auch seyn mögen, wenigstens an den meisten Oertern, und ob man gleich offtmals Seen von einer halben Stunde, und Ströme zu durchwaten, wie auch grosse Berge, zu übersteigen hat: so ist doch kein ander Mittel als obige zu Lande zu reisen, ohn daß man unterweilen mit Fahrzeugen übersetzen zu lassen, Gelegenheit findet.

Von ihren Städten trifft man nicht gar zu vortheilhafftige Beschreibungen an. Der Herr Voogt sagt, daß sie keine Mauren haben, die Hauptstadt selbst ist sehr unordentlich gebauet, bald findet man ein Hauffen Häuser beysammen, bald die weitläufftig von einander stehen, und zwischen beyden viele ledige Plätze. Faifoe ist eine grosse Stadt, ungefehr eine halbe Teutsche Meile lang, welche mit einigen Queer-Strassen, längst einem Revier gebauet ist, und sich von Ferne sehr wohl præsentiret. Hier haben die Chineser eine nette Strasse mit steinern Gebäuden oder Boutiquen und hinter diesen ihre Tempel.

Hamilton vermeldet, daß die Städte der Cochin-Chineser in Quartiere vertheilet seyn, welche bey Nacht-Zeit wie Thoren von Gitterwerck von einander abgesondert und geschlossen werden: und daß sie im Fall in einem solchen Quartier Feuer auskömmt, nur die Weiber und Kinder rettet, die Männer aber ausschliesset, weil aber der Herr Voogt davon nichts weiß, und weder das Gitter noch die Vertheilung in Quartiere bemercket hat, sehen wir billig mehr auf einen Zeugen, der es mit Augen gesehen, als auf einen, der nur nach dem Hören sagen schreibet, und halten das erstere so wohl als das letztere für ein Gedichte.

Die Chineser, welche hier zu Lande, insonderheit in der Hauptstadt des Reichs, zu Tagfoë und anderwärts in grosser Anzahl anzutreffen sind, wohnen daselbst durchgehends beysammen unter einen Haupte aus ihrer Nation, welches sie selbst erwehlen, gleichwie in gantz Indien gebräuchlich ist. Sie sind hier her geflüchtet, als die Tartarn ihr Vaterland übermeisterten, von welchem Staats-Wechsel in der Nachricht von China mit mehrern ist gehandelt worden.

Dasjenige aber, was uns von ihren Sitten und Gebräuchen bekandt geworden, ist dem Leser nicht zu vorenthalten: so halten sie an ihren Fest-Tagen so

zu reden offene Tafel, und tractiren Freunde und Fremde reichlich. Ein jeder bringet alsdenn das seinige auf dem Bazos oder Marckt-Platz zusammen, da sie sich denn in die Runde auf Matten niedersetzen, und sich lustig machen. Sie können auch Chinesische Comoedianten bekommen, welche bey solchen und andern Frölichkeiten in den Häusern Comoedien aufführen, so daß sie nach gesättigtem Magen, auch die Augen und Gedancken ihrer Gäste mit einem lustigen Vorwurff occupiren können.

Wie sie ihre Todten bestätigen, und welcher Achtung und Verehrung ihre verstorbene Ahnen bey ihnen stehen, habe ich nicht erfahren. Wol aber vernommen, daß der König jährlich zum Andencken des Todes von seinem Vater ein Fest begehen soll. Wo man aber aus der Begräbniß eines Frembden, der daselbst verschieden, von diesen Dingen etwas schliessen kan, sind sie gewohnt ihre Todten in Sargen mit einem erhabenem Deckel zu legen, und ausser den Städten auf den Dörffern zu begraben. Auf diese Weise verfuhren sie mit der Leiche eines gewissen aus der Compagnie der Schiffbrüchige *Nentwig* der daselbst gestorben. Sie bezeugen auch ihr Hertzeleyd über den Todt ihrer Freunde in ihrer Kleidung, und trauren mit rohem und ungebleichten Cattun.

Das fünffte Capittel.

Von ihren Künsten und Wissenschafften, Zeit-Rechnung, Nahrung, Kauffmannschafft, Mineralien und Früchten.

Weil die Cochin-Chineser ein roher ungeschliffener Hauffe sind, stehet von ihrer Gelehrsamkeit und Wissenschafft nicht viel zu sagen; mir ist wenigstens keine Nachricht jemals davon zu Gesichte gekommen. Ihre Künstler aber und Handwercker anlangend, so habe nicht mehr davon gefunden, als daß sie das Eisen zu saubern wissen, unterschiedliche Eisen-Schmiede unter sich haben, die bey Nacht arbeiten müssen, wie auch, daß sie in Verfertigung der seidenen Stoffen den Tonquinesern nichts nachgeben. Sie bringen auch, wie anderwerts in Indien geschicht, das Wasser mit Mühlen auf ihre Reis-Felder, haben auch Zucker-Mühlen, die durchs Wasser getrieben werden, und machen auch Saltz.

Was aber die Kriegs-Ammunition, als Geschütz, Bomben, Granaten betrifft, so wissen sie keinen Raht solche zu verfertigen, und können vermuthlich nicht besser, als ihre Nachbaren mit Schieß-Gewehr umgehen. Denn was man auch immer von ihrer ausnehmenden Fertigkeit in Künsten und Wissenschafften, vornehmlich aber in der Tractirung des Hand-Gewehrs sagen mag, so kan man doch nicht sonderlichen Staat darauf machen. Die Jesuiten versichern, daß sie ein vorgestecktes Ziel mit dem groben Geschütz so nett zu treffen wissen, als die Europäer mit Feuer-Röhren. Wenn dem also wäre, würde keiner von ihren

Nachbaren gegen sie bestehen können. Denn man hält in den Ländern denjenigen schon für einen stoltzen Held, der eine Canone ohne Lauff-Feuer abzubrennen sich untersteht. Im vorbeygehen muß ich hier noch erinnern, daß was man auch von der Stärcke unserer Europäischen Festungen in India spricht, solche dennoch mit den Festungen in Europa, die man recht nach der Kriegs-Bau-Kunst verfertiget, nicht können verglichen werden. Sie sind gut genug in einem Lande, allwo etliche wenige Stücke Geschütz auf einer schlechten Mauer gepflantzet, eine Stadt unüberwindlich machen. Wenn auch unsere Scribenten sagen, daß ihre so schmale und schlecht gebaute Galeeren mit Canonen, gleich unsern Orlog-Schiffen besetzt sind, so scheinen sie ihr Judicium nicht recht zu gebrauchen, und schreiben nur den Pater *Borri* oder einen andern von seinen geifernden Mit-Brüdern aus, welcher der Lügen zu gefallen die Wahrheit spahren. Denn man kan nicht begreiffen, welchen Nutzen diese Patres sich oder ihrer Religion von der Ausbreitung solcher närrischen Mährlein versprechen können.

Sie halten mit den Chinesern ihr Neu-Jahr ungefehr mit Ausgang des Jenners. Das Jahr wird bey ihnen nach der Weise der Siameser, auch nach dem Lauff des Mondes in 12 Monathen getheilet, jeden Monath zu 29 bis 30 Tage gerechnet. Alle 3 Jahr aber haben sie ein Schalt-Jahr von 13 Monathen.

Die Handlung und Nahrung wird daselbst in jeder Stadt oder Dorff in Kramladen getrieben, woselbst man allerhand Speisen und Nohtdurfft zu kauff findet. Sie treiben auch den Handel auf ihren Bazars oder Märckten, welche daselbst täglich gehalten werden, wobey die Chineser ihre Rolle meisterlich zu spielen wissen. Sie haben auch Wirthshäuser Kwaan bey ihnen genannt, wo man seinen Leib bergen kan, Aufwartung aber vor Geld geniesset. Der ausländische Handel ist sehr gering, und bestehet vornemlich in Aloe-Holtz und Betel. Sie handeln auch mit Seide, Cartun, Marmor, Sappan-Holtz, Wachs, Zucker und Cassia lignea. Die vornehmsten Kauff-Leute aber sind Chineser, welche auch von hier auf Japan, Canton, Jahor und Batavia fahren. Denn die Cochin-Chineser sind elende See-Leute, und ob sie schon zum ausländischen Handel sehr geneigt sind, wissen sie doch keine Mittel, solchen fortzusetzen: die schlechte Begegnung aber, womit sie andere Frembde aufnehmen, schrecket diese vom Handel nach ihrem Lande ab. Die Cochin-Chinesische Fischer fahren noch auf Pulo Canton, und sind vornehmlich beflissen, die Meer-Schweine, welche zu gewissen Jahr-Zeiten häufig daselbst fallen, zu fangen, um Thran daraus zu kochen. Auf den benachbarten Inseln fangen sie auch Schild-Kröten, davon sie den Thran nach Hause bringen. Bey solchen Reisen brauchen sie nur kleine offene Fahr-Zeuge die 4, 5, bis 6 Faß laden können. Mit dergleichen Schiffgen hohlen sie auch Pech und Theer von Pulo-Condore und Aloe-Holtz aus der Bay von Siam.

Unter den Stein-Brüchen dieses Landes rechnet man den Marmor, von Bergwercken findet man daselbst Eisen-Minen; Hamilton versichert, daß das Gold hier auch im Uberfluß falle: weil aber unsre Holländer so wenig von diesem Metall daselbst angetroffen, und das Land durchgehends sehr arm zu seyn vermeinen, kan ich nicht gläuben, daß das Gold daselbst überflüßig sey, wo sonst noch etwas in den Bergwercken oder Strömen zu finden ist

Man trifft hier dieselben Bäume und Pflantzen an, als in Tonquin, nehmlich Reis, Zucker-Rohre, und so ferner; neben dem auch eine Art von Holtz, womit Tonquin dem Verlaut nach nicht versehen ist. Selbiges ist so hart und fest, daß man Anckers davon verfertiget. Sie haben hier auch den Aqvila-Baum, welches Holtz sehr angenehm riecht, und auf dem Gebirge Kemois wächset.

Dam-

Dampier aber meinet, daß sie es aus der Bay von Siam hohlen. Das Holtz von den alten Bäumen hat den stärckesten Geruch, und wird Kalamback genennet, dieses aber behält der König vor sich selbst. Man meinet, daß dieses eben das Aloe-Holtz sey. Nach China und Japan wird es häufig verführet, und in letzteren Lande brauchen die Leute ein Stück davon an statt eines Haupt-Küssens. Unter den Indianern, die ihre Todten verbrennen, wird viel davon zu den Scheiter-Haufen verbraucht.

Man trifft hier auch gantze Buscagen von Maulbeer-Bäumen an; daher ist das Land sehr ergiebig an roher Seide, welche die Chineser von dannen verführen. Nach Dampiers Bericht soll auch Thée daselbst wachsen, welcher aber nicht viel taugt, wie auch Pinangs und Betel.

Weil dieses Land in vielen Stücken mit Tonquin übereinkömmt, kan der Leser dasjenige alles weitläufftiger dorten lesen, was wir hier nicht berühren, um ihm nicht mit unnützen Wiederhohlungen verdrießlich zu fallen. Ihre Vogel-Nester aber müssen wir nicht vorbey gehen, welche in Europa so wohl als Indien für eine so seltene Delicatesse gehalten werden. Die Nester werden von einem kleinen Vogel, gleich einer Schwalben in den Felsen an den See-Küsten, von Meer-Schaum und einer gewissen Feuchtigkeit, den der Magen des Vogels von sich giebet, gebauet, von der Sonnen getrocknet, und sind bey nahe durchsichtig. Man erweichet sie in warmen Wasser, wenn man sie essen will, zerbricht sie hernachmals in kleine Stücke, und thut solche in eine Fleisch-Suppe. Dieses Essen ist sehr nahrhafftig, und wird von vielen vor sehr schmackhafft gehalten. Doch ist jederman nicht von gleichen Geschmack bey diesem Gericht.

Sie haben hier dieselbige wilde und zahme Thiere als in Tonquin, als Affen, Büffel, Rind-Vieh, Elephanten (mit deren Zähnen der König handelt) Tieger, Schweine. Die Pferde des Landes sind nett von Gewächs, daß sie mit Glocken am Geschirre behangen werden, geschiehet daher, weil die Leute des Landes sehr wunderlich zu wercke gehen mit den Reiten, und man durch den Schall der Glöcklein Unglück zu verhüten gedencket. Man trifft hier auch Schild-Kröten, die auch auf den Lande leben, Karpen und Sardellen an.

Das sechste Capittel.

Enthält eine Beschreibung der Insul Condore, und eine Nachricht von dem Untergang der Englischen Colonie.

Nachdem die neue Ost-Indische Compagnie in Engelland auf der Insul Candore, welche unter Cochin-China gehöret, ein Fort angelegt, und zwey oder drey Jahr inne gehabt hatte, haben wir von dieser Insul nähere Nachrichten eingezogen, als von einigem andern Theil der Cochin-Chinesischen Herrschafften, und diese Nation weit besser, als durch die Herren Jesuiten kennen gelernet.

Pulo-Condore, oder die Insuln von Candore, liegt auf dem achten Grad viertzig Minuten Nordlicher Breite, und ist 20 Stunden Süd-Ost von der Mündung des Stroms Cambodia gelegen. Die gröste und bewohnte Insul ist zwischen vier und fünff teutsche Meilen lang, und wo sie am breitesten, drey Meilen breit: die nächst gröste, so neben daran liegt, ist drey Meilen lang, und ungefehr halb so breit, macht aber mit der vorigen einen recht bequemen Haven. Auf diesen Insuln wächst viel Holtz, daß zu allerhand Gebrauch gut ist, von ungefehr drey bis vier Fuß dick, und unter andern der so genannte Dâmas-Baum, aus welchem man eine Art von Terpentien, oder Hartz und Theer ziehet. Ihre Früchte sind Mangoer, eine Frucht die den Trauben gleicht, aber auf Bäumen wächst, und wilde Muscat-Nüsse, welche aber den ächten nur der Gestalt nach ähnlich: man findet auch den Cool-Baum daselbst, welchen Lockyer allein vor einen wilden Cocos-Baum ansiehet. Die Thiere der Gegend sind Schweine, Eidexen und Guanoer, auch Papagoyen, Parakieten, Tauben, wilde Hühner, von der Grösse einer Krähe ungefehr. Muscheln giebt es auch daselbst und Schildkröten in Uberfluß.

Auf diesen Insuln sind unterschiedliche kleine Bäche von frischen Wasser, welche zehn Mona-

then lang im Jahr voll sind, im April aber trocknen sie aus, und im May-Monath fängt das Wasser schon wieder an sich darin zu sammlen, weil alsdenn die Regen-Zeit eintritt. Dampier rühmt diese Insuln, als einen bequemen Platz für die Engelländer eine Niederlage daselbst anzulegen.

Die Einwohner sind Cochin-Chineser, und reden die Malaische Sprache. Ihr vornehmstes Gewerbe ist Theer aus dem Damas-Baum zu machen, und Schild-Kröten zu fangen aus welchen sie ein Oel verfertigen und in Cochin-China zu kauff bringen. Sie bringen bey Ankunfft der Schiffe ihre Weiber am Bord und bieten selbige den Matrosen an, welches nach Dampiers Bericht hier und in den benachtbarten Ländern eine durchgängige Weise ist. Von ihrer Religion erzehlt Dampier, daß er einen kleinen Götzen-Tempel auf der Insul gefunden habe, mit einem Bilde eines Elephanten ungefehr fünff Fuß hoch an der einen, und einem Bilde eines Pferdes an der andern Seite der Pagode, welches bey weiten so groß nicht gewesen. Der Tempel war ein niedrig hölzern Gebäude und mit Stroh gedeckt, gleich wie ihre andre Häuser.

Die neue Englische Ostindische Compagnie, durch Dampiers Bericht, wie Salmon vermeldet, bewogen, legte hier eine Festung an, welche mit einem Wall von Erde, worauf einige Stücke stunden, und mit Pallisaden anstatt eines Grabens umgeben war.

Lockyer legte Anno 1704. auf seiner Reise nach Canton allhier an. Er sagt, daß er daselbst ungefehr 45. Europäer und Soldaten vorgefunden habe, welche in Diensten der Compagnie stunden, nebst 7. oder 8. Topassen, welches eine gelbliche Art von Menschen sind, die der Compagnie dienen, und fünffzehn Bugios von Macassar auf der Insul Celebes gebürtig, so für die besten Soldaten in gantz Indien paßieren: Die aber mehr als einmal gezeigt haben, daß sie den Engelländern nicht getreu sind.

Auf der Insul waren, dem Vermuthen nach, zwey oder drey kleine Dörffer, bey deren Einwohnern die Engelländer nicht gar zu gut angeschrieben waren: Daher sie auch nicht zugeben wolten, diese Leute unter einigem Vorwand Gewehr in ihren Häusern haben solten. Es stehet nicht zu zweiflen, daß die Cochin-Chineser entweder die Engelländer aus ihrer Festung würden vertrieben, oder auch nicht gelitten haben, daß sie daselbst ein Fort anlegten, wenn sie so gute Soldaten wären, als die Jesuiten von ihnen vermelden. Weil sie aber keines von beyden gethan, kan man eben daraus abnehmen, daß ihre Kriegs-Erfahrenheit nicht viel grösser, als bey ihren Nachtbahren seyn muß. Denn ein recht streitbares Volck, welches sonderlich in der Kriegs-Bau-Kunst etwas unterrichtet ist, wird sich nicht abhalten lassen, eine kahle mit 40. bis 50. Mann besetzte Redoute anzugreiffen, deren Besatzung, ob sie wohl die Kauffmannschafft verstehet, in Kriegs-Sachen doch nicht sonderlich erfahren ist. Die Cochin-Chineser aber würden wohl nimmer das Hertz gefasset haben, die Engelländer anzufallen, wenn die Factorey nicht von den verrätherischen Bugios wäre in Brand gesteckt, und die Engelländer am dritten Martii 1705. in ihrem Bette von ihnen ermordet worden. Der Vortheil, dazu sie sich dieses Unglück bedienten, und die Rache, die sie an denjenige verübten, welche mit dem Leben davon kamen beweisen genugsahm, daß sie wohl zuvor würden attaquiret haben, wenn sie nicht ihrer Schwachheit sich bewust gewesen. Den gantzen Verlauff dieser Tragoedie kan man aus dem Schreiben von Meister Cuningham, an einen Englischen Kauff-Mann in China ersehen: welches wir hier von Wort zu Wort einrücken.

Mein Herr!

Sie werden ohne Zweiffel vor Empfang dieses Schreibens schon etwas gehört haben, von der Zerstöhrung unserer Festung zu Candore: von welcher nebst allen dahin sich beziehenden Umständen ihnen hiedurch einen ausführlichen Bericht ertheile, damit sie solchen unsere hochgeehrten Herren Principalen mittheilen können. Weil unsre Maccasarsche Soldaten mit einigen Bedrohungen waren angelassen worden, weil sie zwey von unsere Sclaven aus ihrer Verwahrung hatten echappiren lassen, haben sie sich allem Ansehen nach vorgenommen, sich so empfindlich zu rächen. Denn am

am andern Martii in der Nacht steckten sie die Festung in Brand, und erschlugen zu gleicher Zeit unser Ober-Haupt den Herrn *Cloyd*, den Capitain *Cashwel* den Herrn *Tuller*, und noch 19. andere von den unsrigen. Der Doctor *Rovnd*, der Herr *Chilly* und der Capitain *Dennet*, mit noch acht oder neunen mehr entflohen in einer Chaloupe nach Malacca, und wie ich glaube von dar nach Batavia, diejenige, welche noch übrig blieben, waren so zerstreut, daß ihrer kaum zwey bey ein ander anzutreffen waren. Ich lieff nach den Cochin-Chinesern zu, um Hülffe bey ihnen zusuchen: ihre Furcht aber war so groß, daß sie an nichts weiter gedachten, als sich mit einer Barricade zu verwahren. Nach solchen verübten Schelm-Stück setzten sich die Macassarsche Soldaten in eine Cochin-Chinesische Prow, üm über die See zu entfliehen: sie wurden aber von dem Volck auf einem Fahrzeug von Cambodia angefallen, unter der Anführung unsers Waffen-Schmidts, welcher einen von ihnen tödtete, zwey aber tödlich verwundete, welches sie nöhtigte wieder nach dem Lande zufliehen, und sich im Gehöltz zu verbergen. Die Cochin-Chineser nahmen frühe morgens die Festung im Besitz, aus Beysorge, wie ich muhtmasse, daß wir uns mit denen von Cambodia zusammen schlagen, und dasjenige wegbringen möchten, was die Flamme nicht vernichtet hatte. Wir waren aber nur 16. Engels-Männer, unter welchen ihrer vier tödlich verwundet, und sechs Topassen, und ungefehr 20. Sclaven starck, und also gar zu schwach um mit ihnen anzubinden, weil ihrer bey nahe 200. waren. Weil die Chineser nun, wenn es zum Schlagen geht, so viel als leere Nullen sind, und unsere Madras-Chaloupe in Cochin-China abwesend war, sahen wir uns genöthiget, zu ihrer gütlichen Assistance unsre Zuflucht zunehmen, worauf alles gegenwärtig vorhandene Geld in Kasten gelegt, und meistentheils gewogen ward und folglich ihnen zur Verwahrung übergeben. Währender Zeit hatten die Bugios von Macassar ein ander Prow ergriffen, um darin zu entfliehen, sie wurden aber von den Cochin-Chinesern davon abgehalten, und diese versprachen in wenig Tagen sie insgesammt entweder todt oder lebendig zu liefern. Die meisten unter uns trauten ihrer Freundschafft nicht sonderlich viel zu: sie wusten aber nicht, wie sie es vor unsern Herren Principalen verantworten solten, daß sie so viel Geld unter ihren Händen zurück liessen, da sie doch vorgaben unsre Freunde zu seyn, und wir es nicht anders um sie verdient hatten: Denn wir hätten für unsere Personen mit dem Schiff von Cambodia weggehen können, welches am folgenden 7. Martii unter Seegel gieng, und aus Unwillen nicht länger warten wollte, mit welchem auch die Herren *Balduin*, und *Vingate* nach Cambodia überfuhren, um ihren Weg, so gut als möglich, nach Batavia zu nehmen. Den nächsten Tag nach ihrer Abfahrt fingen die Cochin-Chineser einen Maccassarischen Soldaten, welchen sie den Kopff abschlugen und uns brachten, woraus wir muthmassten, daß wir ihrer freundschafft uns gesichert halten könnten. Am Zehnten aber fielen sie uns an, ohne daß ihnen die geringste Ursache darzu gegeben, bloß nur die Beute gewiß weg zu schnappen, und schlugen alle Engelländer und unter denselben den Herrn *Rottinger*, Herrn *Towsend*, Herrn *Joseph Ridges*, und Herrn *S. Pam* nebst vier Topassen und sechs Sclaven todt. Mich allein liessen sie leben nachdem sie mir zwey Wunden gegeben, eine leichte am Arm, und eine sehr gefährliche in der lincken Seite, wovon ich, GOtt sey Danck, jetzund schon genesen, und nebst zwey Topassen und 15. Sclaven, allein lebendig davon gekommen bin. Den 18. kamen vier Cochin-Chinesische Galleren nebst 65. Prowen mit ungefehr 300. Soldaten besetzt, ausser welchen die übrigen Cochin-Chineser fast eben so starck waren. Diese luden alles ein, was nur der Mühe wehrt war, mit weggeschleppet zu werden. Währender Zeit daß sie hier waren gingen sie 2 bis 3 mal aus, die Macassarschen Soldaten zu suchen, funden sie auch zuletzt und erschlugen ihrer viere. Den 7benden Aprilis bekam ich Befehl an Boord einer ihrer Galeeren zu gehen, und hatte nicht Erlaubnis mehr irgend wohin zu gehen, ohne einen Soldaten hinter mir her zu haben. Ich sahe und merckte gar wohl, daß alles Volck, welches zu der Madras-Chaloupe gehörte, in absonderlichen Häusern mit Ketten an den Händen Congas genannt, geschlossen lag, den Capitain Ridly alleine ausgenommen. Ich versuchte offt, den Gouverneur aufzuwarten, es ward mir aber nicht erlaubet. Denn er war mit Empfangung

der Güter, die von Pulo-Condore herüber gebracht wurden, und mit Wägung des Geldes beschäfftiget, welches 21, 300. Tayl schwer befunden ward. Endlich am 20ten desselben Monaths, muste ich als ein Missethäter, wie alle übrigen Sclaven, in Congas vor dem Gouverneur und seinen Rath erscheinen. Da wurden mir drey Verbrechen zur Last gelegt. Das erste war, daß die Englischen bey ihrer Ankunfft zu Pulo-Condore sollten gesagt haben, daß sie daselbst ihren Aufenthalts-Ort nehmen wollten, es möchte solches dem Könige von Cochin-China lieb, oder leyd seyn. Zum andern daß im letzten Jahr kein Engelländer mit Geschencken nach Hoffe wäre gesandt worden. Zum dritten endlich, daß wir ein Schiff nach Cambodia gesandt, und dem Gouverneur keine Nachricht davon gegeben hätten. Auf das erste antwortete ich, daß ich solches niemals gehöret. Als wir erstlich an der Insul gekommen, hätten wir nicht gewust, daß Leute darauf wohneten: Es hätte unser Gouverneur auch, so bald seine Schiffe nach China abgefertiget gewesen, von stund an einen Gesandten nach Cochin-China gesandt, durch welcher er Erlaubniß erhalten, sich hier nieder zu lassen. Auf das andere erwiederte ich, daß alle Engelländer so kranck gewesen, daß wir keinen von einigem Ansehen gehabt den wir hätten senden können: Derowegen wir denn mit einem Chinesischen Capitain, der eben da gewesen, in Handlung gestanden, daß er unsere Geschencke zu überbringen über sich nehmen möchte. Der Kaifou (Dollmetscher) aber habe von selbsten auf sich genommen, das Geschenck zu überlieffern, und unsre Entschuldigung bey dem Könige zumachen: Darauf versetzten sie, es sey einerley einem Chineser, oder den Kaifou zu senden, und daß ein Engels-Mann weit besser dazu, und angenehmer wurde gewesen seyn. Ich antwortete darauf; solches sey des Kaifou sein Versehen, welcher uns besser sollte unterrichtet haben. Sie frugen aber ferner warum wir nicht einen Engels-Mann von einem Schiff genommen hätten, worauf ihrer doch so viele wären? Ich gab ihnen aber zu verstehen, es sey uns nicht erlaubet, jemanden von einem Schiffe abzufordern. Gegen die dritte Beschuldigung wandte ich ein: daß uns niemals von jemand wäre gesagt worden, daß wir dem Gouverneur von Borea Nachricht davon geben müsten, wenn wir ein Schiff nach Cambodia senden wolten. Darauf beschwehrte er sich, daß kein Engels-Mann auf sein Schiff an Bord hätte kommen wollen, als er an der Mündung des Flusses Cambodia gelegen, ob er gleich zu ihnen gesandt, daß sie kommen möchten mit ihm zu reden. Worauf ich zur Antwort gab, das Schiff sey nicht wieder nach Pulo-Candore zurück gekehret, und ich könne dahero nichts gewisses sagen, warum man also zu verfahren bewogen worden. Darauf ward ich dimittirt, und gieng, nachdem man mir die ongas abgenommen hatte, wieder nach Hause. Des folgenden Tages war ich im Hause des Sohns vom Gouverneur, woselbst mich der Gouverneur von ungefehr erblickte, und daher bewogen ward mich nach seinem Hause hohlen zu lassen. Er frug mich um nichts wichtiges, ohne warum ich zwey Engelländer nach Cambodia gesendet, und was ich ihnen mit gegeben hätte? Als ich dieses beantwortet, wolte ich ausforschen, was er mit uns im Sinn haben möchte. Er gab mir aber zu erkennen, daß wir würden bleiben müssen bis der Expresse, den er nach Hoffe gesandt, würde zurück gekommen seyn, womit wenigstens zwey Monathen hingehen würden. Da ich ferner wegen des Capitains *Bidley* frug (welcher zu Danquei 20. Meilen von hier kranck darnieder lag) und ihn bat selbigen nebst seinem Volck der Ketten zu entledigen, gab er weiter keine Antwort, als daß er mit dem ersten davor sorgen wolle. So stehen die Sachen anitzo. Wie es ablauffen will, weiß GOtt alleine. Ich weiß nicht, was unsre hochgeehrte Herren Principalen dazu dencken, und dabey thun werden, und sehe dahero nicht, welchen Rath ich in den Sachen geben soll. Ich verbleibe mit vieler Ergebenheit

Meines Herren, rc.

Der Herr Cuningham ward nachgehends auf freyen Fuß gestellet, und zum Presidenten zu Banjar in der Insul Borneo ernennet. Diese Festung ward auch, wie Lockyer berichtet, von den Einheimischen, ehe er 10. Tage daselbst zugebracht, verwüstet, aber nicht auf eine solche betrübte Weise als zu Condore geschehen. Hievon aber wird ein umständlicher Bericht in der Beschreibung der Insul Borneo gegeben werden.

* * *

Pingeling sc. Hamburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salmon, Thomas,

Die Heutige Historie oder der Gegenwärtige Staat von allen Nationen Worinn Ihre Länder, Lage und Beschaffenheit, ihre Personen, Kleidung, Gebäude, Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, Religion, Policey, Künste und Wissenschafften, Handlung, Handwercke, Acker-Bau, Pflantzen, Thiere, Bd.: 1,1

Altona 1732

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.q.3(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11429097-7
VD18 10732101